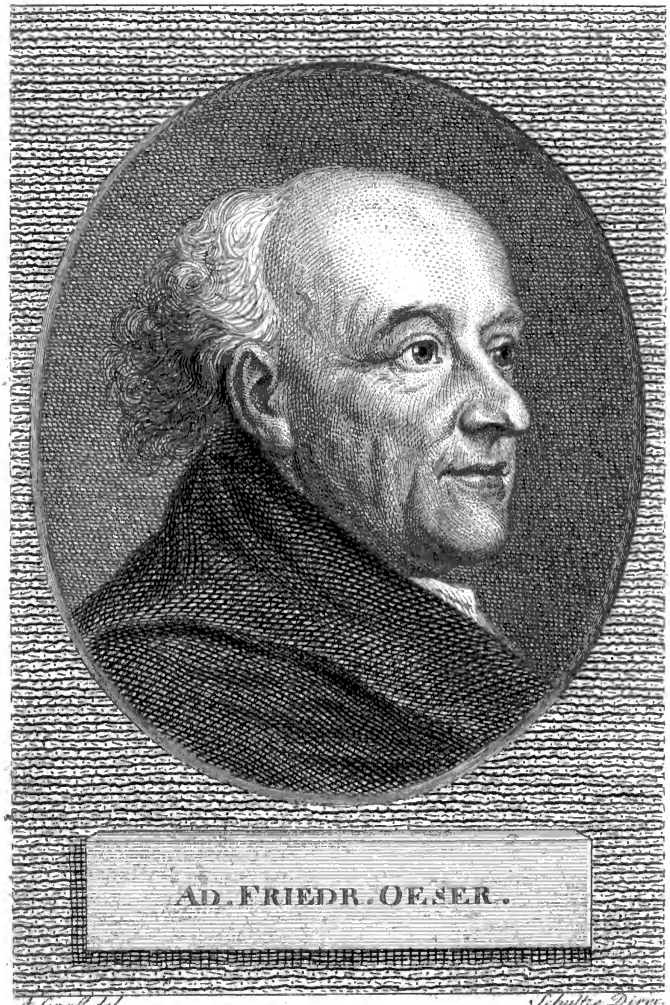
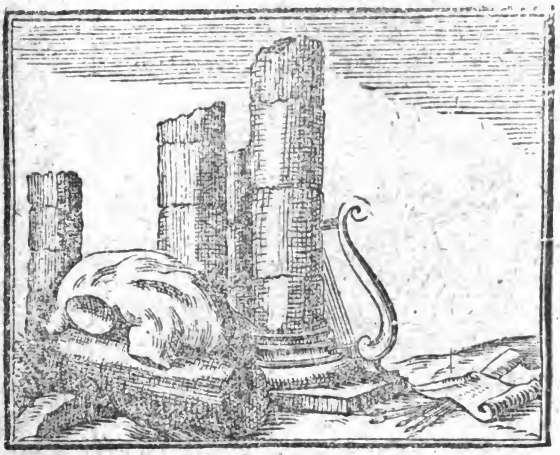
Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der Freyen Künste

A. Graff del. Schultze Direc


AD. FRIEDR. OESER.
A. Graff del.
Schultze Direx.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Drey und sechzigsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung, 1800.

I.

Warum läutert sich der Geschmack im Ernsthaften früher, als im Komischen?

Welches sind wohl die Ursachen, warum sich, fast unter allen Nationen, der Geschmack bey Behandlung ernsthafter Gegenstände in Versen oder in Prose, eher geläutert hat, als der Geschmack im Ausdrucke der Lust, im Komischen und beym Lächerlichen? In den Dichterwerken der Griechen finden wir schon das Edle, das Erhabne und das Tragische des Ausdrucks und der Gedanken auf einer hohen Stufe von Vollkommenheit; finden diese Vorzüge der Geisteswerke vom Volke anerkannt, geschätzt, bewundert: indeß, zu gleicher Zeit, eben diesem Volke die plattesten Scherze, die pöbelhaftesten und schmutzigsten Zweydeutigkeiten, die abgeschmacktesten Wortspiele gefallen, — Indeß von seinen ersten und bewundertsten Dichtern in der komischen Gattung, jene Künste, dem Volke zu gefallen, nicht verschmäht werden. — Sophokles und Euripides hatten schon die Athenienser zu

0802.
1781
520486

allem Pomp der edelsten tragischen Diction gewöhnt, hatten sie das Wahre und Richtige in der Schilderung der Empfindungen, das Angemessene und zugleich Gewählte in dem Wortausdrucke derselben schätzen und lieben gelehrt; Pindars hoher Flug, Homers sich immer gleiche Größe waren ihnen schon bekannt, und hatten auf alle Gemüther Eindruck gemacht. Und doch lassen sich dieselben Athenienser, die allerunnatürlichsten Fictionen, die widersinnigsten Fabeln, die leersten oder die geschmacklosesten und niedrigsten bon-mots von ihrem Aristophanes gefallen; und dieser Aristophanes, dessen Komödien vollgepfropft sind mit allem was die Vernunft und den Geschmack beleidigt, scheint doch dem Sokrates sogar ein Mann, durch dessen Mund die Musen selbst reden würden, wenn sie sich den Griechen mittheilen wollten. Selbst jene großen und noch von uns hochgeschätzten Dichter, Homer und Euripides, die der Natur treu, verständig und von richtigem Geschmacke in allen Theilen ihrer Werke sind, wo sie ernsthafte Verhandlungen erzählen, oder starke und männliche Leidenschaften schildern, werden klein, und verlieren ihre richtige Beurtheilungskraft und ihren guten Geschmack, sobald sie irgend einen Theil ihres Subjekts komisch behandeln wollen, oder lächerliche Charaktere auf die Bühne bringen. — Denselben Contrast finden wir bey der aufblühenden Cultur der Neuern. Shakespears ernsthafte Scenen, sein Ausdruck für philosophische Gedanken, für edle Empfindungen, für tragische Leidenschaften, haben eine so

große

große Richtigkeit, Schönheit und Ausarbeitung, daß die Länge der Zeit nichts an diesem Gemälde hat verwischen können, und noch unser Zeitalter diese Scenen ganz unverändert, in Gedanken und Ausdruck, beybehält und bewundert. Aber wie sehr ungleichen Gehalts sind seine Scherze? Wenn sein die Natur beobachtendes tiefes Genie ihn auch hier noch begleitet, und ihm in der Darstellung komischer Charaktere diejenige Kraft giebt, die uns dieselbe noch immer anziehend macht, selbst wenn sie unnatürlich und übertrieben sind: so verläßt ihn doch sein Geschmack; — seine Sprache wird unedel, sein Gefühl von Schicklichkeit und Anstand leitet ihn nicht mehr; — er verbindet gelehrte Pedanterey mit Pöbelwitz. — Das ganze Alterthum kannte nur wenige gute Plaisanterien, es hatte bis auf den Lucian, der schon halb zu den Neuern gehört, kein einziges größeres Werk, wo komische Laune mit gutem Geschmack und Philosophie verbunden wäre. Glückliche Einfälle kannten sie; unter ihren Apophthegmen kommen auch scherzhafte von vielem Gehalt und guter Erfindung vor. Aber eigentlich lachen zu machen, auf eine Art, daß auch der vernünftige, fein gebildete Mann mit lachen kann, — und in den versteckten Sinn, oder in die geschmackvolle Einkleidung einer Posse, eine Nahrung für einen edlern Geist zu legen, indem der gemeinste durch das auffallend komische ergötzt wird, das verstanden sie wenig.

Woher kömmt nun wohl dieß, daß Vollkommenheit und Ausbildung der menschlichen Ideen,

in den Regionen des Verstandes und der Empfindung, eher statt findet, als in denen des Witzes, besonders des leichten spielenden Witzes? Ist dieß der natürliche Gang, daß, so wie die Erfindungen für das unentbehrliche Bedürfniß, denen, die zur bloßen Bequemlichkeit oder zum Wohlleben dienen, vorangehn, so auch die Fähigkeiten des Menschen, die zu seinen ernsthaften und unentbehrlichen Beschäftigungen gehören, eher angebauet werden, als die, wodurch er sich bloß eine fröhliche Erholungsstunde verschafft? — Aber doch sehen wir, daß die eigentlichen ernsthaften Wissenschaften, die unmittelbar zur Glückseligkeit der einzelnen Menschen und der Staaten abzielen, sich weit später ausgebildet und gewisse Fortschritte gemacht haben, als die Dichtkunst, die doch im Ganzen mehr zum Vergnügen der Menschen, als für ihre Wohlfarth arbeitet; obgleich hinwiederum in der Dichtkunst selbst die ernsthaften Gattungen des Heldengedichts, der Ode und der Tragödie eher zur Vollkommenheit gelangt sind, als die bloß ergötzenden der Satyre, des Lustspiels, oder der so genannten poèsies fugitives. Die Einbildungskraft wurde sicher früher beym Menschen beschäftigt als Verstand und Vernunft: aber die ernsthafte, finstere mit tragischen oder erhabnen Bildern angefüllte Einbildungskraft war es, welche die ersten Geisteswerke hervorbrachte, auf welche die der fröhlichen spielenden Phantasie erst spät folgten.

Oder müssen, um Lächerlichkeiten in den Sitten zu finden, die nicht zugleich eckelhaft, schmuzig

zig und niedrig ſind, die Sitten des Volks ſelbſt ſchon auf einen gewiſſen Grad verfeinert ſeyn? — Sind zu denjenigen Contraſten, welche der komiſchen Muſe den Stoff zu ihren angenehmſten Schilderungen geben, ſchon die mannichfaltigen verwikkelten Verhältniſſe unter den Menſchen nöthig, die ſich nur in großen Staaten und bey einer ſchon ſehr verbreiteten Cultur finden? Vielleicht bietet das einfachere Leben der erſten Generationen, die ſich anfangen zu bilden, wenig Gegenſtände dar, die belachenswerth und komiſch ſind, obgleich viele, die ernſthaft das Herz afficiren und in der Einbildungskraft große Bilder erwecken? Oder vielleicht liegen die komiſchen Verhältniſſe tiefer, und erfordern eine längere Beobachtung: ſo daß die Menſchen auf ſie erſt dann gerathen, wenn ſie mit den mehr in die Augen fallenden ernſthaften und traurigen Begebenheiten, Vorfällen und Handlungen des menſchlichen Lebens fertig ſind.

Daß das Factum ſelbſt für allgemein und richtig anerkannt werden müſſe, läßt ſich nicht bezweifeln. Denn ob es gleich anfangs ſcheint, daß ein Scherz, der ſein Auditorium ergötzt, und eine Plaiſanterie, die es zu lachen machte, zu jeder Zeit für einen guten Scherz, und für eine in ihrer Art vollkommne Plaiſanterie zu halten ſey: ſo ergiebt ſich doch nach einer genauern Prüfung bald, daß, wenn wir vom Werthe oder Unwerthe der Geiſtesprodukte irgend eines Zeitalters überhaupt zu urtheilen wagen, wir die Empfindungen der Men-

schen in dem gebildetsten Zeitalter zum Maßstabe nehmen müssen, — und daß, wenn diese Empfindungen über die ernsthaften poetischen oder prosaischen Schriften einer alten Epoche, mit dem Urtheile und den Gefühlen der Zeitgenossen übereinstimmen, indeß sie von dem Urtheile derselben in Absicht der komischen und scherzhaften Produkte jener Periode abweichen: die komische Muse einen mindern Grad von Vollkommenheit erreicht haben müsse als die ernsthafte. — Die Beyspiele, welche gegen jenes Factum anzuführen wären, verlieren auch noch mehr von ihrer beweisenden Kraft, wenn man witzige Ideen von lustigen, und den Scharfsinn, der sich in feinen Anspielungen und schnellen Antworten zeigt, von dem Talente des Komischen unterscheidet. Von jenem sententiösen und apophthegmatischen Witz finden sich Beweise von den ältesten Zeiten der Cultur an: das Lächerliche und Lustige mit Geschmack und Feinheit vereinigt, findet sich erst in den Werken spätterer Zeit. — Doch muß unter dieser spätern Zeit, nicht die Zeit der im neuern Europa wieder hergestellten Wissenschaften verstanden werden. Terenzens Komödien enthalten unstreitige Züge eines feinen und ächten Komischen: und wir haben Ursache, Terenzen blos für den Nachahmer und selbst für den Uebersetzer Menanders zu halten. Dadurch rücken also die Fortschritte der komischen Muse schon in eine ziemlich alte Epoche hinauf, ob sie gleich immer erst denen der epischen und tragischen in einer gewissen Entfernung nachfolgen.

Und

Und aus welchen Ursachen ließe sich nun diese Erscheinung, wenn sie als richtig angenommen wird, erklären?

Der menschliche Geist, denke ich, ist seiner Natur nach zuerst mit der Erkenntniß und Darstellung des Wahren beschäftigt. Das Lächerliche aber ist eine Art der Absurdität, — eine Abweichung vom Wahren; — und die komische Darstellung geschieht durch eine geflissentliche Entstellung der geschilderten Gegenstände. Kein Wunder also, daß der Mensch, welcher noch mit Aufsuchung, Aufbewahrung und treuer Nachbildung der Natur in aller ihrer Mannichfaltigkeit zu thun hat, und nur erst wissen will, was da ist, und wie es da ist, — noch nicht auf die Ausartungen der Natur oder auf die Abweichungen von ihren Regeln aufmerksam ist, noch weniger sich selbst daraus ein Spiel macht, sie gleichsam zu verunstalten und zu verzerren, um über sie lachen zu können.

Der bey dieser Erklärung zum Grunde liegende metaphysische Satz scheint zwar allerdings etwas zu abstrakt zu seyn, um über ein so specielles Factum genugthuenden Aufschluß zu geben. Auch die Definition des Komischen, daß es eine Entstellung des Wahren, eine Uebertragung gewisser Prädicate auf Subjekte sey, denen sie in der Natur nicht zukommen, scheint zu enge zu seyn, und nur eine Unterart der großen Gattung des Komischen zu bezeichnen. Endlich scheint auch diese Ursache geschick-

ter zu erklären, warum die Menschen sich anfangs mit dem Lächerlichen gar nicht abgegeben, als warum sie sich mit platten und niedrigen Scherzen begnügt haben.

Aber demungeachtet enthält dieser allgemeine Satz gewissermaßen die Data zur Beantwortung, oder leitet wenigstens auf den richtigen Weg.

Es kömmt nämlich darauf an zu wissen, welches ist das Wahre, mit dessen Aufsuchung der Mensch sich zuerst beschäftiget; welche Gegenstände fesseln seine früheste Aufmerksamkeit. Es ergiebt sich allerdings, daß dieses solche sind, welche am wenigsten den Scherz und das Lachen zu erregen, oder die komische Laune zu erwecken und zu beschäftigen vermögen. Diese Gegenstände betreffen nämlich seine Erhaltung und seine Sicherheit. In den frühesten Perioden der bürgerlichen Gesellschaft und den ersten der Cultur haben die Menschen mit ihren Bedürfnissen zu thun; sie müssen für Nahrung, Bedeckung und Wohnung sorgen, sie müssen sich gegen auswärtige Feinde wehren, oder gegen solche zu Felde ziehn, sie müssen innerlich ihre Ruhe durch Gesetzgebung feststellen. — Alles das sind ernsthafte Geschäfte, Gegenstände, die Anstrengung, zum Theil heftige und verdrüßliche Leidenschaften, aber wenig Lustigkeit erwecken. Alle Begebenheiten der frühern Zeit sind dieser Lage der Menschen gemäß. Kriege, Verwüstungen, Blutvergießen, große Unglücksfälle, wechseln mit Errichtung neuer

Staa-

Staaten, Völker, und Familien, Wanderungen, und Eroberungen ab. Dieß ist das eigentliche Zeitalter der Helden, das Theater epischer und tragischer Handlungen; — aber es ist nicht das der muntern Launen, des tändelnden Witzes, der nach Zeitvertreib schmachtenden Muße.

Was nun nicht geübt wird, das wird auch nicht vervollkommt. Die Erhabenheit und das Rührende hängt der Natur der Gegenstände und der Handlungen selbst an, oder liegt in der Natur der menschlichen Empfindungen. Aber das Komische, und noch dazu das feine Komische, will von ihm gesucht seyn, das ist seine eigne Erfindung. Und dazu hat dieses Menschenalter noch keine Zeit.

Eben dahin führt eine zweyte Betrachtung, die von einem andern Gesichtspunkt ausgeht. — Die Sinnlichkeit ist, was den Menschen zuerst beschäftigt. — Dann kömmt die Einbildungskraft an die Reihe. Dann der nachdenkende Verstand, welcher allgemeine Verhältnisse der Dinge aufsucht. Auf diese alle folgt erst der Witz, der unter den schon gefundenen allgemeinen Verhältnissen neue Vergleichungen macht, gewisse Aehnlichkeiten, gewisse Contraste auswählt, die etwas vorzüglich Gefälliges und Anmuthiges haben.

In den Werken des Geistes ist eben diese Succession sichtbar. Die ältesten Dichter schildern weit mehr den sinnlichen Anblick der Dinge, selbst die

die sinnliche Aussenseite menschlicher Handlungen, als ihre innern Triebfedern. Es giebt in ihnen mehr Bilder, welche die Phantasie füllen, als Gedanken, welche den Verstand sehr beschäftigen. Von Witze ist kaum irgend eine Spur vorhanden. — Diese Einschränkung aber der Geistesbeschäftigung auf das Gebiet der Sinnlichkeit und der Phantasie, (wobey der Verstand natürlich mitwirkt, wenn auch nur als Gehülfe,) hindert nicht die Hervorbringung treflicher Werke in den ernsthaften Gattungen, aber es hindert dieselbe wohl in der komischen und lustigen. — Denn im Erhabnen, Tragischen, oder ernsthaft Interessanten, kann auch der gebildetste Mensch, an den Eindrücken, welche die ersten und noch uncultivirten empfingen, Theil nehmen; — aber mitlachen über das, was ihnen komisch schien, das kann er nicht. Mitleiden und Furcht haben auch jetzt noch ihre Gegenstände in der sinnlichen und körperlichen Natur, oder in der sinnlichen Darstellung der geistigen. Aber Lachen kann eine körperliche Mißgestalt, ein hinkender Vulkan, ein blutig geschlagner bucklichter Thersites nicht mehr erregen.

Eine dritte Reflexion bestätigt dieß noch von einer andern Seite.

Die Beobachtung des Sittlichen im Menschen, der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere und deren Aeußerung, geschieht später als die Beobachtung des Leidenschaftlichen. Die Aufmerksamkeit

der

der Menschen ist früher auf ihre Schicksale, ihre Glücks- und Unglücksfälle, ihre Thaten und Leiden, als auf ihre innere Natur und ihren geistigen Zustand gerichtet. Was in den ältesten Dichtern von Charakterschilderung vorkömmt, ist mehr gelegentlich als geflissentlich. Es sind mehr Reflexionen, die wir aus ihren Werken herausziehn, als solche, die sie hinein legten. — Aber diese Beobachtung des sittlichen Menschen, die selbst schon eine spätere Operation des Geistes ist, muß doch noch erst vor der Wahrnehmung des Komischen und Lächerlichen im Betragen, besonders des feinen Komischen vorhergehn, als welches in gewissen geringern Unschicklichkeiten und Widersprüchen der Handlungen und Meinungen der Menschen besteht. — Das Komische andrer Art ist gemein; das der sittlichen verlangt einen Sittenmahler, und dieser findet sich unter den ältesten Dichtern und Schriftstellern nicht.

Dazu kömmt viertens, daß da die Abweichung vom Schicklichen; — es sey daß das Natürlich- oder Conventionell-Schickliche den Stoff des Lächerlichen ausmacht; — erst festgesetzt seyn muß, was Schicklich sey, ehe man vieles lächerlich finden kann. Zuvor muß die Regel bekannt seyn, ehe etwas als eine Abweichung von der Regel erscheint. Daher muß, in der Zeit, wo das komische Talent seine Nahrung finden soll, nicht nur die höhere und natürlichere Moral, welche den wichtigen Handlungen der Menschen nach eben so wichtigen Entzwecken Gesetze vorschreibt, sondern auch die conventionelle Moral, welche die

Ge-

Gebräuche, Sitten und das Uebliche der Gesellschaft in Kleinigkeiten regulirt, ins Reine gebracht seyn. — Wo jeder noch thut, was ihm gut dünkt, da ist alles Recht, und nichts lächerlich. Aber nachdem die Menschen sich ein Gesetzbuch des Wohlstandes, so wie eines der Tugend, nach und nach gegeben haben: da giebt es auch Abweichungen von dem erstern, welche mit dem Lächerlichen, wie Abweichungen von dem zweyten, welche durch den Haß, den Abscheu, oder durch die Macht der Obrigkeit bestraft werden. — Nur eine cultivirte Zeit hat der Conventionen und Regeln so viele, und ist über das, was in jedem Verhältniß schicklich ist, so genau unterrichtet, und so pünktlich genau: daß die Abweichungen davon einen starken Eindruck machen, und die Schilderung solcher Abweichungen ein Gegenstand der Kunst werden können.

Eine fünfte Bemerkung erzeugt sich wieder aus der vorhergehenden Betrachtung. Man sieht nämlich in der Geschichte der Geistesprodukte cultivirter Nationen, sich das Komische und Lustige nach und nach einfinden und wieder verlieren. Unser Zeitalter scheint daran ärmer, als das Zeitalter unsrer nächsten Vorfahren zu seyn. In der Aufsuchung der Ursachen dieser Erscheinungen geräth man auf folgende zwey Gedanken:

Erstlich, — wenn komische Schilderungen, Lächerlichkeiten und also Ungereimtheiten in den Sitten voraussetzen: so sieht man, warum dieselben

bey

bey den ersten Uranfängen der Cultur gänzlich fehlen, auf frühern Stufen derselben selten sind, bey einer Mittelmäßigkeit derselben, wo Ein Theil der Menschen noch roh, ein anderer sehr verfeinert ist, sich am häufigsten und reichhaltigsten finden, endlich bey noch größern Progressen einer Nation, wenn die feinere Ausbildung der Sitten sich weiter ausbreitet, mehr und mehr wegfallen müssen. Unser pedantischer Gelehrter ist nicht mehr in dem Grade pedantisch, unsre preciösen und gelehrt seyn wollenden Frauenzimmer sind nicht mehr in dem Grade abgeschmackt und geziert, als sie es waren, da sich die Gesellschaft überhaupt in ihren Sitten erst zu bilden anfieng. Jetzt ist die Erziehung aller gesitteten Stände einander gleicher, ihre äußre Aufführung ist einander ähnlicher worden. Auch Thorheiten und Abgeschmacktheiten haben das Auffallende und Ungereimte verloren, welches sie so sehr lächerlich machte.

Dieß führt auf die zweyte der Betrachtungen, welche ich erwähnte; daß nämlich das Komische, besonders auf dem Theater, die Verschiedenheit der Stände und ihrer Sitten voraussetzt, und fast immer nur die Sitten des untern oder mittlern Standes dem höchsten und verfeinertsten zum Belachen darstellt. So wie sich der König- und Fürstenstand des tragischen Theaters bemächtigt hat, so hat das Komische sich eigentlich den Bürger, und die bürgerlichen Sitten ausgewählt. — Ein großer Theil des Lächerlichen in denselben besteht in der ungeschickten Nachäffung der Sitten der Großen. —

Durch

Durch diese Absonderung der Stände ist erst das entstanden, was man feine und große Lebensart, was man Welt und Hofsitten nennt. Und nachdem diese Lebensart erst eine gewisse bestimmte Gestalt gewonnen hatte, und in Achtung gekommen war, — dann erst wurden die Unschicklichkeiten einer weniger gebildeten Classe oder die Prätensionen, welche dieselbe auf Vollkommenheit machte, in einem vorzüglichen Grade lächerlich.

Nun diese Absonderung der Stände, oder vielmehr diese Verschiedenheit in den Sitten und der äußern Aufführung der Stände, fehlte in den ältesten Zeiten gänzlich. Alle Classen redeten ungefähr dieselbe Sprache, betrugen sich nach denselben Regeln der Höflichkeit, hatten gleiche Vergnügungen und fällten gleiche Urtheile über das Schickliche. Nirgends war also ein reicher Stoff für das Belachen, da noch niemand in der genauen Beobachtung des Anstandes einen Ruhm suchte. — In den Zeiten der neuern Europäischen Cultur stieg dieser Unterschied aufs Aeußerste. Die adlichen und bürgerlichen Sitten contrastirten ausnehmend, und des Seltsamen und Lächerlichen war in den mittlern Classen der Gesellschaft viel. Heute zu Tage haben sich die untern Stände um vieles heraufgearbeitet. Sie haben daher nicht mehr für den komischen Spötter einen so reichen Stoff dargeboten. Die Natur der Dinge selbst hat das sogenannte Drama, die Erfindung unsrer Zeiten, mit der sich die partheyischen Verehrer des Jahrhunderts

Ludwigs 14ten nicht aussöhnen wollen, hervorgebracht. Der Bürgerstand hat zu Charakterschilderungen und rührenden häuslichen Scenen mehr Stoff gegeben, als zu auffallend lustigen Possen. Es hat auf dem Theater nicht mehr unnatürlich scheinen können, Bürger in einer edeln Sprache reden zu lassen, da auch in der wirklichen Welt der Bürger eine edlere Sprache redet, und sich durch Verstand und feine Empfindung auszeichnet.

Den Beschluß der Untersuchung mache ich mit folgender Reflexion.

Um Verhältnisse unter den Dingen wahrzunehmen, müssen erst die Dinge erkannt seyn. Um Verhältnisse einer bestimmten Art unter ihnen zu finden, muß zuvor eine große Anzahl von Dingen mit ihren Beschaffenheiten der Beobachtung bereit vorliegen. Nun sind aber die komischen Verhältnisse etwas Eigenthümliches und man kann sagen, etwas Seltnes in ihrer Art. Hundert Dinge können neben einander gestellt seyn, hundert Vorfälle können vor unsern Augen geschehn, ehe unter ihnen ein einziger solcher Contrast gerade derjenigen Art vorkömmt, als nöthig ist, um Lachen zu erregen. Wer also des Komischen und Lächerlichen viel zusammenbringen, wer daraus die Hauptfarbe eines ganzen Werks machen will, der muß erstaunlich viel Dinge, Beschaffenheiten, Begebenheiten wissen, und in seinem Gedächtnisse bereit liegen haben, — er muß, um neue recht lächerliche Zusam-

menſetzungen zu machen, die Beſtandtheile aus dem ganzen weiten Kreiſe der Welt und der Geſchichte nehmen können. — Das feine, das geſchmackvolle Komiſche ſchränkt ſeine Wahl noch mehr ein, und ſetzt alſo noch eine weitere Sphäre der Dinge, unter denen er wählen kann, voraus. Dieß war nicht die Sphäre der Homere und der erſten großen Schriftſteller. — Selbſt die der erſten großen Genies unter den Neuern war noch eingeſchränkter als die unſrige. Nicht eben die Gründlichkeit der Kenntniſſe wird zu komiſchen Schilderungen erfordert, aber die Menge und die Mannichfaltigkeit derſelben. Deßwegen war Voltaire gerade der Mann, welcher in denſelben excelliren mußte. — Er überſah einen erſtaunlich weiten Raum von Sachen und Perſonen aus der alten und aus der gegenwärtigen Welt: ſein Gedächtniß war angefüllt mit unzähligen Datis zu allen möglichen Combinationen des Witzes. Wer kann wohl, ohne viel Menſchen zu kennen, und ohne viel Anekdoten von dieſen Menſchen zu wiſſen, reich an Scherzen und unterhaltenden Erzählungen ſeyn? Der Funke des Witzes und der Spötterey ſpringt erſt aus dem Reiben vielerley Gegenſtände an einander. Der denkende Verſtand, die lyriſche Einbildungskraft, das tragiſche Gefühl kann ſich in einem einzigen Gegenſtand verſenken, und findet oft ihre Erhabenheit ſelbſt in der Einfachheit ihres Gegenſtandes: aber der Witz und der Spott will durchaus Mannichfaltigkeit und Reichthum der Gegenſtände haben. Er hüpft und ſpringt leichtſinnig

von

von einem zu dem andern. Und so wie diese Gewandheit des Geistes, diese Art von Leichtsinn, zwar nur eine kleine Vollkommenheit, aber doch nur eine später erscheinende Vollkommenheit ist: so ist auch jener Ueberfluß von Materialien, welche man gleichsam sich schon zu eigen gemacht hat, daß man jetzt nur noch mit ihnen spielen darf, nur die Folge einer langen und bey einer Nation tief eingewurzelten Cultur.

II.

G. C. Lichtenbergs ausführliche Erklärung Hogarthischer Kupferstiche, mit verkleinerten aber vollständigen Copien derselben von C. Riepenhausen. Göttingen bey Dieterich. Fünf Lieferungen 1794 — 1799.

Die Anzeige und Beurtheilung dieses Werks ist dadurch verspätet worden, daß Rec. den Schluß desselben, und besonders die S. 22. der Vorrede versprochene Einleitung nebst einem Leben Hogarths, und eine Schilderung seines Künstlercharakters abwarten wollte. Der Tod des wackern Lichtenbergs hat diese Hoffnung vereitelt, und man muß das Werk, in so fern es sein Werk ist, für beschlossen annehmen. Dasjenige, was noch fehlt, macht jedoch das Gelieferte nicht mangelhaft, und kann uns nicht weiter aufhalten, unsre Bemerkungen über die Arbeit, so wie sie vorliegt, dem Publico mitzutheilen. Wir finden aber dazu einen so reichhaltigen Steff, daß wir sie nothwendig unter gewisse Ru-

Rubriken ordnen müssen, damit die Aufmerksamkeit der Leser nicht zerstreuet werde. Wir wollen daher einige allgemeine Ideen über Sittengemählde, besonders über satyrische, ferner über das Charakterstück und die Caricatur vorausschicken: dann Hogarths Künstlercharakter zu entwickeln, den Werth des Lichtenbergischen Commentars, als einer bloßen Erklärung, zu bestimmen suchen, die einzelnen Blätter und den ihnen beygelegten Sinn einer nähern Prüfung unterwerfen, uns einige Kritiken über Lichtenbergs Arbeit, als selbstständiges Werk des Witzes, erlauben, und endlich ein Paar Worte über Riepenhausens Copien sagen.

I.

Ueber Sittengemälde überhaupt, und besonders über die satyrischen, in den bildenden Künsten.

Werke der bildenden Künste, die in der Absicht verfertigt werden, feine und treffende Bemerkungen über Charaktere und Sitten der Menschen im gemeinen Leben unter sichtbaren stillstehenden Formen darzustellen, nennt Recensent Sittengemälde.

Sie sind entweder von der rührenden und erhabenen Art, z. B. Gemälde häuslicher Glückseeligkeit, Handlungen der Wohlthätigkeit, u. s. w. wie Greuze und Andre sie zu liefern versucht haben; oder es sind komisch-satyrische, von denen uns

Hogarth die zunächst liegenden Beyspiele darbietet.

Nicht die ersten, wohl aber die letzteren, können wieder in solche eingetheilt werden, die treu darstellen, und in solche, die sich begnügen, mit solchen Zeichen zu schildern, die einige Aehnlichkeit mit wirklichen Körpern in der Natur haben. Jene gehören den nachbildenden Künsten an, diese den bildenden überhaupt: der Bildner, der mit conventionellen Zeichen spricht, erscheint mehr wie Dichter als wie Maler. Er braucht nur so treu zu seyn, als es seine Absicht erfordert, sich durch Formen deutlich zu machen. Er darf die Richtigkeit der Zeichnung vernachlässigen: er darf den Ausdruck übertreiben: er darf sich sogar der Schriftsprache und der Aushängezettel mit bedienen, um die Intention seines Werks verständlich werden zu lassen. Werke dieser letzten Art gehören mehr oder weniger in das Fach der Caricaturen.

Also: nicht alle satyrische oder komische Malereyen gehört zur Caricatur. Es würde ein großer Irrthum seyn, dieß anzunehmen. Es giebt Charaktere und Scenen genug in der wirklichen Welt, welche durch die Art, wie sie sich dem Auge mittelst der äußern Form ankündigen, Lachen erregen, und Gelegenheit zur Satyre darbieten. Hogarths Punschgesellschaft liefert uns davon ein auffallendes Beyspiel. Mehrere bietet die holländische Schule dar.

Bey-

Beyläufig sey es gesagt: Sittengemälde, welche sich Treue und Wohlgefälligkeit der Darstellung im Ganzen zum Gesetz machen, sind nach Recensentens fester Ueberzeugung dasjenige Ziel, welches dem Künstler im nördlichen Europa am nächsten liegt, und auf welches er vorzüglich losstreben sollte, wenn er sich selbst zu einer, seiner Lage angemessenen Vollkommenheit bringen will. Dieß scheint der einzige Weg zu seyn, auf dem der kränkelnde Geschmack des Publikums an der Kunst wieder belebt werden kann. Doch! darüber bey einer andern Gelegenheit ein Mehreres!

Der Werth eines Sittengemäldes scheint nach der moralischen Tendenz, welche bey der Verfertigung zum Grunde gelegen hat, nicht beurtheilt werden zu können. Recensent hat bereits an andern Orten seine Zweifel darüber geäußert, ob Gemälde, welche in der Absicht verfertigt werden, den Menschen zu bessern, ihm Abneigung gegen Laster und Unordnung, Liebe zur Tugend, einzuflößen, diese Wirkung in beträchtlicher Maaße hervorbringen können. Er hält sich noch jetzt fest überzeugt, daß alle Bemühungen eines Greuze, Coypels, Chodowiecki, — rührende Handlungen der Wohlthätigkeit und der Liebe, oder erhabene der Standhaftigkeit, Gerechtigkeit und Großmuth darzustellen, — das Herz des Beschauers nicht halb so weit mit sich fortreißen, als die geringste Erzählung eines Dichters, der die Leidenschaften gehörig zu erregen weiß. Die sogenannte komische oder satyri-

sche Malerey dürfte eher auf diese Wirkung Anspruch machen, besonders wenn sie übertreibt. Demohngeachtet wird die ausdrucksvollste und lächerlichste Caricatur nie einen gleichen Effekt mit einem gutgeschriebenen satyrischen Lehrgedicht oder gar mit einem satyrischen Drama machen. Vielleicht läßt sie sich in dieser Rücksicht kaum einem beißenden Epigramm an die Seite setzen.

Also ist nicht moralische Besserung der Zweck, auf den der Sittenmaler losarbeiten soll, wenn er die Gränzen seiner Kunst nicht verkennt; sondern Belustigung des Beschauers an dem Feinen und Treffenden seiner Beobachtungen über den Menschen, und der auffallenden Art, wie er sie durch Figuren auszudrücken weiß. Dieser Zweck ist dem nachbildenden Künstler und dem Caricaturmaler gemein: der erste hat außerdem den Zweck, sein Werk dem Auge wohlgefällig zu schaffen.

II.

Ueber den Unterschied zwischen Charakterstükken und Caricaturen.

Caricatur — von dem italienischen Worte Caricato, Chargé, (nicht Carricatur, wie man es häufig geschrieben findet,) — heißt alles was übertrieben ist. Um von der Uebertreibung in der Kunst ein richtiges Urtheil zu fällen, muß man die Maaße kennen, welche zur Richtschnur dient. Diese liegt in dem Begriffe von dem Wesen

sen und dem Zwecke der Kunst überhaupt, und jeder Kunst insbesondre. Die nachbildenden verlangen Treue in der Darstellung, um mittelst derselben den wohlerzogenen Menschen zu belustigen, und den Sinn des Schönen zu befriedigen. Außerdem strebt jede Kunst dahin, selbstständig zu seyn, mithin suchen sich auch die nachbildenden so viel möglich von den übrigen unabhängig zu machen. Sie verschmähen die Hülfe anderer Zeichen als derjenigen, welche sie von den äußern wahren Formen der Körper vernehmen.

Dieß vorausgesetzt, gehört jedes Gemälde, zu dessen Erklärung man sich der Schriftsprache bedient, oder auf dem Gestalten und Ausdruck über dasjenige Maaß hinausgehen, welches der Zweck der nachbildenden Kunst vorschreibt, ins Fach der Caricaturen.

Ein Charakterstück liefert hingegen mit zweckmäßiger Treue ein einzelnes Individuum, das die Hauptunterscheidungszeichen eines ganzen Standes, einer allgemeinen Lage, allgemeiner Beschäftigungen, auf eine auffallende Art an sich trägt. Solche Charakterstücke sind beynahe ganz wie Bildnisse zu beurtheilen, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Individualität zugleich mit dem Charakteristischen der ganzen Art, wozu die Figur gehört, darstellen. Z. B. ein Tanzmeister, ein ausschweifender Priester, ein Marktschreyer, u. s. w. sind so geformt, gebärden sich dergestalt, daß man ihnen sogleich ihre Sitten, ihren Stand, ihr Gewerbe ansieht. Die Bemer-

kungskraft des Künstlers, seine Gabe, den einzelnen Menschen darzustellen, und es zugleich fühlbar zu machen, daß er der Repräsentant einer ganzen Menschenklasse ist, giebt Werken dieser Art eine ganz eigene Art von Interesse. Allein wenn das Charakteristische des Standes, der Lage, u. s. w. so sehr herausgehoben wird, daß die Individualität des einzelnen Menschen darüber verloren geht, dann wird wieder das Charakterstück zur Caricatur. Man kann dann nicht mehr sagen: dieser treu abgeformte Mensch muß nothwendig ein Tanzmeister, ein Marktschreyer, ein ausschweifender Priester, u. s. w. seyn; sondern man kann nur sagen: diese Figur hier ist das Symbol, das repräsentative Zeichen jener Menschenklassen. Beyspiele dieser Art sind bey Hogarth ziemlich häufig: Wir erinnern nur an den Tanzmeister (dritte Liefer. zweytes Blatt.)

Unter den **Caricaturen** giebt es nun sehr verschiedene Arten. Einige zeigen eine **ungewöhnliche Zusammensetzung von Formen**, andere einen **blos übertriebenen Ausdruck**. Zu den Künstlern, die sich in der ersten Art hervorgethan haben, gehören Leonardo da Vinci, Hannibal Caraccio, Calot und einige Andre. Sie bringen eine Aehnlichkeit zwischen den Gesichtern der Menschen mit Thiergestalten hervor: sie geben den Gliedern ganz verdrehte Stellungen, und den verschiedenen Theilen des Leibes eine unverhältnißmäßige Länge, Kürze, Dicke, Magerkeit. Caricaturen dieser Art können mit Geist gedacht und ausgeführt wer-

werden, auf interessante moralische Beziehungen führen, oder wenigstens einen sehr freyen Schwung der Phantasie, und eine kecke fertige Hand verrathen. Wo sich solche Vorzüge zeigen, da sind Zeichnungen dieser Art des Antheils des Kenners werth: wo diese Vorzüge aber fehlen, da gehören sie zu den Fratzen, welche blos durch individuelle Zeitumstände ein vorübergehendes Belachen erwecken mögen. Die mehrsten Londoner Caricaturen aus der neuern Zeit sind solche Fratzen.

Die andere Art von Caricaturen liefert gewöhnliche Formen, übertreibt aber den Ausdruck, es sey, um die Denkungsart, den Stand, das Gewerbe des dargestellten Menschen auffallender zu machen; es sey, um seine affektvolle Lage recht deutlich zu schildern: es sey endlich, um gewisse sittliche Ideen überhaupt zu versinnlichen und eindringender zu verkündigen. In dieser letzten Art haben Hogarth, Coypel und unser Chodowiecki oft gearbeitet.

III.

Ueber Hogarths Künstlercharakter, und den Werth seiner Werke im Allgemeinen.

Hogarth war Sittenmaler. Dieß ist sein unterscheidender Charakter im Allgemeinen. Aber er hat sich zu seinen Sittengemälden nicht immer der nachbildenden Künste bedient, sondern oft als satyrischer Erfinder mit Caricaturen geschildert.

Er

Er rechnet bey vielen seiner Blätter darauf, daß der Beschauer sich durch dasjenige, was er zu dem Bilde hinzuzudenken veranlaßt wird, für dasjenige entschädigt werden dürfte, was er darauf nicht zu sehen bekömmt. Hogarth muß daher nach der doppelten Rücksicht: als nachbildender Künstler und als dichterischer Schilderer, beurtheilt werden, und in beyden Qualitäten wollen wir jetzt sein Verdienst zu würdigen suchen.

Zuerst also als nachbildender Künstler (— Von seinen Gemälden hat Rec. nichts gesehen: er muß ihn nach seinen Kupferstichen beurtheilen —) stellt Hogarth das gemeine Leben, und größtentheils niedrige Leidenschaften dar. Dieß vorausgesetzt, ist seine Erfindung gut: er wählt den bedeutendsten Moment, und bringt eine große Verschiedenheit in die Formen und in die Gebärden. Die Anordnung ist in dieser Rücksicht gleichfalls gut. Dasjenige, was dem Zweck der Tafel nach am mehrsten gesehen zu werden verdient, ist am mehrsten hervorgehoben. Im Ausdruck ist er sehr ungleich. Die feinern Nüanzen der Charaktere und Leidenschaften entgiengen ihm: die edleren und sanfteren verstand er nicht zu malen. Der höchste Affekt der Hochherzigkeit und Sympathie ward unter seiner Hand zur Caricatur. Dagegen war er Meister in Darstellung fehlerhafter Charaktere und solcher Neigungen, und Stufen der Leidenschaften, die den Menschen von einer elenden, schwachen, verworfenen Seite zeigen. Er bediente sich des Mittels, wirkliche

Per-

Personen in seine Gemälde aufzunehmen mit Glück, und dieß giebt seinen Figuren diejenige Individualität, die oft mit Wahrheit verwechselt wird. Zuweilen aber blieben diese getreu copirten Personen auch bloße Bildnisse, ohne jenen mimisch dramatischen Ausdruck, den die Handlung erforderte.

Hogarth's Zeichnung war nicht bestimmt. Seine Köpfe sind gutentheils blos sprechende Skizzen. Man darf sich nur an die kleinen, aber mit ergreifender Wahrheit dargestellten Köpfe eines Gerhard Dow, Mieris, und einiger andern Künstler erinnern, um sich davon zu überzeugen. Wie viel Züge würde nun gar ein Raphael noch hinzuzusezzen gehabt haben, um das Gerippe auszufüllen, das uns Hogarth von der charakteristischen Bildung einer Menschengestalt liefert. Seine Zeichnung war auch incorrekt und schwerfällig. Die Extremitäten, besonders die Beine und Füße, sind plump. Die Beywerke, Haare, Gewänder, Meublen, u. s. w. verstand er entweder nicht zu behandeln, oder er vernachlässigte sie mehr, als Künstlertreue es erlaubt. Die Gruppirung verstand er besser, in so fern es dabey auf wohlgefällige Füllung der Tafel, und Zusammenhäufung der Figuren zu Massen von angenehmer Form ankömmt. Dagegen ist das Helldunkle, das doch in Werken der Schattirungskünste, wozu die Kupferstecherey billig gezählt wird, die meiste Wirkung thut, in den mehresten seiner Blätter sehr schlecht behandelt. Er wußte das Licht weder zusammenzuhalten,

ten, noch zu leiten, und gegen Optik und Perspektiv stößt er beynahe in jedem seiner Werke an.

Nach diesen Bemerkungen muß das Verdienst Hogarth's, als eines nachbildenden Künstlers, eingeschränkt werden: auf eine glückliche Erfindung solcher Mittel, wodurch die gemeine Natur in Sittengemälden deutlich ausgedrückt wird: auf die Gabe, fehlerhafte Charaktere und verworfene, elende, schwache Neigungen und Affekte sprechend zu skizziren: endlich auf das Talent gut anzuordnen und zu gruppiren.

Als dichterischer Schilderer, als Caricaturmaler, verdient dagegen Hogarth einen der ersten Plätze. Eine schöpferische Phantasie für neu zusammengesetzte Formen, wie man sie etwa bey Calot oder Füßli findet, war freylich nicht sein Antheil: er war auch nicht stark genug in der Zeichnung, um sich an abentheuerliche Figuren und Stellungen auf eine Art wagen zu dürfen, die den Kenner hätte befriedigen können: Aber er besaß viel Beobachtungsgabe, viel Witz; und durch beydes glückte es ihm, Züge, welche den Menschen von einer fehlerhaften Seite darstellen, auf die treffendste Weise zu versinnlichen, und dasjenige, was man nur durch die Sprache für mittheilbar halten sollte, durch bloße Formen vor das Auge des Beschauers zu bringen.

Ich habe es schon gesagt: Caricaturen sind mehr wie Symbole unsinnlicher Ideen, als wie wah-

wahre Nachbildungen der Natur zu betrachten. Aber was dieſe Symbole beym Hogarth ſo ſchätzbar macht, iſt dieß, daß ſie immer ſo viel Aehnlichkeit mit dem wirklichen Körper, von dem ſie abgenommen ſind, beybehalten: daß der Beſchauer neben der Unterhaltung, die er an der geheimen Bedeutung findet, auch durch den Schein der treuen Nachbildung beluſtigt wird. Dieß unterſcheidet ihn von den modernen Caricaturmalern in ſeinem Vaterlande, die nichts als Fratzen liefern. Die Hauptintention der Blätter unſers Künſtlers iſt beynahe immer deutlich, und nur in den Nebenſachen bedarf er eines Commentars oder der geſpanntern Aufmerkſamkeit des Beſchauers, um ihn zu errathen. Seine Satyre iſt in Hauptſachen ſo allgemein treffend, daß ſie in allen Ländern und zu allen Zeiten verſtändlich ſeyn wird. Und auch hierin unterſcheidet er ſich von den gewöhnlichen Caricaturmalern, die nur Pasquille auf beſondre Perſonen und Begebenheiten liefern, und ſelten ohne Kenntniß des Locals verſtanden oder intereſſant gefunden werden können. Hogarth zeigt ſich überall als einen feinen Menſchenbeobachter. Nur zuweilen iſt ſein Witz geſucht: gemeiniglich liegt er ſo nahe, daß der Beſchauer oft in Verſuchung geräth, zu glauben, der Künſtler habe dasjenige, was unter ſeinen Augen vorging, arglos aufgezeichnet. Nicht ſelten liefert er Züge, welche das Genie allein auffindet, und die ſich der Erinnerung des Beſchauers auf immer einprägen. Dagegen iſt es aber auch nicht zu läugnen, daß er oft in

Plat-

Plattheiten verfallen ist, und daß manche seiner Blätter eben so unbedeutend in der Erfindung, als falsch und matt im Ausdrucke sind. Das letztere liegt wohl guten Theils an dem Plane, den er sich vorgesetzt hatte, gewisse Charaktere und Lebensarten in einer Folge von Blättern biographisch darzustellen. Dabey konnte es nicht fehlen, daß die Imagination erkaltete, und daß sich ungünstige Situationen mit aufdrängten, deren Darstellung in den Zusammenhang des Romans gehörte.

Rec. schließt diese Charakterisirung Hogarths, als satyrischen Schilderers, mit einer Bemerkung, die ihm sehr wichtig zur Bestimmung der wahren Gränzen der bildenden Künste zu seyn scheint.

Der Hauptreiz der Blätter dieses Künstlers besteht für viele Menschen in der Spannung, welche sie der Neugier geben, die Bedeutung der Nebensachen aufzusuchen, und in dem Vergnügen, welches die gefundene Uebereinstimmung des Zeichens mit der unsinnlichen Bedeutung gewährt. Was hat aber in dieser Rücksicht das Hogarthische Blatt vor jedem Rebus, vor jedem Räthsel zum voraus, das statt der Worte in sichtbaren Zeichen aufgegeben wird? Man wird antworten: das Moralische in der Bedeutung! Gut! recht gut! Aber nun frägt Rec. weiter: thut in diesem Betracht das Bild nicht eben so viel, ja noch mehr Wirkung, wenn es in der Rede, als im Kupferstiche aufgestellt wird? Man nehme die schönsten Züge dieser Art beym Hogarth heraus: man denke an

die

die Person im Werkhause, die unmittelbar unter dem Strafpfahle für die Faulen arbeitet: (II. 4.) an die spielenden Straßenbuben, dem vornehmen Spielhause gegenüber: (III. 4.) an das Spinngewebe über der Oefnung des Armenkastens: (III. 5.) an den Projektenmacher, der Englands Nationalschuld tilgen will, und selbst im Schuldthurm sitzt: (III. 7.) — man sehe dieß Alles, sage ich, und lese dann die Lichtenbergische Darstellung dabey; ich bin sicher, diese letzte thut mehr Würkung, als diejenige, welche das Gemälde liefert. Dagegen ist kein Dichter, kein Redner im Stande, diejenige Wirkung hervorzubringen, welche die so ganz ohne alle Beziehung auf weiterliegende Bedeutung interessanten Köpfe einer Kuplerin, eines alten Wollüstlings, eines Tanzmeisters, Hausverwalters, Kammerdieners, u. s. w. auf jeden unbefangenen Beschauer machen müssen.

Was folgt hieraus? Nicht dasjenige, was wir bey einem Bilde zu denken veranlaßt werden, sondern dasjenige, was wir vollständig gedacht vor uns sehen; nicht die Spannung unsrer Neugier und unsrer Phantasie durch bildliche Darstellung, sondern die Vergegenwärtigung und vollständigere Ausführung eines nur unvollkommen in unserer Seele liegenden Bildes des Sichtbaren: — Dieß ist es, was in den bildenden Künsten den wesentlichsten Vorzug ausmacht.

IV.

Lichtenbergs Commentar, vorerst blos als Erklärung betrachtet, hat im Ganzen das Verdienst, in den Sinn des Künstlers eingedrungen zu seyn, und nicht allein die Bemerkungen früherer Commentatoren mit gründlichem Urtheile gewürdigt und zusammengeordnet, sondern auch mit vielem Scharfsinn neue hinzugefügt zu haben. Nicht selten sieht der Verfasser aber auch „den Wald vor lauter Bäumen nicht:" nimmt lieber seine Zuflucht zu solchen Erklärungen, die fern liegen, als zu solchen, die er nicht weit zu suchen brauchte: läßt Manches, so wie seine Vorgänger, unerklärt, und fehlt sogar darin, daß er die Hauptintention, den eigentlichen Gedanken des Gemäldes unaufgefaßt liegen läßt, und sich desto mehr mit dem Detail beschäftigt. Dieß Werk hat überhaupt unser Urtheil über den Verfasser bestätigt, daß sein Blick mehr fein als umfassend war.

V.

Wir gehen jetzt zu einer detaillirteren Prüfung des vorliegenden Werks, sowohl in Rücksicht des Werths der Kupferstiche selbst, als der Lichtenbergischen Erklärung über, behalten uns jedoch vor, über die letztere als Produkt des Witzes betrachtet, noch besonders unsre Meinung zu sagen.

Erste Lieferung, erstes Blatt.

(Wir wissen nicht, warum Lichtenberg Platte schreibt; denn diese liefert er uns nicht, sondern ihren Abdruck.)

Strol.

Strolling Actresses dressing in a Barn. Lichtenberg scheint in den Sinn dieses Blatts nicht ganz eingedrungen zu seyn. Die Absicht des Künstlers war: eine Art von verkehrter Welt darzustellen: ein Chaos in der Einrichtung des Olymps, das nur zu oft seine Wirkungen auf die Regierung der Erde äußert. Die Unordnung einer Schauspieler Garderobe, mit anspielender Beziehung auf die Unordnung unter den Akteurs in den geistlichen und weltlichen Cabinettern, wenn man Gelegenheit hat, sie in ihrem Innern zu beschleichen, bot dazu einen vortreflichen Stoff dar. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint nun Alles deutlich, und Vieles vortreflich. Eine ganz zusammenhängende Allegorie darf man nicht suchen. Es sind einzelne glückliche Einfälle, von denen die mehrsten mit der Hauptidee genau zusammenhängen, andre durch Seitensprünge des launigten Satyrs hervorgelockt sind.

Warum hier lauter weibliche Personen als Schauspieler auftreten, hat Lichtenberg nicht erklärt. Recensent glaubt den Grund davon darin zu finden, daß eine Schauspielergesellschaft von lauter Männern, die Frauenzimmerrollen mit übernehmen, auf den Englischen hohen Schulen häufig vorkommen, daß hingegen eine solche Gesellschaft, worin erwachsene Weiber sich in Männerrollen kleiden, überall etwas Ungewöhnliches, mithin ein Bild des Verkehrten ist.

Bey der Diana, die den Aktäon mit Wasser besprützt, scheint dem Künstler ein Gemälde aus

der französischen Schule vorgeschwebt zu haben, auf dem die Göttin der Keuschheit in der Gestalt einer Buhldirne den Belauscher ihrer Reize mit theatralisch geziertem Anstande für seine Unverschämtheit bestraft.

Die Figur, welche Lichtenberg für den Jupiter hält, ist Phöbus. Dieß beweißt nicht allein die Bedeckung mit der Sonne von Goldpapier, sondern auch das Costume des Apollo von Belvedere, und die komische Bestimmung, die hier das gepaarte Feuer des Sonnengottes und des Gottes der Liebe erhält: — Strümpfe zu trocknen. Daß kein Phöbus auf dem Anschlagezettel steht, thut nichts zur Sache. Es sind mehr Personen auf dem Gemälde als auf dem ohnehin halbbedeckten Anschlagzettel benannt worden.

Die Syrene, die den empfindsamen Liebhaber mit den Reizen der Brandweinsbouteille anlockt, ist ein Einfall, der Hogarths würdig ist, und von dem es uns wundert, daß ihn Lichtenberg übersehen hat. Die in einen Mann verkleidete Aktrice singt ein zärtliches Duo mit ihr, ist im Begriff, knieend ihre Liebespein zu klagen, und hält, wie alle schlechte Schauspieler, ein weißes Schnupftuch als Symbol der Thränen. Recensent findet hier eine Satyre gegen die italienische Oper und die Zwitterfiguren, welche in ihr die Helden- und Liebhaber-Rollen spielen.

Dieser

Dieser verkleidete Liebhaber hat also kein Zahnweh, wie Lichtenberg glaubt, und ist nicht Ganymed. Seine Figur ist zu groß für einen Knaben! Nein! es ist unstreitig der große Zevs selbst. Dieß beweisen der Adler und die Krone zu seinen Füßen. Ganymed ist das Kind, das dieser Vogel futtert: eine höchst komische Verdrehung der Fabel von dem Raube dieses schönen Knaben.

Bey dem zweyten Blatte, der Punschgesellschaft, ist der Commentator wieder über die Hauptintention des Künstlers hinausgegangen, um sich bey Nebendingen länger aufzuhalten.

Hogarth erscheint hier würklich als nachbildender Künstler ohne Caricatur, ohne Fratze. Das Blatt ist Charakterstück: ein wahres mimisches Drama. Das Feine, das Witzige, liegt den Formen so nah, daß es sich mit dem Anblicke sogleich dem Auge aufdringt, und der Natur abgestohlen zu seyn scheint. Darin ist denn auch der Grund zu suchen, warum dieß Stück unter allen Werken Hogarths den ausgebreitetsten Beyfall erhalten hat.

Die Absicht des Künstlers war: die verschiedenen Würkungen des Gesöffs auf Personen von verschiedenen Charakteren und Lagen darzustellen. Der Vorsitzer des Trinkgelags ist ein Pfarrer. Sein Stand zieht ihn von den Freuden der Venus ab, und desto mehr zu denen des Bacchus hin. Seine Constitution macht ihn geschickt, seinen Ge-

ſchmack aufs vollkommenſte zu befriedigen. Grobe Sinnlichkeit und Kraft, viel Genuß zu vertragen, leuchten aus den ſtieren Augen, den aufgeblaſenen Lefzen, dem ſtarken Unterkinne, und den borſtigen Augenbraunen hervor. Der Kopf iſt einer von denen, die dem Künſtler am beſten gerathen ſind: ein Weingott im modernen Geſchmacke, ein Magiſter cereviſiae, wie ſie unſre deutſchen Univerſitäten ehemals aufzuweiſen hatten: ein Kerl von phlegmatiſch-ſanguiſchem Charakter, der ſich Alles gefallen läßt, wenn er nur mittrinken kann. Dafür macht er auch die Honneurs der Geſellſchaft, und wartet ſowohl mit dem Getränke als mit ſeiner Perſon zu den beliebigen Späßen auf, die man mit ihr vornehmen will. Ein lärmender Poſſenreißer ihm zur Seite ſetzt mit einem Hep! Hep! Hurré! die ſich ſelbſt abgenommene Perücke auf die ſeinige, und dieſer Spaß bringt Sr. Hochehrwürden zum dankbaren Lächeln. Dieſe beyden Perſonen ſind nur luſtig.

Dicht dabey ein Rechtsgelehrter, der einen halben Hieb hat, und dem man es anſieht, daß er ſich in dem ſeeligen Zuſtande von Geſchäftloſigkeit und ſtärkerer Erſchütterung des Phyſiſchen befindet, der ſo angenehm für Männer iſt, die ihren Geiſt immer mit ſolchen Arbeiten beſchäftigen, die ihnen kein anderes Intereſſe, als das des Geldgewinnſtes gewähren können. Bey ihm iſt das Saufen Grundſatz: er findet darin Erholung und Stärkung. Neben ihm ein Mann, der entweder über die Gerichte oder über die Regierung zu klagen hat,

und

und auf den der Wein die sehr gewöhnliche Würkung der Empfindsamkeit und Geschwätzigkeit hervorbringt. Dann zwey Andre im Zustande des stumpfen Vegetirens: endlich Einer schlafend. Auf der andern Seite des Priesters: Uebelkeit und Bestialität in den drey Menschen, von denen einer wankt, der andre taumelt, dee dritte fällt.

Dieß scheint uns die Hauptidee dieses berühmten Blattes zu seyn. Gegen die Lichtenbergische Erklärung des Details ließe sich noch Vieles sagen, wenn der Raum nicht fehlte. Doch findet man auch äußerst feine und treffende Bemerkungen.

Auf dem dritten Blatte *Morning* scheint uns das Interessanteste und Witzigste von dem Erklärer nicht beachtet zu seyn: Die alte Betschwester übersieht die Bettlerin, die einen Akt himmlischer Liebe von ihr fordert, um einen lüsternen Blick auf eine Scene sehr profaner Liebe zu werfen.

Die Scene vor der Kirchthüre auf dem vierten Blatte: der Mittag, stellt ein Ehepaar vor, das eben getraut ist. Die junge Frau ist eine Wittwe. Ihr Sohn geht vor der Braut: ihr Vater hinterher: die Mutter wird von einer Gratulantin geküßt. Ohne dieß Verhältniß zwischen den beyden Personen, die so zärtlich mit einander thun, anzunehmen, läßt sich weder ihre Vertraulichkeit auf offener Straße, noch ihr von den Uebrigen so sehr abstechender Putz erklären.

Der Besen in der Thür des Hauses gegenüber kann dasjenige nicht bedeuten, was Lichtenberg S. 189. der ersten Lieferung zur Erklärung sagt. Der Rauch schlägt aus der Thür, und Schornsteinfeger dringen hinein. Während daß sich die Eheleute oben zanken, brennt's unten lichterlohe.

Diese vier Tageszeiten haben einige gute Köpfe, sind aber im Ganzen nicht Hogarths beste Arbeiten. Besonders ist die Nacht eine bloße Sammlung von Fratzen und von der fehlerhaftesten Beleuchtung.

Zweyte Lieferung *Harlots Progress.*

Zwischen dem ersten und zweyten Blatte ist eine Lücke, die einem Jeden auffallen muß. Auf dem ersten erscheint Molly Hackabout als ein unverdorbenes Landmädchen: in dem zweyten bereits als die abgefäumteste und schamloseste Buhlerin. Ein Beweis, daß entweder die zeichnenden Künste unfähig sind, wahre Biographien aufzustellen, oder daß Hogarths Geschicklichkeit so weit nicht reiche. Uns dünkt jedoch, daß der erste Sieg über die Unschuld des unglücklichen Mädchens, oder vielmehr die Vorbereitung dazu, mit Deutlichkeit und unter Bewahrung des Anstandes hätte dargestellt werden können. Eine Scene, worin Charters, die Kuplerin, und einige bereits gefallene Buhldirnen der nur noch halb widerstrebenden Molly mit Geschenken, Liebkosungen und Drohungen zusetzen, würde gewiß einen sehr malerischen Moment dargeboten haben. Vielleicht ließen sich noch

meh-

mehrere Auftritte in dieser Periode auffinden, die zur Darstellung geschickt wären.

Das erste Blatt ist gut gedacht, und kann als Charakterstück in jeder Rücksicht gelten, wenn gleich die Zeichnung nicht ganz bestimmt und richtig ist. Die Köpfe der Kuplerin, des Wollüstlings und seines Vertrauten sind vortreflich.

Bey dem zweyten Blatte ist die Intention: die Buhlerin will die Aufmerksamkeit des Juden, der sie unterhält, von dem versteckten Nebenbuhler durch einen hervorgesuchten Zank ableiten, und durch den Lärm, welches der umgestürzte Theetisch verursacht, das Wegschleichen des letztern befördern. — Diese Idee ist aber nicht ganz ausgedrückt. Molly zürnt nur mit ihrer Gebärde, nicht mit ihrer Miene. Hält man alles Uebrige zu, und sieht blos auf Molly's Gesicht, so erscheint darin nichts von einem verstellten Zorn, oder von angenommener Verachtung, sondern blos freches Liebäugeln.

Der Jude widerspricht geradezu dem Ausdruck, den er in Rücksicht seines Standes und seiner Lage haben müßte. So wie er hier dargestellt wird, würde sich auch der uneigennützige Liebhaber betragen. Aber dem Juden sollte billig der Fall seines schönen Porzellains über Alles gehen. Nicht Erstaunen; ängstlicher Schmerz, Bestreben, zu retten, müßte in seiner Miene liegen. Von allem dem findet man hier nichts, und was das Sonder-

barste ist, er läßt sich das heiße Theewasser in den Schuh laufen, ohne einmal zu zucken. Welch' eine komische Figur müßte dieser im Stolpern dargestellte Retter des Theetisches gemacht haben! Aber freylich! dazu hätte es eines andern Zeichners, als Hogarth war, bedurft.

Das dritte Blatt ist das schlechteste von allen in dieser Folge. Es sind Caricaturen ohne allen wahren Ausdruck. Niemand sieht dasjenige, was dieß Blatt sagen soll, nämlich: daß Molly eine Uhr gestohlen habe. Man schließt es nur aus allen Umständen. Ihr Gesicht hat die Attitüde einer Person, die vor dem Portraitmaler sitzt, und ihre Aufwärterin ist eine Katze.

Uebrigens ist die Katze hier kein hors d'Oeuvre. Sie bestimmt die Handlung der Molly. Während daß die Aufwärterin den Thee einschenkt, belustigt sich jene damit, die Katze zu necken, welche die Bewegung der Uhr für die Bewegung einer Maus hält.

Die Figur des Heiligen unter dem Bildnisse des Straßenräubers Mackheath bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als: Gegen den Schwärmer Sacheveral, der gegenüber hängt, ist dieser Spitzbube hier ein Heiliger. Uns wundert, daß Lichtenberg dieß nicht gesehen, und dafür in dem Knoten der Bettgardine ein Gesicht erblickt hat. Wenn wir auch die Einbildungskraft eines L. da Vinci zu Hülfe nähmen, (der bekanntlich aus fünf beliebigen Punkten

ten an der Wand ein Gesicht zusammensetzte,) so könnten wir doch hier keine Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt herausbringen. Der Einfall, dahin ein Gesicht zu setzen, wäre auch würklich gar zu erbärmlich.

Die Hauptfiguren sind Lichtenbergen oft Nebendinge, weil sie seinen Scharfsinn weniger spannten; sonst würde er den Umstand nicht übersehen haben, daß Molly; in ihrem besten Kleide, — wahrscheinlich, weil es ihr einziges war, — zu Bett gegangen ist.

Lichtenberg erzählt, daß die Aehnlichkeit der hereintretenden Magistratsperson mit Sir John Gonson, einem damahls sehr berühmten Keuschheitswächter, zuerst das Glück dieses Blatts und des Künstlers selbst gemacht habe. (Zweyte Lief. S. 141 Note.) Gewiß ist es, daß dergleichen Localitäten und Individualitäten Hogarths Blättern für seine Zeitgenossen einen Reiz verschaffen mußten, den sie jetzt für uns nicht in der Maaße haben können. Schwerlich würde das gegenwärtige Blatt Hogarths Ruhm an einem andern Orte und zu andern Zeiten haben gründen können.

Auf dem vierten Blatte steht Molly wieder in der Stellung einer Person, die sich malen lassen will. Der Zuchtmeister ist brav: so auch das Weib, das die Molly bestiehlt, und der Glücksritter, der hier Hanf drischt. Die übrigen Figuren sind Fratzen. Der Witz, das faule Weib unter den

Zücht-

Züchtlingen unmittelbar unter den Strafpfahl für die Faullenzer zu setzen, ist fein. Er würde aber treffender ausgedrückt seyn, wenn der Pfahl, der Perspektive nach, nicht mitten zwischen der feinen und faulen Klopferinn stände. Der Hund ist ein bloßer Maylerbehelf. Um sich die Perspektive des langen Saals zu erleichtern, stellte Hogarth die vordersten Figuren auf eine Erhöhung, und um wieder die Erhöhung fühlbar zu machen, ließ er den Hund nur zur Hälfte erscheinen.

Es will uns nicht einleuchten, daß das stehlende Weib des Zuchtmeisters Ehehälfte, oder wie Lichtenberg sich ausdrückt, Zuchtmeisterin sey. Wahrscheinlich gehört sie zu den Züchtlingen, und der Zug ist treflich zur Charakterisirung der Sitten in diesem Gefängnisse. Sie sucht augenscheinlich den Zuchtmeister zu hintergehen. Der Einwurf, daß dieser es seiner ganzen Stellung nach sehen müßte, steht nicht im Wege: Dergleichen Fehler gegen die Perspektive und die Wahrscheinlichkeit sind bey Hogarth nichts Ungewöhnliches.

Fünftes Blatt. Auch hier ist eine Lücke: Wie kömmt Molly aus dem Arbeitshause in ihre eigene Wohnung? — Die Köpfe haben auf diesem Blatte mehr Ausdruck.

Der Contrast zwischen dem ehemaligen Flitterstaate, der aus dem Koffer gekramt wird, mit dem jetzigen hülflosen Zustande, worin sich die Sterbende befindet, ist zwar fein gedacht; allein

wir

wir gestehen gern, daß uns dieser Contrast weit mehr in dem Lichtenbergischen Commentar als in dem Kupfer frappirt hat, und führen dieß Beyspiel zur wiederholten Bestätigung des Grundsatzes an: daß dergleichen Anspielungen und Beziehungen sichtbarer Gegenstände auf moralische Ideen nur geringe Würkung in den Werken der nachbildenden Künste hervorbringen. Die reichen Kleider, die aus dem Koffer hervorkommen, machen ohnehin den ärmlichen Zustand in dem Reste des Zimmers zur Unwahrheit.

Das Meubel zur Seite des Kamins, das wie ein Kasten aussieht, ist nicht, wie Lichtenberg es mit vielen Umschweifen andeutet, ein Nachtstuhl, sondern ein Steinkohlenbehälter. Dagegen ist dasjenige Meubel, das auf der Erde liegt, und welches Lichtenberg für eine mit einem Teller bedeckte Pfanne hält, ein in Krankenzimmern sehr gewöhnliches Ausleerungsgefäß, ein sogenanntes Steckbecken. Der eingegrabene Name Cook, (Koch) ist ein schmutziger Einfall.

Sechstes Blatt. Die Hauptidee ist wieder von Lichtenberg aus der Acht gelassen: Niemand, sagt das Blatt, betrauert würklich den Tod der Buhlerin, als die Kuplerin, deren Verdienst durch den Verlust dieses Schaafs aus ihrer Heerde geschmälert wird. Die Gruppe des Geistlichen mit der Buhldirne, die Figuren des Undertakers, der Kuplerin, und des Knabens, sind unvergleichlich in ihrer Art: die übrigen aber Fratzen.

Recen-

Recenſent iſt Irelands Meinung: in der Gruppe hinter dem Undertaker kann er keine Perſonen erkennen, die ſich Warzen vertreiben. Sie theilen ſich in den Nachlaß der Verſtorbenen, und während die eine der andern einen Ring anſteckt, ſchielt dieſe unter dem Schnupftuche, womit ſie ſich angeblich die Thränen abtrocknet, nach dem Werthe des Andenkens, das ſie aus dem Nachlaſſe der verſtorbenen Freundin davon tragen ſoll. — Der Undertaker handelt mit Handſchuhen, die auf Koſten der Abgeſchiedenen für diejenigen, welche der Leiche folgen ſollen, angeſchafft ſind; folglich mit fremden Vermögen um eine ſehr ſchlechte Waare. Aber die Dame, die damit feilſchet, weiß ſich eine Zubuße aus ſeinem Eigenthume zu verſchaffen.

Der Unwille der Aufwärterin wird nicht durch die Unanſtändigkeit der Handlung des Prieſters erregt, ſondern durch die Verſchüttung des Glaſes, das er hält, durch die Verſchleuderung der koſtbaren Gabe. Offenbare Anſpielung auf einen ſchmuzigen Doppelſinn! Wir wählen dieſe Auslegung nicht deswegen, weil es gegen alle Regeln der Perſpektive anſtoßen würde, wenn die Aufwärterin an der Stelle, wo ſie ſteht, die Hauptaction ſollte ſehen können; ſondern weil der Unwille über das Unſittliche in dieſer Handlung gar nicht in dem Charakter von Weibern ihres Gelichters liegt. Die Hähnchen im Waapen ſcheinen doch eher auf flammende Herzen, als auf Lilien anzuſpielen, wenn

es

es anders bey ſo bedeutenden Symbolen noch einer weiteren Anſpielung bedarf.

Dritte Lieferung. *The Rake's Progreſs.*

Das erſte Blatt iſt gut erfunden, aber ſchlecht ausgeführt. Der Lüderliche iſt ohne Ausdruck: die Mutter der Verführten niedrige Caricatur, und die Verführte ſelbſt ein bloßes Symbol von Traurigkeit. Die Idee zum zweyten Blatte iſt aus des Moliere Bourgeois gentilhomme hergenommen. Sie ließ ſich aber nicht durch die bildende Kunſt darſtellen. Der Fechtmeiſter und der Tanzmeiſter ſtehen hier wie Modelle, ohne an der ſichtbaren Handlung Theil zu nehmen. Daß der Waldhorniſt blaſe, und der Capellmeiſter zugleich auf dem Claviere ſpiele, während daß der vornehme Lehrling mit einem Vierten ſpricht, und daß der Gartenkünſtler ihm von hintenzu einen Gartenplan vorlege; das ſind lauter Unwahrheiten, die der erſte Anblick aufdeckt. Als einzelne Caricaturen erfüllen dieſe Perſonen alle Forderungen, die man an ſie machen kann, und in dieſer Rückſicht iſt das vorliegende Stück eines von Hogarths ſchätzbarſten Blättern.

Drittes Blatt: Tabagieen waren Hogarths Sache. Hier zeigt er ſich wieder als Mahler. Die Gruppe des Lüderlichen iſt wahre Darſtellung der Natur — die er aber freylich auch von manchem Gemälde aus der holländiſchen Schule abnehmen konnte. Die Figuren im Hintergrunde ſind wie-

der

der Caricaturen. Die Gruppirung auf diesem Blatte ist gut.

Zu der Lichtenbergischen Erklärung, die besonders bey diesem Blatte treflich ist, wissen wir nichts hinzuzusetzen. Nur scheint uns die Vermuthung, daß die leeren Stellen, wo die Kaiserköpfe gesessen haben, (man muß annehmen, daß sie en bas relief gearbeitet gewesen sind) noch einen gewissen Charakter ausdrücken sollen, ungegründet.

Viertes Blatt. Der Lüderliche, den man verhaftet, scheint nicht erschrocken genug zu seyn. Man mögte von ihm sagen, was Garrik beym Anblick des Preville, der einen Trunknen spielte, ausrief: der linke Fuß ist zu nüchtern! Das Mädchen, das ihn befreyet, ist steif und steht wie eine Marionette. Außer dem Kopfe des Constabels, der brav ist, sind die übrigen Caricaturen. Der Hintergrund weicht nicht genug zurück.

Das fünfte Blatt gehört zu denen, worin Hogarth als Maler erscheint. Schade daß die Figur des Rakewell in der süßlichen Stellung eines steifen Portraits steht, und daß die Gruppe von Figuren, die sich im Hintergrunde schlagen, theils unverständlich ist, theils mit der Ruhe streitet, die im Vorgrunde herrscht. Die Figur des Priesters sowohl als die der Dame sind brave Caricaturen.

Das sechste Blatt gehört wieder zu denjenigen Sujets, welche die nachbildenden Künste ganz deut-

lich machen können. Schade, daß die Ausführung vernachlässigt ist! Der Kopf des Rakewell's auf dem Vorgrunde ist ganz verzeichnet.

Das siebente Blatt. Sarah Young scheint schon vor der Ankunft des Rakewell's im Gefängnisse gesessen zu haben. Sie erkennt ihn wieder, und fällt in Ohnmacht. Rakewell ist blos mit seinen eigenen Leiden beschäftigt, und achtet nicht auf die Hand, die ihm entgegengeboten wird. Dadurch kömmt eine doppelte Handlung in das Bild, die der Verständlichkeit schadet. Der Ausdruck in der Gruppe Rakewell's ist übrigens vortreflich, nur würden wir das Buch wegwünschen, auf welches der Gefangenwärter hinzeigt. Denn so wie dieser da hinter dem Unglücklichen steht, der diese Gebärde nicht sehen kann, spricht er es blos gegen den Zuschauer aus, daß er Forderungen an Rakewell macht. Die Figuren des Politikers und des Alchymisten, die niemand ohne Commentar enträthseln kann, ingleichen der Aiten, die in die ausgestreckte Hand des Mädchens zu schlagen scheint, und die selbst Lichtenberg unerklärt läßt, sind Verbrämungen, die dem Stücke, als Gemälde betrachtet, schaden, und es in die Klasse der Caricaturen zurücksetzen. — Daß Eifersucht bey der Dame Rakewell mitgewürkt haben sollte, wie Lichtenberg annimmt, ist bey dem Mangel an aller Aufmerksamkeit auf die Lage der Sarah Young von Seiten Rakewell's ganz unwahrscheinlich.

Achtes Blatt. Tollhausscene. Verständlich ist das Sujet, und von dieser Seite sehr schicklich

für die Malerey. Ob es aber auf eine Art ausgeführt werden könnte, wodurch der Sinn des Schönen nicht beleidigt würde, ist eine andere Frage. — Die Sarah Young kömmt doch ungeachtet alles dessen, was Lichtenberg zur Vertheidigung ihrer Handlungsart sagt, zu oft vor. Auf die sittlichen Motive kann man hier nicht sehen. Ihre beständige Erscheinung wird darum lästig, weil sie immer die nämliche Idee, die der unerschütterlichen Treue erweckt, und zum Fortschreiten der Handlung nichts beyträgt.

Vierte Lieferung: *Mariage à la mode.*

Erstes Blatt. Die Handlung zwischen dem Buchhalter und Lord Squanderfield scheint von Lichtenberg ganz mißverstanden zu seyn. Der erste fordert Sicherheit, Hypothek wegen der Summe, die dem Lord ausgezahlt werden soll, und dieser giebt dafür sein adeliches Wort. — Dieß Stück ist in Rücksicht der malerischen Anordnung und Beleuchtung eines der vorzüglichsten. An dem Gebäude, das man durchs Fenster sieht, wird würklich gebauet. Lichtenberg hat dieß übersehen.

Zweytes Blatt. Die Figur des Neuvermählten, erschlafft durch Ausschweifungen jeder Art, ist eine der wahresten, die Hogarth je gemalt hat. Auch die übrigen Köpfe sind gut.

Drittes Blatt. Die Lichtenbergische Erklärung ist unnatürlich. Was sollte die Kuplerin bewegen, vor diesem Tribunale zu erscheinen? Wahr-

Wahrſcheinlich iſt die Dame die Gattin des Quackſalbers. Sie ſcheint von einer Amputation zu ſprechen, und Lord Squanderfield hoffe noch, daß ihm innerliche Kuren helfen werden. Die Figur des Quackſalbers iſt als Caricatur vortreflich: ſie iſt mehr als das: ſie iſt Charakterſtück.

Viertes Blatt. Die Figur in Papillioten kann unmöglich den Gemahl vorſtellen. Es wäre ganz wider den guten Ton einer Heyrath nach der Mode, wenn der Gatte beym Lever ſeiner Frau erſchiene. Es iſt ein Stutzer en poliſſon. — Der elegante Procurator in dieſer Folge von Blättern ſcheint beynahe aus franzöſiſchen Kupfern genommen zu ſeyn, in denen junge Robin's die Rollen der Buhlen übernehmen müſſen. — Der Soprano Caleſtrini gehört wieder zu Hogarths ſehr guten Figuren: doch ſind auch die Köpfe des franzöſiſchen Friſeurs und des Mohren nicht zu verwerfen. Dagegen iſt die Entzückung der M. Lane ſehr hölzern.

Das fünfte Blatt iſt das geringſte in dieſer Sammlung, dagegen hat wieder das ſechste groſſen Werth.

Von Seiten der Kunſt iſt unſtreitig dieſe Lieferung die beſte.

Fünfte Lieferung. *Industry and Idleneſs.*

Dieſe Folge von Blättern muß mehr wie Handwerksarbeit, als wie Kunſtwerk betrachtet

werden. Sie ist weder von Seiten der Erfindung noch der Ausführung den übrigen Arbeiten Hogarths an die Seite zu setzen. Gutkinds Gesicht ist unbedeutend. Der Kopf des Faulen hat hingegen einen wahren Ausdruck von Verworfenheit. Die Figur West's auf dem vierten Blatte hat Adel, und der rudernde Matrose auf dem fünften ist charakteristisch. Die übrigen Köpfe sind aber beynahe lauter Fratzen.

In der sechsten Lieferung, die aber von Lichtenberg noch nicht commentirt ist, haben die beyden letzten Blätter den mehrsten Werth, und enthalten einige geistreiche Figuren.

VI.

Es bleibt uns noch übrig, unsere Meinung von demjenigen Theile der Lichtenbergischen Arbeit zu sagen, worin der Verfasser nicht blos als Erklärer, sondern zugleich als satyrischer Compositeur erscheint.

Lichtenberg hat sich nämlich bemüht, durch den Ton, den er bey seinen Auslegungen braucht, den Beschauer in diejenige Stimmung zu versetzen, worin die Hogarthischen Kupfer gesehen werden wollen. Dieß hat unsern ganzen Beyfall. Er hat es aber nicht dabey bewenden lassen: die Hogarthischen Darstellungen dienen ihm zugleich zum Vehikel, zur Veranlassung, eine Menge witziger Einfälle, launigter Bilder, und satyrischer Sittengemälde

gemälde mit einzuweben, die oft mit dem Hauptgegenstande in gar keiner Verbindung stehen, und oft Seiten, ja ganze Bogen ausfüllen. Diese Vermischung will uns nicht gefallen, und Recensentens Empfindung nach liefern diejenigen Erklärungen den mehrsten ächten Witz und die interessanteste Unterhaltung, welche sich am nächsten an den Text anschließen. Wir geben aus diesem Grunde dem Commentar zur dritten, vierten und fünften Lieferung bey weitem den Vorzug vor dem zur ersten und zweyten, und besonders scheint es uns, daß die Erklärung des dritten Blatts der dritten Lieferung das Muster für alle übrige hätte abgeben sollen. Hier liegt der Witz nahe, ist treffend und größtentheils leicht. Bey den ersten Lieferungen merkt man dem Verfasser zu sehr die Bemühung an, unterhaltend seyn zu wollen; und eben dieß thut die entgegengesetzte Würkung: Er ermüdet. Ruhiger in seinem Gange in der Folge ladet er den Leser eher ein, ohne Beschwerde mit ihm fortzuwandeln.

Am Ende des Commentars zum dritten Blatte der zweyten Lieferung giebt uns der Verfasser eine Probe, wie man durch eine witzige Deutung in der Darstellung der wandernden Schauspieler eine Allegorie der französischen Revolution finden könnte. Wir halten diesen Einfall für einen der besten, die Lichtenbergen gehören, und glauben, daß wenn er auf eine ähnliche Art aus den übrigen Blättern Veranlassung zu eigenen Sittengemälden hätte nehmen, und diese getrennt von der würklichen Er-

klärung hätte ausführen wollen, eine höchst interessante und selbstständige satyrische Composition daraus hätte entstehen können. Man brächte dann aus den Gemählden des bildenden Künstlers nur den Totaleindruck zu den Gemälden des Dichters hinzu, und fühlte doppelt seine Begeisterung, weil man sich an dem nämlichen Feuer mit ihm begeistert hätte, und durch keine eingeschaltete Enträthselung des Details aufgehalten würde. Rabener hat uns Noten ohne Text geliefert, die sich gut lesen lassen. Vielleicht lassen sich Noten über einen Text denken, welche in Vergessenheit bringen, daß es Noten sind, und sich dann auch gut lesen lassen. Aber Noten, die man bald als solche, bald als Text lesen soll, halten den Leser auf, zerstreuen ihn, und hindern die Würkung des untergelegten Autors und des Commentars.

So viel über den Plan. Lichtenbergs Witz ist übrigens beynahe zum Sprüchworte geworden, und gewiß in vielem Betrachte mit Recht. Man trifft in dem vorliegenden Werke eine leichte und lebhafte Darstellung interessanter Anekdoten und die unter uns Deutschen so seltene Gabe an, über ein Nichts auf eine anziehende Art zu schwatzen: ferner, Einfälle, welche sich theils durch das Neue, Feine, Treffende der Bemerkung, theils durch die Art der Einkleidung dem Leser unvergeßlich machen. Proben darüber anzuführen, würde unnütz seyn. Sie sind dem Publico, das diese Zeitschrift liest, zur Gnüge bekannt. Wichtiger scheint es, zu zei-

gen

gen, daß selbst derjenige Schriftsteller unter uns, der unter den Witzigen vielleicht die erste Stelle einnimmt, von so wenig geläutertem Geschmacke war, daß sich beynahe kein Fehler in dieser Gattung denken läßt, in den Lichtenberg nicht häufig gefallen wäre.

Zuerst giebt es vielleicht keine Sache, worin man sich so sehr vor dem: zu viel, hüten muß, als gerade im Witze. Unglücklicher Weise ist aber dieß die Klippe, an der Lichtenberg am öftersten gescheitert ist. Selbst seine besten Einfälle verlieren durch zu große Ausdehnung einen Theil ihres Stachels. Nie kann der Verfasser zur rechten Zeit aufhören. So treflich der Gedanke ist: ein deutsches Pantheon berühmter Männer auf Wirthshausschildern zu errichten: (erste Lieferung S. 207.) und jener andere: die verschiedenen Arten von Stühlen zu classificiren; (zweyte Lief. S. 291. u. f.) sie werden durch die Geschwätzigkeit des Verfassers verwässert.

Zweytens. Wir wollen die Wortspiele nicht geradezu verdammen. Wenn sie zugleich interessante Nebenideen herbeyführen, wenn die Schnelligkeit der Repartie in der Unterredung ihren Stachel schärft, so macht sich Rec. kein Gewissen daraus, zu gestehen, daß sie ihn belustigen. Aber wahre Spiele mit bloßen Worten, mit Sylben, mit Buchstaben sogar, erregen kein beyfälliges Lachen, sondern ein mitleidiges Belächeln, besonders wenn sie auf Verdrehung des Sprachgebrauchs

beruhen. Leider hat sich Lichtenberg zuweilen hierher verirrt. Z. B. Man hält die Zeit, worin die Mädchen anfangen zu zehnen, für gefährlicher, als diejenige, worin sie anfangen zu zähnen." (zweyte Lief. S. 11.) Weder zehnen noch zähnen ist Deutsch. Es müßte zehenden, und zahnen heißen; und doch ist das erste Wort in der von Lichtenberg gebrauchten Bedeutung für: mehrere Jahrzehend zurücklegen, gar nicht gebräuchlich. Kindisch ist aber das Spiel mit den Buchstaben in dem Witze: er ißt nicht mehr, statt: er ist nicht mehr. (dritte Lieferung S. 123.) Ferner: Sie steht am rechten Flügel des Gliedes als Flügelmännin, auch mit der Flügelhaube, und überhaupt sehr geflügelt. (zweyte Lieferung S. 202.)

Eine Gahrküche, in der man nicht allein nicht gahr, sondern gar nicht kochte. (dritte Lief. S. 47.) u. s. w.

Drittens. Oft, sehr oft ist der Witz gemein, und zuweilen streift er in das Gebiet der Zotenreißerey. Z. B. (zweyte Lief. S. 120.) „Molly erscheint hier als eine Hauptperson bey einer kleinen Löschanstalt für brennende Herzen vom dritten Range."

„Lord Rochester der witzige Schweinepelz."

„An den Galgen beseelsorgen."

„Man glaubt einen unserer Dichter zu sehen, der den Kübel des Verlegers mit vielversprechendem Hiebe ansetzt, und dabey das schwere Doppelbier zum

zum Glück für seine Leser zur Hälfte in die Hosen gießt." (zweyte Lief. S. 147.)

„Der Verfasser ist überzeugt, daß er einmal in einer italienischen Oper eine Dido, die am Ende gebraten wurde, nicht würde haben verdauen können, wenn die Arien-Sauce nicht gewesen wäre, die sie selbst einrührte, ehe sie in den Ofen kroch." (fünfte Liefer. S. 204.).

Viertens: Nicht selten ist der Witz geschroben, (entortillé) und dem Rec. zuweilen ganz unverständlich. Was folgende Stelle (zweyte Liefer. S. 123.) heißen soll, ist er unfähig zu enträthseln. „An den Logis und seinen Meubeln in London, wo das Geld so spottwohlfeil, und daher alles so entsetzlich theuer ist, da ist Flicken nicht so leicht und auch nicht so nöthig. Denn aus dem Zimmer nimmt man dergleichen (was dergleichen?) nicht mit vor die Augen auf der Straße; und was man von Augen von der Straße mit sich hinauf in das Zimmer bringt, kömmt nicht ohne Weyhe, und nicht ohne Blendung."

Ferner: (fünfte Lief. S. 32.) wo Lichtenberg von dem Bedeutenden der Tobackspfeife für den Charakter des Rauchers in Engelland redet.

„Das menschliche Fahrzeug, sagt er, das sich mit einem solchen bleibenden Signal am Hauptmast dort in den Strom der Betriebsamkeit wagt, wird von der Flagge der Emsigkeit nie anders salutirt werden, als etwa bey uns die dreyfarbi-

ge Nase, die ein Paar Finger breit höher wehet."

Fünftens: Wo er auch verständlich ist, ist er doch oft gesucht, und nicht selten falsch und pedantisch. Folgende Proben des Gern-Witzes, Aberwitzes, und Schulwitzes, mögen Recensentens Bemerkung rechtfertigen.

„Der Stuhl ist in einer Art von Tischdienst begriffen, und trägt eine Bouteille, die man zu einem Leuchter erhoben, und einen Suppenteller, den man in voriger Nacht so sehr erniedrigt hat, daß er von nun an mit Ehren blos nur noch unter der Bettlade dienen kann." Die Antithese ist nicht einmal richtig: denn wir sehen nicht ein, daß die Bouteille dem Range nach unter dem Leuchter stehe, und nur unter dieser Voraussetzung kann ihre Erhöhung der Erniedrigung des Tellers zum Nachtgeschirr entgegengesetzt werden.

Ein Tisch auf Elefantenbeinen — statt: auf massiven Stützen: — ein Ausschnitt an einem Punschnapf, — statt: einer Scharte — ein Abschnitt vom Spiegel — statt eines Bruchstücks — ein Waffenstück zum Kriege gegen die Bisse von außen — statt eines Kammes — die Waffen gegen die Bisse von innen — statt der Brandtweinsbouteille — (zweyte Lief. S. 133. wo noch mehrere dergleichen Plattheiten vorkommen,) erinnern an die Zeiten der fruchtbringenden Gesellschaft und Lohensteins.

„London

„London wird nicht nur mit Lampen, sondern auch mit Prinzessinnen und Staatsdamen illuminirt.“ Wenn es noch illustrirt hieße, so läge wenigstens ein Doppelsinn in dem Zeitworte.

Die Statua pensilis eines in effigie Gehenkten — ist eben so falsch wie pedantisch.

Von der Feder wird gesagt: „Wie schön ist es, wenn man außer seinem Schreib-Ende auch noch ein Wisch-Ende hat. Kannst du nicht lehren, so kannst du noch kehren.“ (zweyte Lief. S. 247.) „Fechtmeister, privilegirte Dispensatoren des eigentlichen Specificums wider gekränkte Ehre“ — (dritte Lief. S. 79.) — weder richtig noch natürlich.

Die nachstehende Stelle (dritte Lief. S. 216.) scheint uns aber vor allen andern zum Beweise unserer Behauptung geschickt zu seyn, weil darin Wortspiele, die auf Etymologieen beruhen, auf eine höchst geschrobene Art zu Markt gebracht werden: „Bedenkt, theuerste Freunde, daß seitdem Calamus auf lateinisch mehr heißt, als Halm und Rohr, auch Calamitas mehr heißt, als Hagelschlag. Seitdem jenes Wort sogar einen Gänsekiel bedeutet, zieht sich die Zahl der Calamitäten für Schriftsteller und mitunter auch für Leser ins Unendliche. Das geringe Unheil, das in den gediegen metallischen Zeitaltern der Welt nur zerknickte Saaten über einzelne Menschen bringen konnte, das bringen jetzt in den Tagen der Verkalchungen die präparirten Federwische mit zehnfacher Stärke über

ganze

ganze Generationen. Was war denn am Ende ein wenig vorübergehender Mangel durch Hagelschlag gegen die jetzigen Indigestionen, durch schweres, schwarzes saures Commißbrodt der Musen, woran so mancher Bürger der gelahrten Bettlerwelt kränkelnd umherkriecht, — auf wahren Calamis von Beinen, und mit Wangen von der Farbe seiner Lorbeeren?“

Wir lassen es damit genug seyn, und fügen nun noch

VII.

mit zwey Worten unser Urtheil über Herrn Riepenhausens Copieen der Hogarthischen Kupfer hinzu. Sie sind im Ganzen nicht übel gerathen; allein daß von dem Geiste der Originale Vieles verloren gegangen sey, wird wohl um so weniger bezweifelt werden können, da die Nachbildungen in verkleinerter Maaße verfertigt sind.

III.

Propyläen. Eine periodische Schrift herausgegeben von Göthe. Tübingen 1798. Ersten Bandes erstes Stück. Einleitung und Inhalt. XLV. S. Text 127 S. Zweytes Stück 176 S. Text.

Es ist zwar nur eine periodische Schrift, die wir hier anzuzeigen haben; aber der Name des Herausgebers, und die überall hervorleuchtende Absicht und Hoffnung seiner Mitarbeiter, durch die darin gelieferten Aufsätze neues Licht über die Kunst zu verbreiten, giebt ihr einen Grad von Wichtigkeit, der zu einer ausführlicheren Prüfung berechtigt.

Dem Titel: „Propyläen" sieht man es an, daß selbst Männer, die einen berühmten Namen führen, einen auffallenden und prunkenden Aushängeschild nicht entbehren zu können glauben, um die Augen des Publikums auf ihre litterarischen Unternehmungen zu ziehen. Schwerlich wird man, ohne mit dem Inhalte der Schrift aus andern

Quel-

Quellen bekannt zu seyn, diesen aus ihrer Benennung errathen können: schwerlich wird man, wenn man den Inhalt weiß, die Beziehung, worin dieser mit dem Titel steht, natürlich finden. Vorhallen kann man sich im figürlichen Sinne zu jeder Wissenschaft denken, und diejenigen, welche zur athenienſischen Burg führten, hatten, so viel wir wissen, keine Bestimmung, welche in einem besondern Verhältnisse mit einer Einleitung in die schönen Künste steht.

Auch hat der Herausgeber nöthig gefunden, uns in einer langen Einleitung von der wahren Absicht dieser periodischen Schrift zu unterrichten. Zuerst wird sie als eine Sammlung von Bemerkungen und Beobachtungen harmonisch verbundener Freunde über Natur und Kunst angekündigt. Dieser Zweck ist aber von so weitem Umfange, daß er einer nähern Bestimmung bedurfte. Der Herausgeber läßt sich dieß angelegen seyn; aber die Weitschweifigkeit, mit der es geschieht, giebt nur die Ahnung eines nicht deutlich gedachten Plans. Die Hauptabsicht geht wohl dahin, Lehren über alle Theile der bildenden (nachbildenden) Kunst, sowohl in theoretischer als praktischer Rücksicht, zu geben. „Doch soll dieß, (wir reden mit den Worten des Herausgebers,) nur der Punkt seyn, von dem wir auszugehen gedenken; wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß sich erst nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunst wird uns hoffentlich bald beschäftigen; was uns das Leben überhaupt, was uns Reisen, ja! was uns

die

die Begebenheiten des Tages anbieten, soll nicht ausgeschlossen seyn, u. s. w.“

Nun freylich! wenn eine so gemischte Gesellschaft hier Platz finden sollte, so war es zweckmäßig, Vorhallen dazu zu wählen. In das Innere der heiligen Burg Athens durften ohnehin, wie man weiß, nicht alle Wesen eingelassen werden.

Wir dürfen die Einleitung noch so bald nicht verlassen. Sie ist in einer doppelten Rücksicht merkwürdig. Einmahl, weil Herr von Göthe bey der Anzeige der verschiedenen Theile der bildenden Kunst, über die hier Belehrungen versprochen werden, eine Art von allgemeiner Uebersicht derselben liefert, und uns gelegentlich seine Grundsätze darüber mittheilt: dann weil diese Einleitung ein auffallendes Probestück von demjenigen giebt, was Recrnsent die Manier dieses Schriftstellers nennen mögte, und was er sogleich weiter entwikkeln wird.

Herr von Göthe besitzt nämlich eine ganz eigene Gabe, die alltäglichsten Dinge mit einem Anstriche von hoher Bedeutung und eines aus dem tiefsten Gefühle und der reinsten Anschauung der Wahrheit entspringenden Scharfsinns vorzutragen. Dieser Anstrich, verbunden mit dem Scheine der Ruhe, der Klarheit, der Simplicität im Style, giebt seinen Schriften auf den ersten Blick das Ansehn classischer Produkte, wie sie der Geist der Gris-

Griechen in der Zeit des höchsten Flors ihrer Literatur vielleicht allein eingeben konnte.

Recensent, der sich das nil admirari zum Grundsatze gemacht hat, kann jedoch in dieser Einleitung, da, wo er dem Verfasser beypflichtet, nur eine Menge oberflächlicher, bekannter, und blos vermöge der Einkleidung neu scheinender Bemerkungen antreffen. In denjenigen, worin er dem Verfasser das Eigenthümliche nicht absprechen kann, scheinen ihm seine Bemerkungen größtentheils schielend zu seyn, und der Styl dürfte bey allem Schimmer von Leichtigkeit, Einfachheit und Klarheit dennoch, genau geprüfst, von dem Vorwurfe des Schwerfälligen, Anmaaßenden, Geschrobenen nicht frey zu sprechen seyn.

Nichts ist bekannter, als der Vortheil, den die Ausbildung unsers Geistes aus der Mittheilung der Ideen im Gespräche und aus dem Briefwechsel vereinigter Freunde zieht. Auch das Nützliche der Aufsätze, bey denen Entwicklung oder Aufbewahrung unsrer eigenen besseren Ideen die einzige Absicht ist, wird Niemanden unbekannt seyn. Noch ganz kürzlich hat der verewigte Garve die Vortheile und Nachtheile beyder Arten von Uebungen im dritten Theile seiner Versuche entwickelt und zusammengestellt. Demohngeachtet wird dieß hier als etwas vorhin Unerhörtes mit einem Aufwande von Worten vorgetragen, dem man die Sorge, das längst Bekannte von einer neuen Seite aufzufassen, deutlich anmerkt. Aber eben diese Sorge hat den

Ver-

Verfaſſer ſichtlich zu Behauptungen verführt, bey denen ſchwerlich eine richtige Anſicht der Sache unterliegt.

Unter andern wird hier geſagt: „Das Geſpräch iſt vorübergehend, und indem die Reſultate einer wechſelſeitigen Ausbildung unauslöſchlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt iſt. Ein Briefwechſel bewahrt ſchon beſſer die Stufen eines freundſchaftlichen Fortſchreitens, jeder Moment des Wachsthums iſt fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, ſo iſt ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges unabläſſiges Fortſchreiten hoffen läßt.“

Mag es doch immer ſeyn, daß wir bey der Belehrung, die wir aus dem Geſpräche ziehen, vergeſſen, wie? und wodurch? wir etwas gelernt haben: — obgleich Leſſings Recha anderer Meinung war; — iſt denn die chronologiſche Geſchichte der Bildung unſers Geiſtes das Wichtigere, oder iſt es der Gehalt dieſer Bildung ſelbſt? Rec. will nicht behaupten, daß durch die perſönliche Mittheilung die Entwicklung unſrer Geiſteskräfte mehr befördert werde, als durch den Briefwechſel: denn dieß iſt nach Verſchiedenheit der Charaktere und der Zwecke, worauf wir losarbeiten, ſehr verſchieden; aber jene Rückſicht, die der Verfaſſer angiebt, kann doch den Vorzug des einen Weges vor dem andern nicht entſcheiden. — Nur beyläufig machen

wir auf das Gesuchte in den Ausdrücken: „das Bewahren der Stufen, die Resultate der Ausbildung, das freundschaftliche Fortschreiten, das Erreichte, das Werden“ aufmerksam.

In einer Schrift, die mit für den Künstler bestimmt ist, sollte unsrer Meinung nach die größte Sorge angewandt werden, Ausdrücke zu vermeiden, die ihm unverständlich seyn müssen, und nur zu einem gefährlichen Mysticismus verführen können. Was soll er aber bey folgender Stelle denken: „Es ist selten, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände als in die Tiefe seines eigenen Gemüths zu dringen vermag, um in seinem Werke nicht blos etwas leicht und oberflächlich Würkendes, sondern, wetteifernd mit der Natur, etwas geistisch Organisches hervorzubringen, und seinem Kunstwerke einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch er natürlich zugleich und übernatürlich erscheine.“

Weiterhin heißt es: „Die menschliche Gestalt kann nicht blos durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden; man muß ihr Innerstes entblößen, ihre Theile sondern, die Verbindungen derselben merken, die Verschiedenheit kennen, sich von Wirkungen und Gegenwürkungen unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erscheinung sich einprägen, wenn man dasjenige würklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes ungetrenntes Ganze in lebendigen Wellen vor unsern Augen bewegt.“—

Der

Der ehrliche Martin Preisler drückt dieß in seiner Anatomie der Mahler folgendermaaßen aus:

„Es ist eine von allen Verständigen längst eingesehene Wahrheit, daß die anatomische Erkenntniß von denen Gebeinen und Muskeln des menschlichen Leibes einem Zeichner unentbehrlich sey. Ohne dieselbe geht er mit ungewissen Tritten: er übersieht, was er besonders vor Augen haben sollte, und hält sich wiederum mit Dingen auf, die nicht so viel Beobachtungen verdienen. Wer hingegen versteht, was die Knochen des Leibes für eine Gestalt an sich und für eine Verknüpfung mit andern haben: zu wie vielerley Wend- und Drehungen sie nach den mannigfaltigen Verrichtungen des Menschen aufgelegt sind: wer ferner erkennt, welche Muskeln zu einer möglichen Bewegung der Knochen erfordert werden, was sie dazu beytragen, und welche Veränderungen sich in ihnen selbst äußern müssen, wenn sie diese oder jene Bewegung verursachen sollen; der weiß auch um so leichter und besser, worauf er bey einer gewissen Stellung des Leibes seine Gedanken richten, was er insonderheit beobachten, und für Andre ausdrücken müsse, so anderst das Werk seiner Kunst mit der Natur übereinstimmen soll.“

So weit Preisler! Wir fragen: was der Herr von Göthe Neues gesagt hat? Ob der Künstler den ersten oder diesen besser verstehen werde?

Das Nachfolgende fällt beynahe ins Lächerliche. „Der Mahler bedarf einiger Kenntniß der Steine — um sie charakteristisch nachzuahmen!“

Soll dieser Grund da Studium des Mahlers leiten, so werden die Propyläen wohl thun, ihm auch Kenntnisse vom Schneider- und Weberhandwerke beyzubringen. Denn Stoffe und Gewänder fallen doch häufiger nachzuahmen vor, als Steine.

S. XVI. wird uns eine Farbenlehre versprochen, „wodurch die Vermuthung bestätigt werden kann, daß die farbigen Naturwürkungen so gut als die magnetischen, elektrischen und andre, auf einem Wechselverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen, in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen.“ Wenn wir an eine gewisse frühere Optik denken, so wird uns bey diesem Versprechen bange.

Stellen, wie die nachstehende, sind allen Regeln einer guten Schreibart, und besondes der belehrenden, zuwider, weil sie zugleich unrichtig gedacht und schwer zu verstehen sind.

„Der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutsamkeit, und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Bestes gern niederlegt, wenn sie übrigens in ihrer großen Breite — (wie unedel!) — leicht in Häßlichkeit ausartet, und sich ins Gleichgültige verliert.“

Mögte doch der Herr von Göthe, und diejenigen, die so wie er über die Kunst in einem mystischen Tone schreiben bedenken, wie sehr der größtentheils

theils ungebildete, und vermöge seiner sitzenden Lebensart und mechanischen Arbeit ohnehin zu Grübeleyen geneigte Künstler durch solche bedeutensvoll klingende Aeußerungen aufgefordert wird, ihnen einen excentrischen Sinn beyzulegen, und in seinem gestigen Stolze auf Abwege zu gerathen! Freylich darf er die Natur nicht ohne Wahl nachahmen: freylich muß er nach den Gesetzen des Schönen arbeiten, die der Natur bey ihrer Verfahrungsart im Ganzen gewiß nicht fremd, und tief in dem Menschen gegründet sind; aber diese Regel wird ihm sehr zweckwidrig dargestellt, wenn man ihm sagt: er soll einen Kreis von Regelmäßigkeit ꝛc. ziehen, in den die Natur gern ihr Bestes, — ein höchst unbestimmter Begriff! — niederlegt, wenn sie gleich in ihrer großen Breite — wieder ein eben so unbestimmter Begriff! — in Häßlichkeit ausartet, und sich in Gleichgültigkeit verliert. Diese Beschuldigung, die unser eingeschränkter Blick nie erweisen kann, und der eine Stimme in unserm Innersten widerspricht, kann höchstens dem Dichter verziehen werden, und ist der Achtung nicht angemessen, die wir jedem Menschen gegen die Natur einflößen mögten.

Die Behandlung wird in die geistige, sinnliche, und mechanische eingetheilt. Wozu diese neuen Bezeichnungen längst bekannter Begriffe von Zusammensetzung, Anordnung und eigentlicher Behandlung (faire)? Klären sie irgend etwas auf? Verführt nicht vielmehr das Wort sinnliche Behandlung zu Mißverständnissen? Und ist eine Ein-

theilung, wobey bald auf den Zweck, bald auf die Mittel der Ausführung Rücksicht genommen wird, wohl logisch richtig?

Wir müssen hier aufhören, bey dieser Einleitung, wie Herr v. Göthe sich S. XXXII. ausdrückt „ins Einzelne des Einzelnen" zu gehen, und wenden uns nun zu dem ersten Aufsatze.

Ueber Laokoon. „Wenn man von einem treflichen Kunstwerke sprechen will," heißt es, „so ist es fast nöthig, von der ganzen Kunst zu reden, denn es enthält sie ganz, und Jeder kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besondern Falle entwickeln." — Ist eine solche Behauptung nicht übertrieben? Können wir aus einer Statue auch nur die Grundsätze der ganzen Bildhauerkunst, geschweige denn die der Mahlerey, entwickeln?

Nun werden die Bedingungen eines hohen Kunstwerks aufgezählt und erklärt: lebendige, hoch organisirte Naturen, Charaktere in Ruhe und Bewegung, Ideal, Anmuth, Schönheit. Wir gestehen gern, daß wir folgende Erklärungen ganz unverständlich finden:

„Anmuth: der Gegenstand, und die Art ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nemlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung ꝛc. wodurch er für das Auge schön, d. h. anmuthig wird."

„Schön-

„Schönheit: Ferner ist er dem Gesetze der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maaß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch Alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.“

Die Gruppe des Laokoons soll nun anmuthig seyn, „weil sie neben allen übrigen anerkannten Verdiensten zugleich ein Muster sey, von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen theils sinnlich, theils geistig dem Beschauer darbieten, bey dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen, und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmuth und Schönheit mildern.“

Der Herr von Göthe glaubt, Manchem würde dieß paradox scheinen. Aber die Bemerkung, daß die Gruppe des Laokoon auf eine dem Auge wohlgefällige Art gestellt und angeordnet sey, haben, so viel uns bekannt ist, alle diejenigen gemacht, die vorher über den Laokoon geschrieben haben. Also liegt in der ganzen Aeußerung nichts Paradoxes, als die Bezeichnung dieses Wohlgefälligen durch Anmuth: ein Ausdruck, der gewöhnlich nur von einem zarten, sanften, sich einschmeichelnden Reize, nicht aber von dem ergötzenden gebraucht wird. Herr von Göthe muß doch fühlen, daß die Venus von Medices, der Hermaphrodit von Borgheſe, der Ganymed ꝛc. das Auge auf eine ganz andre Art anziehen, als der Laokoon. Ueber die

so wichtigen Fragen: worin sich die Schönheit des Laokoon von der der genannten Statuen, oder gar von der eines Apollo unterscheide? ob er ein vortheilhafter Gegenstand für die Bildhauerkunst sey, in so fern sie der Schönheit nachstrebt? Ob es ihr nicht besser glücke, die Gestalt in Ruhe, als in heftiger Bewegung und Anstrengung darzustellen? Darüber hat sich der Verfasser gar nicht ausgelassen.

Nun die Erläuterung der Intention des Künstlers bey seinem Werke. In einer unsrer gelesensten Zeitungen ist sie mit der Bemerkung angezeigt: „daß ein ganz neuer Gesichtspunkt darin angegeben sey, woraus alle vorhergegangenen Raisonnements als falsch erschienen.“ Wir müssen also diß Neue und vorhin Unerhörte aufsuchen!

Nach Herrn von Göthe ist der älteste Sohn nur an den Extremitäten verstrickt, der zweyte öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt: durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen, mit der linken (wahrscheinlich Hand,) drängt er sanft (!!!) den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen (?) Ring um die Brust ziehe: sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie. Der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreyen, er preßt die andre Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.“

Diese

Diese Wunde ist nach Herrn von Göthe die Haupturſache der ganzen Bewegung. Die Stellung des reſtaurirten Kopfs der Schlange ſoll den eigentlichen Biß nie recht angegeben haben. Glücklicherweiſe haben ſich noch die Reſte der beyden Kinnladen an dem hintern Theile der Statue erhalten. Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bey, wo der Menſch gegen jeden Reiz ſehr empfindlich iſt. — Der Punkt des Biſſes beſtimmt alſo die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorſtreben der Bruſt, ꝛc. ja! alle Züge des Angeſichts werden durch dieſen ſchmerzlichen unerwarteten Reiz entſchieden. — Es iſt alſo ein Hauptſatz: der Künſtler hat uns eine ſinnliche Würkung dargeſtellt, er zeigt uns auch die ſinnliche Urſache. Inzwiſchen läugnet Herr von Göthe nicht ab, daß Angſt, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung, mitwürken. Nur ſoll man keinen Todeskampf hier ſehen: Bey dieſer Gelegenheit die Bemerkung. — Der höchſte pathetiſche Ausdruck, den die bildende Kunſt darſtellen kann, ſchwebt auf dem Uebergange eines Zuſtandes zum andern. — Nun noch einen Blick auf die Verhältniſſe, Abſtufungen und Gegenſätze ſämmtlicher Theile des ganzen Werks. — Drey Menſchen werden paralyſirt ohne Verletzung. Die eine Schlange umſchlingt nur, die andre verletzt. Ein ſtarker Mann, aber ſchon über die Jahre der Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu ertragen: Mit ihm zwey Knaben, ſelbſt

der Maaße nach klein, gegen ihn gehalten: abermals zwey Naturen, empfänglich für Schmerz. Der jüngere strebt ohnmächtig: er ist geängstigt, aber nicht verletzt. Der Vater strebt mächtig, aber unwürksam, reißt seine Gegner. Der älteste Sohn, am leichtesten verstrickt, fühlt weder Beklemmung noch Schmerz: erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung des Vaters, schreyt auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht. Hier also noch ein Beobachter, Zeuge, und Theilnehmer bey der That, (späterhin wird gesagt, er habe noch Hoffnung zur Flucht) — und das Werk ist geschlossen. — — Wir bleiben hier vorerst stehen, und behaupten dreist, daß Alles, was in diesen Bemerkungen erwiesen werden kann, alt und bekannt ist, daß hingegen das Neue entweder offenbar falsch, oder nicht zu erweisen ist.

Rec. nimmt hier ein Buch zur Hand, dessen Mangelhaftigkeit vielleicht Niemanden mehr einleuchtet, als dem Verfasser selbst, der es in seinem 25sten Jahre unter sehr ungünstigen Lagen geschrieben hat, das aber vielleicht einer der unmittelbarsten Vorgänger dieses Aufsatzes in Rücksicht der Erläuterung des Laokoons ist: Ramdohrs Werk über Malerey und Bildhauerkunst in Rom. Man vergleiche dasjenige, was dort im ersten Theile S. 57 u. f. über diese Gruppe gesagt wird. Man wird finden, daß nach den dort befindlichen Bemerkungen die Stellung des Vaters durch den Biß

zunächst

zunächst motivirt wird: daß das innere Angstgefühl neben dem körperlichen Schmerze den Ausdruck bestimmt: daß der jüngste Sohn, als ganz umklemmt von der Schlange, als ermattet, zusammensinkend, oder gekrümmt vor Schmerz, und nur mit schwacher Hand den Kopf der Schlange abwehrend, der ältere hingegen zwar als umwunden, aber nicht als beklemmt, und nur von Schrecken und Angst leidend, dargestellt wird.

Worin liegen denn nun die neuen Bemerkungen des Herrn von Göthe? worin weicht er von seinem Vorgänger ab?

Erstlich darin, daß die Schlange nicht ganz in diejenige Stelle einbeißt, worin die vorige eingebissen haben soll. Einmahl zugegeben, was Rec. nicht prüfen kann, da er die Statue nicht vor sich hat, wird die Bewegung des Körpers durch den gegenwärtigen Biß nicht hinlänglich motivirt? Ist die Stelle, wo Laokoon durch diesen Biß angegriffen wird, nicht gleichfalls höchst empfindlich für jeden Schmerz?

Zweytens. Nach Herrn von Göthe soll der Punkt des Bisses die einzige sinnliche Ursache der körperlichen Bewegung seyn. Herr von Ramdohr rechnet dahin zugleich die Abwehrung der Schlangen. Der Augenschein mag entscheiden! Suchte sich Laokoon nicht loszuwickeln, und die weiteren Umwickelungen abzuhalten, so würde die Stellung der ausgebreiteten Beine und des ausgereckten rechten Arms nicht motivirt seyn.

Drit-

Drittens. Herr von Göthe läßt den jüngsten Sohn mit sanfter Hand den Kopf der Schlange zurückdrängen: Herr von Ramdohr mit schwacher Hand. Nach diesem fühlt er schon die Würkung des tödtlichen Bisses unter der Brust: nach Herrn von Göthe beißt die Schlange nicht, sondern sucht noch einen neuen Ring um die Brust zu ziehen. Wir lassen es der Beurtheilung unserer Leser über, ob sanft oder schwach hier der richtige Ausdruck in dem Verhältnisse der Handlung des Sohns gegen die Schlange ist. Aber ob die Schlange gebissen habe, oder nicht? das wird wohl der Herr v. Göthe so wenig wie Herr von Ramdohr beweisen können. Die Stellung des Kopfs der Schlange ist keinesweges zu ferneren Windungen hingerichtet: ihre Richtung scheint den verübten Biß zu bestätigen. Doch dieser Kopf ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit sammt der Hand restaurirt.

Viertens soll nach Herrn von Göthe diesem jüngsten Sohne die Brust zusammengeschnürt seyn, und die Schlange noch einen Ring um die Brust ziehen wollen.

Diese Behauptung ist offenbar falsch: es verräth auch wenig Künstlersinn, eine solche Umschlingung, die eine Mißgestalt hervorgebracht haben würde, in die Intention des Künstlers zu legen. Die Brust ist frey: nur die Schulter und Arme sind verstrickt.

Fünf-

Fünftens soll der ältere Sohn nach Herrn v. Göthe noch Beobachter, Theilnehmer an den Leiden seines Vaters, Zeuge der Begebenheit seyn, und Hoffnung zur Flucht behalten. Herr von Ramdohr läßt ihn mehr von Schrecken und Angst, als von würklichem Schmerz und Beklemmung leiden. Unserer Einsicht nach gehört sehr viel dazu, daß ein Knabe, der bereits an einem Arme und einem Beine umwunden ist, noch Beobachter, Theilnehmer an dem Leiden seines Vaters und Zeuge der Begebenheit sey. Aber woran sieht denn Herr von Göthe das Alles? In den bildenden Künsten fließen alle zurückweichenden Affekte, sie mögen für uns selbst, oder für Andre empfunden werden, in einander, und die Bestrebung, sich zu retten, läßt sich von der Hoffnung, daß es gelingen werde, in dem stillstehenden Werke gewiß nicht unterscheiden.

Wir wollen aber einmahl annehmen, Herr v. Göthe habe in allen Punkten, worin er von seinem Vorgänger abweicht, den richtigern Blick gehabt; was wird durch die Verschiedenheit der Ansicht gewonnen? Beyde kommen darin überein: der Künstler hat einen höchst interessanten Moment einer Begebenheit gewählt, worin die Verschiedenheit der Grade des Leidens, der Stufen des Alters und der Empfindungen, die davon abhängen, den deutlichsten, vollständigsten, abwechselndsten Ausdruck motivirte, und zugleich eine große Mannigfaltigkeit in Gestalten, Gebärden und Mienen darbot. Diese gemeinschaftliche Beobachtung giebt denn auch Bey

den

den Veranlassung zu der Lehre für den Künstler, immer auf ähnliche Art die Sujets und die Momente seiner Darstellung zu wählen.

Inzwischen scheint es, der Herr von Göthe habe daran noch nicht genug. Er zieht noch eine andre Lehre aus seinen Bemerkungen. „Der höchste pathetische Ausdruck, den die Künste darstellen können, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes zum andern. Dieß zeigt besonders Laokoon, indem Streben und Leiden bey ihm in einem Augenblicke vereinigt sind."

Nach unsrer Ueberzeugung sind die nachbildenden Künste keines wahren Pathos fähig, der auf allmähliger Fortschreitung der Leidenschaft bis zu einem hohen Punkte, worin sie sich in ihrer größten Kraft äußert, beruhet. Ein stillstehendes Werk ist völlig ungeschickt uns mit sich fortzuschleifen, und uns in den Grad, ich will nicht sagen der Illusion, sondern der Selbstverwandlung zu versetzen, daß wir uns von der dargestellten Person nicht mehr trennen, und an ihrer Stelle zu stehen und zu leiden glauben. Aber gesetzt, die Ideen, die wir zu dem stillstehenden Werke hinzubringen, könnten diese Würkung hervorbringen; warum sollen Ugolino im Hungerthurme, warum der sterbende Fechter, Tochter oder Sohn der Niobe, nicht gleichen Anspruch darauf haben? Ist aber die Empfindung des Bisses der Schlange wohl ein recht bestimmter Uebergang von einem Zustande in den andern für die nachbildenden Künste? Ist sie nicht

ein

ein bloßer Fortsatz der vorigen Empfindungen? Können ängstliches Abwehren und vorausgesehener körperlicher Schmerz für sichtbare Contraste in dem stillstehenden Werke gehalten werden? Euridice, die im fröhlichen Fortschreiten von einer Schlange gebissen wird, würde ein schicklicheres Beyspiel seyn. Sie wird in dieser Absicht von dem V. angeführt; aber um ihr den Laokoon an die Seite zu stellen, müßte dieser in dem Momente dargestellt seyn, worin er von den ihn überfallenden Schlangen aus völliger Ruhe aufgeschreckt wird. Wir zweifeln aber, daß ein geschmackvoller Bildhauer so wenig dieß Sujet als die Euridice zur Ausführung wählen würde. Der Ausdruck eines solchen Uebergangs aus dem Frohsinn, oder aus der Ruhe, zum heftigsten Schmerze müßte zur Caricatur werden.

„Die bildende Kunst, heißt es ferner, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen, der Schrecken erweckt, da hingegen die Poesie sich an solche hängt, die Furcht und Mitleiden erregen." — Wie leicht können Sätze dieser Art den jungen Künstler in die Irre führen? Geradezu dürfen wir behaupten, daß ein Werk der bildenden Künste, das Schrecken erweckt, eo ipso ein unzweckmäßiges Kunstwerk sey. So lange wir diese Würkung bey seinem Anblicke spüren, sind wir aller Empfindung des Schönen unfähig. Der Schrecken kann in den bildenden Künsten nur durch Ekel und Widerwillen hervorgebracht werden. Sonst bringt die Figur, im leiden

den dargestellt, nur Staunen, und höchstens wehmüthiges Mitleiden hervor: und auch dieß nur mittelbar durch die Erinnerung, nicht durch den sinnlichen Eindruck.

Der Milo ist nicht darum ein schlechtes Sujet für die Bildhauerkunst, weil er in einem hülflosen Zustande dargestellt wird, denn darin befinden sich der sterbende Fechter und einige Söhne der Niobe gleichfalls; sondern weil er sich ohne Verzerrung der Gesichtszüge und Verdrehung der Glieder schwerlich darstellen läßt.

Am Ende des Aufsatzes erklärt Herr von Göthe die Darstellung der Begebenheit des Laokoon beym Virgil für ein rhetorisches Argument, die Thorheit der Trojaner zu entschuldigen, welche das hölzerne Pferd in die Stadt brachten. Er bezweifelt, ob das Sujet überhaupt ein poetischer Gegenstand sey? Es wäre uns lieb gewesen, diesen paradoxen Satz von dem Herrn von Göthe weiter ausgeführt zu sehen, da wir in Rücksicht seiner Paradoxe in der Kritik über die bildenden Künste nur mit dem Prinzen in der Emilia Galotti wünschen können: seine Kunst in andern Gegenständen zu bewundern.

Wunder nimmt es uns, daß Herr von Göthe sogar nichts von der Weisheit des eigentlichen Bildhauers gesagt hat, der sein Sujet so zu behandeln wußte, daß von der körperlichen Schönheit der Figuren in den Haupttheilen nichts verloren ging. Noch mehr aber wundert es uns, daß er seinem

seinem Aufsatze einen Kupferstich von der Gruppe des Laokoons im Umrisse hat beyfügen lassen können, der auf eine unverschämte Art verzeichnet ist, und die nachtheiligsten Vermuthungen wider die praktischen Kenntnisse des Verfassers in dem Haupttheile der Kunst, in der Zeichnung, erwecken muß.

Zweyter Aufsatz.

Ueber die Gegenstände der bildenden Kunst.

Der Verfasser dieses Aufsatzes theilt sie in vortheilhafte, gleichgültige und widerstrebende, ein. Unter den letztern werden diejenigen verstanden, die sich nicht selbst aussprechen. (Ein sonderbares Wort, und ein höchst einseitiger Begriff! Doch! darüber mehr in der Folge!)

1) Vortheilhafte Gegenstände. a) Rein menschliche Darstellungen. (Begebenheiten aus dem gemeinen Leben.) Hierbey eine gute, wiewohl nicht neue Bemerkung über das Incendio del Borgo, verglichen mit dem Siege des Pabstes Leo IV. über die Saracenen zu Ostia. b) Historische Darstellungen. Nicht befriedigend! Daß sie am liebsten rührende, erschütternde Geschichten wähle, wird ohne Beweis behauptet. Jedes Sujet, das einen vollständigen, bestimmten und abwechselnden Ausdruck in Mienen und Gebärden an die Hand bietet, ist zur historischen Darstellung geschickt. — Der Verfasser kömmt nun auf jene Folgen von Gemählden aus einer en ein-

ander hängenden Geschichte, die er mit einem sehr gelehrten Namen: „die Bildung eines Cyclus,“ und mit einem sehr uneigentlichen „Darstellung einer Geschichte in ihren Folgen,“ nennt. Der Verfasser scheint aber darüber sonderbare Ideen zu haben. Nach ihm soll sich ein Gemählde immer vollständig aus dem andern erklären lassen. Wie dieß ohne Vorerkenntnisse, ohne Tradition möglich sey, begreifen wir nicht. Die Geschichten Mosis aus dem alten Testamente in den Logen des Vaticans, die der Verfasser anführt, würden alle verständlich seyn, wenn sie auch einzeln vor uns aufgestellt würden, und sie gewinnen nichts an Deutlichkeit dadurch, daß sie zusammengereihet sind. Ohnehin enthalten sie keine Folge von Begebenheiten, die durch eine dramatische Einheit verbunden wären, wie etwa die Geschichte der Psyche. Sie stehen höchstens in einer biographischen oder historischen Einheit mit einander, die sich eigentlich gar nicht versinnlichen läßt. Denn daß das Knäblein, das im Schilf gefunden wird, der nämliche Moses sey, der den Kindern Israel als Greis Gesetze giebt, das soll mir auch der größte Maler wohl unausgesprochen lassen. Besser gewählt ist das Beyspiel von der Geschichte des Aktäon, auf einem Sarcophag. Doch sind das im Grunde Possen, die aus einer Verkennung der wahren Gränzen der bildenden Künste herstammen. Ist die Geschichte allgemein bekannt, so wird sie auch ohne Cyclus verständlich seyn: ist sie es nicht, so trägt der Cyclus wenig zur Verständlichkeit bey. c) Cha-

rakter-

rakterbild. Schwerlich sucht man unter diesem Namen dasjenige, was der Verfasser darunter versteht. „Die Personen, die in diesen Bildern vorgestellt werden, sollen durch sich selbst interessiren, und die Handlung ist ihnen nur zur näheren Bezeichnung und Versinnlichung des Charakters beygelegt, anerfunden, und um deswillen untergeordnet. Im historischen Bilde sind die Figuren um der Handlung willen da. Sie stellen solche dar, jene aber werden durch die Handlung dargestellt. Dort ist sie das Mittel, hier der Zweck.“

Als Beyspiel wird die Schule von Athen und der weinende Petrus im Pallast Zampieri vom Guido Rheni angeführt.

Uns dünkt, es heißt die Arten ohne alle Noth vervielfältigen, wenn man die dramatisch mimischen Darstellungen nach demjenigen eintheilt, was man nicht sieht, sondern hinzu denkt. Wenn mehrere, noch so interessante Personen ohne einen sichtbaren gemeinschaftlichen Zweck vereinigt werden, wenn der Grund, aus dem wir uns ihre Vereinigung erklären, nicht in dem Bilde selbst liegt, so ist dieß ein Fehler, der keine wahre Art begründen kann. Ist dieser Grund der Vereinigung aber sichtbar, so macht das historische, biographische, poetische ꝛc. Interesse keinen wesentlichen Unterschied. Die Regeln der Behandlung bleiben immer die nämlichen, und die besondre Bedeutung ist blos eine Zugabe. Wenn Bildnisse interessanter Personen ohne gemeinschaftliche Handlung in einen Raum zusammenge-

ſtellt werden, ſo können ſie als Bildniſſe großen Werth haben. Man trennt ſie dann von einander in Gedanken: man iſolirt und bewundert ſie, aber man lobt darum den Künſtler nicht, daß er ſie zuſammengeſtellt hat. Dahin gehören die angezogenen Beyſpiele der Bildniſſe Leo X, Julius II, des ſogenannten Schulmeiſters, u. ſ. w.

Die Schule von Athen gehört nicht hierher. Sie zeigt allerdings den Grund der Vereinigung der berühmteſten Philoſophen für jeden gebildeten Menſchen, und Figuren von der Mediciäiſchen Vaſe ſind bloße Verzierungen. d) **Erfundene mythiſche allegoriſche Darſtellungen.** Mit Recht ſagt der Verfaſſer daß es ſchwer ſey, die Gränze ausfindig zu machen, wo ſich die erfundenen Gegenſtände in der bildenden Kunſt von den hiſtoriſchen und allegoriſchen ſcheiden. Er will den Knoten dadurch löſen, daß er alles Wunderbare, Uebernatürliche den poetiſchen Gegenſtänden beyzählt. Allein mythologiſche Gegenſtände, die doch offenbar, und ſelbſt nach des Verfaſſers eigener Behauptung, (S. 27.) mit zu den hiſtoriſchen gehören, paſſen ja auch unter dieſen Begriff. Die Aurora von Guido Rheni, die Galathea von Raphael ſind Gegenſtände aus der Fabel. Es gehört nicht mehr Erfindungskraft dazu, dieſe, als die Peſt und den Kindermord darzuſtellen. Wozu die Vereinzelungen, beſonders wenn ſie zu keinen beſondern Grundſätzen bey der Behandlung Anlaß geben?

In

In dem, was über die Allegorie gesagt wird, fehlt es wieder an bestimmten Begriffen. Guercino's Liebesgötter, welche die Vögel wecken, sind nicht als Allegorie zu loben. Denn der Vorfall gehört in den Bezirk des gemeinen Lebens des Künstlers. Niemand denkt hier an eine geheime Bedeutung, und diejenige, welche der Künstler beabsichtigt hat, ist blos Zugabe zu unserm Vergnügen, wenn wir aufmerksam darauf gemacht werden. Die Victoria auf der Hand des Herkules oder der Pallas ist mehr Symbol, Wiedererkennungszeichen, Anspielung auf eine gewisse Situation, worin ich mir die Gottheiten denken soll, als Allegorieen. Ganz falsch wird aber der Schmerz des Abrahams bey der Aufopferung Isaaks eine Anspielung genannt. Er gehört zum Ausdruck, so wie die Züge, mit denen Pindar, Petrarch, Sokrates, Diogenes ꝛc. in Raphaels Gemälden bezeichnet werden, dahin gehören. Der Hase, Bild der ruhigen Unschuld, wird dagegen mit Recht zu den Symbolen gerechnet. Er hat aber den Fehler, weder allgemein verständlich noch nothwendig zu seyn.

e) Symbolische Darstellungen. Hierunter werden die charakteristischen Bildungen der alten Gottheiten gezählt, die offenbar nicht hieher gehören. Dieser Gesichtspunkt muß alle Begriffe verwirren, die wir uns von den idealisirten Gestalten des mythischen Zirkels machen müssen. Die Neuern sind leider in den Fehler gefallen, aus ihren Heiligen allegorische Bilder, oder, wenn man will, Symbole unsinnlicher Eigenschaften zu schaffen.

Aber die Alten haben nie Abstrakte in ihren Bildern dargestellt, sondern idealisirte Repräsentanten gewisser Menschenarten aus den edleren Klassen, idealisirte Charakterstücke. — — (Die Fortsetzung dieses Aufsatzes findet man im zweyten Stück.) — f) Scenen aus dem gemeinen Leben. Dahin sollen gehören: galante Unterhaltungen, Marktschreyer, Obst- und Geflügelhändler, Tobacksgesellschaften, trinkende Bauern ꝛc. Wie man Gesellschaftsgemälde mit Tabagieen in eine Klasse sezzen kann, ist uns eben so unbegreiflich, als warum man Scenen aus dem gemeinen Leben von den rein menschlichen Vorstellungen abgesondert hat. Die Wassersüchtige von Gerhard Dow gehört so gut zu den leßten als der Brand del Borgo. g) Thierstücke. h) Landschaften. Ueber beyde nichts, was nicht beym Hagedorn und Andern vollständiger und gründlicher anzutreffen wäre.

2) Gleichgültige Gegenstände: die nichts Anziehendes und Rührendes enthalten, wenn sie gleich faßlich sind. Dahin werden gerechnet: mystische Bilder, pompeuse Darstellungen, als Opferzüge, Triumphe, Mahlzeiten, Bildnisse von der gewöhnlichen Art, landschaftliche Ansichten, Früchte und Blumenstücke, todtes Wild, u. s. w.

Wir müssen uns in unsern Bemerkungen einschränken. Also nur so viel: Der Verfasser scheint überall aus fehlerhaften Darstellungen eigene Arten von Gegenständen zu machen. So rechnet er die

Bild-

Bildnisse zu den gleichgültigen Gegenständen, weil sich der Künstler nur auf äußere Aehnlichkeit der Gesichtszüge beschränke, der weitere Zweck des Kunstwerks in Darstellung des Charakters dabey aber weder gefordert noch gekannt werde. — Man sieht, wohin eine Sucht, zu classificiren, ohne gesunde Logik, führt. Weil der Verfasser die Bildnisse Titians, Raphaels, Barroccio's, van Dyks, Ravesteins, u. s. w. unter die Charakterbilder haben wollte, so mußten die Handwerksarbeiten der Portraiteurs eine eigene Art ausmachen. — Nun zuletzt

3) Widerstrebende Gegenstände. Hier erfährt man endlich, was der Verfasser damit sagen will: das Werk der Kunst soll sich ganz aussprechen. Es heißt: — „das Gemälde soll im ganzen Umfange, in völliger Bedeutung vor das Auge gebracht werden können. Ein Gegenstand, der das nicht zuläßt, der ist widerstrebend.“ — Nun wahrlich! So mag der Verfasser ein für alle Mahl auf alle historische und poetische Gegenstände Verzicht thun! Dreist fordern wir ihn auf, ein Gemälde dieser Art zu nennen, das nicht Vorerkenntnisse von dem Sujet voraussetze, wenn es in seiner völligen Bedeutung erkannt werden soll.

Die angeführten Beyspiele zeigen nicht allein des Verfassers völlige Unkunde von den Kräften und der Bestimmung seiner Kunst, sondern verwickeln ihn mit sich selbst in die auffallendsten Widersprüche.

Zuerst verwirft er alle Concerte, — weil wir die Musik nicht hören — alle Unterredungen, — weil wir das Gesprochene nicht vernehmen! — Also wäre ja wohl die heilige Cecilia, von Raphael und Domenichino gemahlt, ein widerstrebendes Sujet, weil wir die himmlische Musik nicht hören, und Paulus, der den Athenienſern predigt, von Raphael, müßte gleichfalls verworfen werden, weil wir von der Predigt kein Wort verstehen? Inzwischen wird doch Ulysses mit dem Tiresias, Alexander mit dem Diogenes in der Unterredung begriffen, zugelaßen — als Charakterstücke; und gerade diese Sujets sind unsrer Einsicht nach widerstrebend, weil sie gar keinen dramatisch mimischen Ausdruck motiviren.

Doch! es kömmt noch besser. „Die Fabel der Dirze ist untauglich zur Darstellung — weil es nicht deutlich gemacht werden kann, daß die Rache, welche Zetheus und Amphion an ihr nahmen, rechtmäßig war. Aus eben dem Grunde die Rache, die Oreſt und Pylades an der Clytemneſtra nahmen: ferner die Bestrafung des Marsyas." Nun wahrlich! Man hat immer viel von einer poetischen Gerechtigkeit geschwatzt; aber eine malerische ist uns noch nie vorgekommen. Wissen möchten wir es doch, wie der Verfaſſer denn vorhin, bey den historischen Darstellungen, den bethlehemitischen Kindermord als ein taugliches Sujet nennen konnte. Da ist doch wohl an die Rechtfertigung der That noch weniger zu denken. Vielleicht wird er sagen;

es

es soll auch hier eine ungerechte Handlung vorgestellt werden; aber woher weiß er das? Aus der Kenntniß des Sujets. Nun! so bringe er diese auch zu der Dirze, zu dem Orest und Marsyas hinzu!

Der Verfasser geht nun eine Menge historischer Gemälde durch, bey denen, seiner Meinung nach, der Künstler nur die Demüthigung einärnten kann, daß nicht sein Bild den Beschauer rührt, sondern nur allenfalls das, was derselbe mitbringt, und selbst hineinlegt. Er tadelt es an Poussins Bilde, dem Testamente des Eudamidas, daß die Vorstellung sich auf jeden Sterbenden, der ein Weib und eine Tochter hinterlassen hat, eben so gut als auf den Eudamidas von Korinth anwenden lasse. Er findet in dem Abschiede des Calas von seiner Familie nur einen schwachen, gutmüthigen alten Mann in Ketten, und seine Familie weinend um ihn versammelt. Allein das Weitere, nämlich den unrecht verfolgten, den unschuldig getödteten Calas, sagt er, müßten wir uns hinzu denken, mithin Alles, was der Geschichte ein höheres Interesse gebe: es sey weder die Ursache noch die Folge der dargestellten Scene anschaulich. „Wahrlich! fährt er fort, man geräth oftmals in Versuchung, zu glauben, die Künstler dieser Art hätten den Begriff von Freyheit und Selbstständigkeit ihrer Kunst gar nicht zu fassen vermocht, indem sie dieselbigen so weit herabwürdigen, ihren Zweck verschieben, den Ausdruck schwächen, ihr die Ehre, durch sich selbst

zu bedeuten und zu würken, rauben, und sie gleichsam zu Bildern für Bänkelsänger mißbrauchen."

Wir gerathen gleichfalls in Versuchung zu glauben, gewisse Kunstrichter hätten den Begriff von den wahren Gränzen der bildenden Kunst gar nicht zu fassen vermocht, indem sie Forderungen an dieselbe thun, welche die redenden allein vollständig zu erfüllen im Stande sind. Das Wahre in den Sätzen des Verfassers scheint dieses zu seyn:

Jedes historische und poetische Sujet muß eine Darstellung zulassen, welche einer vollständigen und bestimmten Deutung des mimischen Ausdrucks durch den bloßen Anblick fähig sey. Man muß es jeder Figur ansehen, warum sie mit den übrigen auftritt, daß sie Antheil an der gemeinschaftlichen Handlung nimmt, und welchen Antheil sie daran nimmt. Dieß ist nicht anders zu erreichen möglich, als wenn die historische Begebenheit Empfindungen bey den dargestellten Personen erweckt, die sich aus den äußern Gebärden und Mienen erklären lassen, wenn man auch die individuellen Personen und die besondern Umstände der Begebenheit nicht kennt. Dahingegen sind alle Geschichten und Fabeln, die keinen bestimmten mimischen Ausdruck motiviren, ungeschickt und widerstrebend für die bildende Kunst. Dahin gehören: die Mutter der Gracchen, der man den Tod ihres Sohns verkündigt, und die dabey ruhig bleibt, weder Miene noch Gebärde verändert: der Vater der Horatier, dem man die Rettung und Flucht seines Sohnes

meldet,

meldet, und der darauf antwortet, ich wünschte, er wäre gestorben: ferner die Vorstellung des Schulmeisters von Valerä, der von der ihm untergebenen Jugend mit Ruthen gepeitscht wird, weil Niemand, ohne die besondre Veranlassung zu dieser Handlung zu wissen, den Ausdruck errathen oder natürlich finden kann. Hingegen sind das Testament des Eudamidas, der Abschied des Calas sehr günstige Gegenstände für die Kunst. Ein jeder Beschauer wird, wenn er auch nichts von der besondern Begebenheit weiß, doch sehr leicht die Motive und die Wahrheit des Ausdrucks in der dargestellten Handlung auffinden können. Es ist ein Sterbender, der seine Familie seinen Freunden empfiehlt: es ist ein Unglücklicher, der von seinen Angehörigen beklagt wird, und diese aufmuntert, sich nicht zu betrüben. Erfährt man, daß der Sterbende Eudamidas, daß der Unglückliche Calas ist, so ist dieß ein Zusatz zu unserm Vergnügen und zu unserm Interesse. Ohnehin muß man bey allen gebildeten Menschen, die auf den Genuß der Künste Anspruch machen, voraussetzen, daß sie diejenigen Gegenstände kennen, die in dem Bezirke des gemeinen Lebens des Künstlers liegen, und wozu die Fabel, die heilige, die alte profane Geschichte und einige merkwürdige Zeitbegebenheiten gehören. Sogar der Dichter setzt dergleichen Vorerkenntnisse zum voraus.

Wir können uns hierüber nicht weiter auslassen, und verweisen auf dasjenige, was in Herrn

von

von Rambohrs Werke über die Malerey ꝛc. in Rom, und in dessen Charis zweyten Theil achtem Buche über diese Materie gesagt ist.

Wir schließen hiermit unsre Bemerkungen über diesen zweyten Aufsatz, für dessen weitläuftigere Beurtheilung wir um so eher Entschuldigung zu verdienen glauben, da die darin enthaltenen Grundsätze uns höchst gefährlich und schlechterdings dahin abzweckend geschienen haben, die Begriffe des jungen Künstlers völlig zu verwirren, indem nicht allein die Gränzen, welche die nachbildenden Künste von den übrigen scheiden, sondern auch diejenigen, welche die nachbildenden unter sich von einander absondern, (Z. B. die Bildhauerkunst von der Malerey,) gänzlich übersehen sind.

Dritter Aufsatz

Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. — Ein Gespräch.

Die Absicht dieses Gesprächs ist: zu lehren, daß ein Kunstwerk nicht wie ein Naturwerk beurtheilt werden dürfe. Der Satz ist an sich sehr richtig; aber so unbestimmt ausgedrückt, ist er immer gefährlich, besonders zu unsern Zeiten, wo man über dem Studium nach einigen Meisterwerken der Alten und Neuern die Natur nur zu sehr vernachlässigt. Die nächste Veranlassung zu diesem Gespräche war die Vertheidigung der Decoration eines Opern-Theaters, worin Zuschauer in die Logen ei-

ne

nes amphitheatralischen Gebäudes gemalt waren, und diese wird der gute Geschmack nie gelten lassen.

Die Malerey bildet den Menschen mittelst eines stillstehenden Scheines nach, und wenn sie damit in einer Scene hervortritt, wo sich der wirkliche Mensch bewegt, so hat der Zuschauer Recht sich für geäfft zu halten. Sie bringt Tod zwischen Leben.

Vierter Aufsatz.

Zwey Briefe über Etrurische Monumente.

Mit Sachkenntniß und Scharfsinn geschrieben. Der Verfasser nimmt eine Verwandschaft der etrurischen und griechischen Kunst an. Erstere soll aber nicht vorwärts gegangen seyn, und dieß wird dem schwerfälligen, traurigen Charakter der Etrurier zugeschrieben. Nachher sollen diese den Griechen nachgeahmt haben, ohne vollkommener zu werden. (Dieß ist doch wohl nur Hypothese. Wahrscheinlich hat sich die etrurische Schule ganz in der griechischen verloren, und die Meisterstücke der Künstler aus diesem Lande mögen wohl nicht in Etrurien geblieben seyn.) Sie sollen mit den Egyptern in Verbindung gestanden haben. (Auch dieß können ein Paar Nachäffungen egyptischer Vorstellungsart, die sehr wohl aus späteren Zeiten herrühren können, nicht erweisen.) Zuletzt sucht der Verfasser eine Verwandschaft mit den Tyrolern und

Grau-

Graubündern aus gewissen, beyden Völkern ähnlichen Verzierungsarten herzuleiten. — Der zweyte Brief giebt Nachricht von einigen architektonischen Resten etruriſcher Kunst.

Fünfter Aufsatz.

Raphaels Werke: besonders im Vatikan.

Ein schätzbares Stück! von einem Kenner, der sich sehr fleißig in Raphaels Styl einstudirt haben muß. Das Bekannte ist nicht nur sehr zweckmäßig zusammengestellt, sondern auch mit vielen neuen und feinen Bemerkungen vermehrt. Wir erinnern uns nicht, etwas Besseres über diesen Gegenstand gelesen zu haben, und können diesen Aufsatz angehenden Künstlern als eine treffliche Anleitung nicht nur zur Kenntniß des Styls dieses grossen Meisters, sondern der Grundsätze der Kunst überhaupt, empfehlen. Hin und wieder dürfte der Verfasser freylich in seinem Enthusiasmus etwas zu viel gesehen haben, besonders da, wo er Raphaels Anordnung und Colorit zu sehr erhebt. Aber im Ganzen herrscht viel Unbefangenheit und Billigkeit in seinen Beurtheilungen. Ueberall hört man den Mann reden, der theoretische Kenntnisse mit praktischen verbindet. Ueberdem ist der Styl klar und deutlich, und nur hin und wieder stößt man auf Ausdrücke, die vielleicht nur darum dem Recensenten gesucht scheinen, weil sie ihm ungewöhnlich sind. Er rechnet dahin auch das Wort

„gemüth-

„gemüthlich,“ so sehr es seit einiger Zeit in der Weimarschen Schule Mode wird.

Nachdem der Verfasser dieses Aufsatzes die Hauptwerke Raphaels durchgegangen ist, (unter denen er der Schule von Athen den ersten Rang einräumt,) geht er zu einer allgemeinen Entwickelung seines Talents über, und handelt in verschiedenen Rubriken: von der Erfindung, Anordnung, von dem Ausdruck, von der Zeichnung, dem Pinsel, dem Colorit, der Beleuchtung und den Gewändern. Ueberall dringt er tief in dasjenige Detail ein, welches allein dem Künstler nützlich werden kann. Mit einem Worte: wir halten den Verfasser dieses Aufsatzes, den Recensent näher kennen zu lernen wünscht, recht eigentlich zur Anweisung junger Künstler berufen. Im zweyten Stücke der Propyläen findet man den Schluß.

Wir haben aus diesem zweyten Stücke nur noch Folgendes nachzuholen, nachdem wir dasjenige, was blos Fortsetzung ist, bereits angezeigt haben.

Erster Aufsatz.

Diderots Versuch über die Malerey. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Bis jetzt nur das erste Kapitel. Der Verfasser widerlegt Diderots übertriebene Behauptung, daß der Künstler sich einzig und allein an die Natur halten solle, mit vieler Gründlichkeit, und deckt

bey

bey dieser Gelegenheit seine Sophismen sehr gut auf. Nur fürchten wir auf der andern Seite, daß der Verfasser dirses Aufsatzes die Ideal-Manie, die seit einiger Zeit so sehr überhand genommen hat, durch seine etwas unbestimmten Aeußerungen begünstigen dürfte.

Ein anhaltendes Copieren nach dem Modelle, nach dem Muskelmanne und nach der Antike bleiben immer gefährlich. Darin hat Diderot gewiß recht. Man muß sie studiren, zu Rathe ziehen, aber nicht übertragen, und ohnehin hat der Künstler, der in dem nördlichen Europa und für dasselbe arbeitet, darunter gewiß einen ganz andern Gang zu gehen, als derjenige, der sich in Italien niedergelassen hat, und auf dort gebildete Kenner bey seinen nackten Figuren Rücksicht nimmt.

Vierter und letzter Aufsatz.

Einige Nachrichten über die neuen englischen Holzschnitte von Bevic und Anderson.

Diese Meister ahmen die Zeichnung nach, worin das Schwarze mit Weiß aufgehellt wird, statt daß unsre ältern deutschen Holzschnitte sich solchen Zeichnungen nähern, die mit schwarzen Strichen auf weißes Papier gezogen sind.

IV.

Lettres originales de J. J. Rouſſeau à Mme. de . . . . . ; à Mme la maréchale de Luxembourg; à Mr. de Malesherbes; à d'Alembert, etc. publiées par *Charles Pougens*. Paris, Charles Pougens. An VII. (1798.) 206 S. kl. 8.

Alles, was von dem großen und ſeltſamen Rouſſeau herrührt, muß denen, die ſich auf Schätzung außerordentlicher Talente und Eigenſchaften verſtehen, theuer ſeyn. Was ſoll man nun von den Franzoſen ſagen, deren Idol Rouſſeau iſt, und die gleichwohl die Briefe, welche wir anzeigen, äuſſerſt kaltſinnig aufgenommen haben ſollen! Es iſt wahr, daß ſie nicht von dem größten Belang ſind, daß ſie wenig wichtige Aufſchlüſſe über die Geſchichte ſeines innern und äußern Lebens geben; aber an Intereſſe fehlt es ihnen doch gar nicht. Die vertraute Freundin von Rouſſeau, an welche die erſtern Briefe dieſer Sammlung gerichtet ſind S. 15 — 55., wollte nicht genannt ſeyn. „Wäre es mir erlaubt ſie zu nennen," ſagt der Herausgeber, „ſo

würden sich die wahren Freunde der Tugend und der Philosophie, und die kleine Zahl der Auserwählten, welche ihre Empfindungen mit ihrer Vernunft ins Gleichgewicht zu setzen verstehen, beeifern, das Urtheil des beredten Verfassers des Emil zu bestätigen. Beyde beehrten sich lange mit wechselseitiger Achtung; und wenn diese Verbindung vor Rousseau's Tod endigte, so war dieser Bruch das Resultat jener äußersten Reizbarkeit, welche, während der letzten Jahre seines Lebens, die zarte Empfindsamkeit, die er von der Natur erhalten hatte, verfälschte und verschrob.“ Den gesammten Briefwechsel, den Rousseau mit der Ungenannten führte, haben wir wahrscheinlich nicht vor uns, sondern die Empfängerin scheint nur eine Auswahl von Rousseauischen Briefen und Billets gemacht zu haben, die allenfalls für das Publicum geeignet zu seyn schienen. Mit ihrem Namen hat sie wohl vergebens das Incognito beobachtet, da es durch Vergleichung dieser Briefe mit einer Stelle im achten Buch der Confessions höchst wahrscheinlich ist, daß die Briefe an die Marquise von Crequi gerichtet sind. Rousseau nennt sie in den Bekenntnissen eine Freundin, die länger als alle übrigen Stich gehalten; und von der vieljährigen Dauer dieses freundschaftlichen Verhältnisses zeugen auch diese Briefe. Es kommt in diesen Briefen oft ein Ambassadeur vor, dessen Rousseau als eines mit Frau von ..... genau verbundnen und sehr von ihr geschätzten Mannes erwähnt, und Frau von Crequi war die Schwester eines Ambassadeurs in Venedig. Die Briefe erwäh-

wähnen Saurins, der ein Freund der Ungenannten war, und Rousseau sagt in den Bekenntnissen, er habe Saurin bey der Marquise von Crequi gesehen u. s. w. Aus den Briefen Rousseaus an diese Frau nur Einen Zug S. 20. zur Bestätigung der sonderbaren Art, wie er sich bey empfangenen Geschenken benahm: En vérité, Madame, s'il ne falloit pas vous remercier de votre souvenir, je crois que je ne vous remerciérois point de vos poulardes. Que pouvois-je faire de quatre poulardes? J'ai commencé par en envoyer deux à gens dont je ne me souciois guère. Cela m'a fait penser combien il y a de différence entre un présent et un témoignage d'amitié. Le premier ne trouvera jamais en moi qu'un coeur ingrat; le second ..... ô Madame! si vous m'aviez fait donner de vos nouvelles sans rien m'envoyer de plus, que vous m'auriez fait riche et reconnoissant! au-lieu qu'à présent que les poulardes sont mangées, tout ce que je puis faire de mieux, c'est de les oublier: n'en parlons donc plus. Voilà ce qu'on gagne à me faire des présens. (Man vergleiche hiermit einen Brief an die Marschallin von Luxemburg S. 82.) Die edle Geberin konnte zufrieden seyn, daß Rousseau nicht noch ungehaltner über ihr Geschenk wurde, wie er es wohl in der Gewohnheit hatte. Rousseau's Mißtrauen, welches fast keinen einzigen Freund schonte, und seine sonderbare praktische Paradoxie, mit seinen vieljährigen, bewährten Freunden am Ende doch zu brechen, trennte auch diese Verbindung. Auf einen überspannten, seltsamen, auf Schrauben gestellten

Brief S. 53. erhielt er von seiner bisherigen Freundin S. 55. eine kurze Antwort, so wie er es verdiente. Und damit hörte aller weitere Umgang und Briefwechsel auf. Der Briefe an die Marschallin von Luxemburg ist eine eben so große Anzahl. Der Marschall von Luxemburg und seine Gemahlin nahmen bekanntlich sehr warmen Antheil an Rousseau und seinen Schicksalen, und räumten ihm sogar eine Wohnung in ihrem Park zu Montmorency ein. Die Briefe sind daher auch voll von Freundschaft, Dankbarkeit und herzlicher Theilnehmung. Der erste, den Rousseau den 13. August 1759 an seine Wohlthäterin und Freundin schrieb, nachdem er in Montmorency eingezogen war, steht schon in den Confessions, andre Billets an die Marschallin, die sich in den Bekenntnissen finden, sind hier nicht noch einmal abgedruckt worden. Merkwürdig sind die sechs Briefe von einem Corsen, Hauptmann Butta-Fuoco, an Rousseau, die im Jahr 1764 und 1765 geschrieben sind, und auf welche sich die Antworten in Rousseau's Briefwechsel befinden. Die Briefe betreffen die ehrenvolle Aufforderung an Rousseau, zur Verbesserung der Corsicanischen Staatsverfassung mitzuwürken, wozu Rousseau durch eine für die Corsen ruhmvolle Stelle in seinem Contrat social den ersten Anlaß gegeben hatte. Manche ins Einzelne gehende Nachrichten über die Corsicanische Verfassung, so wie im dritten Brief die Charakterschilderung des berühmten Paoli, sind sehr lesenswerth. Von geringerm Belang sind drey Briefe von Rousseau an

den

den ehrwürdigen, gegen Rouſſeau immer ſo wohlwollenden, Malesherbes, und zwey Briefe von Malesherbes an Rouſſeau. Letztre ſind ganz botaniſchen Inhalts. Beyde Männer liebten die Pflanzen ſehr. Nun folgen noch drey Briefe an d'Alambert, zwey an den Ritter von Lorenzy, einer an Herrn von Sartine, ein Brief an den erſten Magiſtrat von Genf, worin Rouſſeau auf das Genfer Bürgerrecht Verzicht thut. Aus dem einen Briefe an Herrn von Lorenzy hebe ich eine Rouſſeaus Denkart charakteriſirende Stelle aus, die Gräfin von Boufflers betreffend, für welche Rouſſeau eine Zeitlang eine zärtliche Neigung hatte: Vous ne me ſoupçonnez pas, je penſe, d'être inſenſible au ſouvenir de Mme. de Boufflers; ou je me trompe fort, ou vous êtez bien ſûr que je ne pécherai jamais envers elle par ce côté-la; mais quand vous voulez que je lui écrive, nous ſommes loin de compte; j'ai bien de la peine à répondre à ceux qui m'écrivent, ce n'eſt pas pour écrire à ceux qui ne me répondent point. D'ailleurs je trouve bien mieux mon compte à penſer à elle qu'à lui écrire; car en moi-même je lui dis tout ce qu'il me plaît; et en lui écrivant, il ne faut lui dire que ce qui convient. Conſidérez encore que les devoirs et les ſoins changent ſelon les états. Vous autres gens du monde, qui ne ſavez que faire de votre tems, êtes trop heureux d'avoir des lettres à écrire pour vous amuſer; mais quand un pauvre copiſte a paſſé la journée à ſon travail, il ne s'en délaſſe point à écrire des lettres; il faut qu'il quitte la plume et le pa-

pier. En général, je ſuis convaincu qu'un homme ſage ne doit jamais former des liaiſons dans des conditions fort audeſſus de la ſienne; car quelque convenance d'humeur et de caractère, quelque ſincérité d'attachement qu'il y trouve, il en réſulte toujours, dans ſa manière de vivre, une multitude d'inconveniens ſecrets qu'il ſent tous les jours, qu'il ne peut dire à perſonne, et que perſonne ne peut deviner. Pour moi, à dieu ne plaiſe que je veuille jamais rompre des attachemens qui font le bonheur de ma vie, et qui me deviennent plus chers de jour en jour; mais j'ai bien réſolu d'en retrancher tout ce qui me rapproche d'une ſociété générale pour laquelle je ne ſuis point fait. Je vivrai pour ceux qui m'aiment, et ne vivrai que pour eux. Je ne veux plus que les indifférens me volent un ſeul moment de ma vie; je ſais bien à quoi l'employer ſans eux. Eben dieſe Gräfin von Boufflers veranlaßte Rouſſeau's Bekanntſchaft mit Hume und die ſo unglücklich abgelaufene Reiſe nach England, auf welche ſich zwey merkwürdige Briefe von Hume an Ungenannte in dieſer Sammlung beziehen. In dem erſtern ſchildert Hume Rouſſeaus Charakter ſo: Il a un peu la faibleſſe de vouloir ſe rendre intéreſſant en ſe plaignant de ſa pauvreté et de ſa mauvaiſe ſanté; mais j'ai découvert par hasard qu'il a quelques reſſources d'argent, petites à la vérité, mais qu'il nous a cachées quand il nous a rendu compte de ſes biens. Pour ce qui regarde ſa ſanté, elle me paroît plutôt robuſte qu'infirme; à moins que vous ne vouliez compter les accès de mélancolie et de *ſpleen*

aux-

auxquels il eſt ſujet. C'eſt grand dommage; il eſt fort aimable par ſes manières; il eſt d'un coeur honnête et ſenſible; mais ces accès l'éloignent de la ſociété, le rempliſſent d'humeur, et donnent quelquefois à ſa conduite un air de bizarrerie et de violence, qualités qui ne lui ſont pas naturelles. Aus dem folgenden Brief von Hume erfährt man, daß Rouſſeau, dem es nicht lange in London gefallen wollte, ſich von da auf das Landgut eines Freundes, des Herrn Davenport, zurückzog, daß ſich ſein krankes Gemüth aber bald eine Verſchwörung zuſammenſetzte, welche Hume gegen ihn angezettelt haben und in welche auch Davenport verwickelt ſeyn ſollte. Er verließ plötzlich in geheim das Landgut mit Hinterlaſſung eines Theils ſeiner Effekten und einiges Geldes, irrte mehrere Wochen unſtät im Lande herum, ſchrieb an den Kanzler von London, er wünſche England zu verlaſſen, wage es aber aus Furcht vor ſeinen Feinden nicht, einen Fuß aus dem Hauſe zu ſetzen, und bat, als um die letzte Handlnng der Gaſtfreundlichkeit dieſer Nation gegen ihn, man möchte ihm einen ſichern autoriſirten Begleiter ſchikken. Einige Tage darauf ſchrieb er einen reuevollen Brief an Davenport und ſchilderte ihm ſeine unglückliche Lage. Dann ſchrieb er wieder an den General Conway, worin er annahm, auf Hume's Anlaß, ein Staatsgefangner zu ſeyn, den General beſchwor, ihm die Erlaubniß zu ertheilen das Reich zu verlaſſen; ihm die Gefahr vorſtellte, in der er ſich befinde ermordet zu werden; zugleich ge-

ſteht er, auf ſein ganzes Leben in England beſchimpft worden zu ſeyn, er ſagt voraus, ſein Andenken werde nach ſeinen Tode gerechtfertigt werden; er habe einen Band von Memoires aufgeſetzt, die ſich vorzüglich auf die Behandlung bezögen, die er in England erfahren habe und auf den Zuſtand der Gefangenſchaft, in dem er ſich befände. Wolle ihm der General die Erlaubniß abzureiſen geben, ſo verſpricht er ihm die Aufſätze zu überliefern und nie etwas gegen die Nation und ihre Miniſter zu ſchreiben. Er fügt die merkwürdigen Worte von ſich in der dritten Perſon hinzu: qu'il abandonne pour toujours le projet d'écrire ſa vie et ſes mémoires, mais qu'il ne lui échappera jamais de bouche ni par écrit un ſeul mot de plainte ſur les malheurs qui lui ſont arrivés en Angleterre; qu'il ne parlera jamais de M. Hume, ou qu'il n'en parlera qu'avec honneur; et que lorsqu'il ſera preſſé de s'expliquer ſur quelques indiscrétes plaintes qui lui ſont quelquefois échappées dans le fort de ſes peines, il les rejettera ſans myſtère ſur ſon humeur aigree et portée à la défiance et aux ombrages par ce malheureux penchant, ouvrage de ſes malheurs, et qui maintenant y met de comble. Hume ſagt, bey dieſen Worten ſey gleichſam auf einmal ein Strahl von Vernunft in Rouſſeaus Seele gedrungen. Wie wenig er aber die hier gegebenen Verſprechungen in der Folge erfüllte, iſt nur zu bekannt.

Noch muß bemerkt werden, daß dieſer Briefſammlung ein artiger Aufſatz über kriegeriſche Muſik mit

mit einigen in Kupfer gestochnen Notenblättern beygefügt ist. Auch hat der Herausgeber unstreitig den Verehrern Rousseaus einen angenehmen Dienst erzeigt, indem er zur Probe der eleganten Schriftzüge Rousseaus ein Billet desselben hat in Kupfer stechen und der Briefsammlung vorsetzen lassen.

V.

Von den goldgrabenden Ameisen und Greifen der Alten, eine Vermuthung von A. F. Grafen von Veltheim, D. d. W., Erb- und Gerichtsherrn auf Harbcke ꝛc. Helmstädt bey Fleckeisen. 1799. 32 S. gr. 8.

Unter die alten Schriftsteller, welche Wunderdinge von außerordentlich großen Ameisen und von Greifen erzählen, gehört vorzüglich Ctesias. Längst war man gewohnt dieses Geschichtschreibers wunderbare Berichte in die Klasse der Mährchen zu sezzen, bis einige neuere kritische Gelehrte, vorzüglich Heeren in seinen Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, und auch von Veltheim über die Onyxgebirge des Ctesias 1797, den Ctesias in Schutz nahmen und erwiesen, daß den wunderbar oder ungereimt scheinenden Sagen desselben Wahrheit zum Grunde liege. Dieses auch von den fabelhaften Ameisen und Greifen zu zeigen ist des scharfsinnigen Gr. v. Veltheim Absicht. „Warum soll Ctesias, sagt er, sogleich der literarischen Guillo-

Guillottine überliefert werden, der 400 J. v. Chr. G. schrieb, der Nachrichten aus der Naturgeschichte eines noch unbekannten Wunderlandes zusammentrug, und diese nur von Kaufleuten erhalten konnte, die entweder äußerst unwissend, oder mit den Landes-Sprachen zu wenig bekannt, oder absichtlich falsche Erzähler, oder muthwillig windige Prahler waren? Man muß sich hiebey billig in jenes Zeitalter und in die Lage denken, worin sich Ctesias befand. Alsdann wird man es leicht erklären können, wie hin und wieder die sonderbaren Thiere, die er beschreibt, aus den verstümmelten Nachrichten vom Tiger, vom Rhinozeros, vom Orang-Outang, und so viel andern mehr, entstehen konnten, ohne daß man gerade berechtigt sey, ihn für einen Schriftsteller zu erklären, der wissentlich und vorsätzlich Unwahrheiten erzähle, auch überall keinen Glauben verdiene. Ich vermuthe sogar, daß er über einige Gegenstände zuverlässiger und brauchbarer sey als manche andere Schriftsteller der Alten, z. B. wegen der Geschichte von Persien." (Er sammelte und schrieb nämlich seine Nachrichten selbst in Persien nieder.) Den Schlüssel zu der Fabel von den Greifen und goldgrabenden Ameisen findet der Verfasser in der Behandlung der Goldwäschen jener Zeit. Er verfolgt die Spuren derselben in der Geschichte und ergänzt sie nach Wahrscheinlichkeit. Die Gegend, wo das Gold gewonnen und gesammelt wurde, ist die Sandwüste Schamo oder Cobi in der großen Tartarey. Der Goldsand wurde durch eine zahllose Menge

von

von Menschen, vorzüglich von Kindern, auf eben solchen Heerden verwaschen, wie sie noch jetzt in den Pochwerken im Gebrauch sind. Statt der Planen (grobe Tücher von Zwillich) aber fing man die Goldkörner in Fellen auf, die wahrscheinlich von dort einheimischen Füchsen (canis Korsak Linn.) herrührten. Diese hielten sich in großer Menge in der Gegend der Bergwerke auf, gruben sich in die Erde ein und warfen hierdurch, gleich den Ameisen, Sand- und Erdhügel auf. Aehnlicher Erd- oder Sandhügel entstanden aber auch unzählige durch den verwaschenen und von Golde gereinigten Sand, welcher in einzelnen Haufen liegen blieb. Um Nomaden, Räuber, Karavanen und alle Neugierige von den Gegenden dieser Goldwäschen abzuhalten, wurde es jedem Unberufenen bey Lebensstrafe untersagt, diese Gegend zu betreten. Die Hauptzugänge wurden auch mit Wachen besetzt, die wohl um mehrerer Sicherheit willen oft große indische Hunde mit sich führten. Um jedoch dieser an sich schwachen Beschützung mehr Ansehen und Nachdruck zu geben, verbreitete oder unterhielt man geflissentlich schon vorhandene abentheuerliche und fürchterliche Vorstellungen von dieser goldreichen Gegend. Die unzähligen Sandhügel, (welche theils von Füchsen aufgeworfen, theils vom verwaschenen Goldsand übrig geblieben waren) gab man daher für Arbeiten von großen äußerst gefährlichen Ameisen aus. Die fremden Gesandten und auswärtigen Kaufleute, denen die Naturgeschichte dieses entfernten Landes damals völlig unbekannt war, überredete

redete man, daß gewisse Felle (von jenen Fuchsarten), die man vorzeigte, Felle der Ameisen wären, welche den großen Sandhügel aufwürfen. „Zur völligen Beschützung und Sicherung aber, erfand und verpflanzte man auch in diese Gegend noch höchst grausame und unbezwingliche Wunderthiere, nämlich die Greifen. Und damit diese um so weniger geläugnet werden könnten, bedurfte es nur eines einzigen Hülfsmittels, welches eben so leicht in der Ausführung als entscheidend für die Absicht war. Man brauchte nur alle 50 — 100 Jahre einmal einen von den großen indischen Hunden, der besonders hierzu abgerichtet war, oder wohl gar nur einen von den Wachen selbst, mit den schönfarbigsten Zeugen der dasigen Länder, in die Figur der Greifen auszukleiden, ihn mit künstlichen Flügeln zu versehen, und so auf Anhöhen zur Wache auszustellen, wo er vorzüglich ins Auge fiel. Dieß letzte hätte denn genau den Greif mit einem Menschenkopfe vorgestellt, wie er so schön und vollständig in seiner künstlichen Bekleidung auf den Ruinen von Persepolis abgebildet ist; ersteres aber den Greif mit dem Hundekopfe, der sich ebenfalls auf jenen Ruinen noch erhalten hat.“ (Aber Ctesias schreibt ja dem Greif einen Kopf und Schnabel wie die des Adlers zu.) Was nun die Erklärung der Fabel von den großen Ameisen betrifft, welche durch die Sandhaufen der Füchse und den Gebrauch ihrer Felle bey der Goldwäsche entstanden seyn soll, so müssen wir sie für sehr sinnreich und für gar nicht unwahrscheinlich erklären: aber seine Erklärung von der Entstehung

stehung der Mythe von den Greifen ist unstreitig viel gekünstelter und dürfte schwerlich auf Beyfall Anspruch machen. Die Greife waren doch wohl Adler, die in jenen Gold-Wüsten nisteten. Je weniger aber der Fremde von jenem unzugänglichen Eldorado unterrichtet war, desto mehr war seine Phantasie beschäftigt, sich alles in demselben übernatürlich und ungewöhnlich zu denken, folglich auch jenen Adlern eine seltsame Gestalt beyzulegen. Heeren sagt in den Ideen über die Politik Th. 2. S. 263: „Wie abentheuerlich auch die Gestalten dieser Geschöpfe der Fabel anfangs erscheinen, so zeigt sich doch, sobald man sie in ihre einzelnen Bestandtheile auflöset, daß sie aus nicht mehr als vier wirklichen Thieren zusammengesetzt sind, dem Pferd, dem Löwen, dem Adler und dem Scorpion.“ Heerens gelehrte und scharfsinnige Bemerkungen über den Ctesias und dessen Wunderthiere scheinen dem Verfasser unbekannt geblieben zu seyn.

VI.

Kunstnachrichten.

Im neuen teutschen Merkur, Julius 1799, steht eine kurze Nachricht von Herrn Franz Gareis zu Dresden, die uns erinnerte, diesen braven jungen Künstler in dieser Zeitschrift noch nicht erwähnt zu haben.

Er ist der älteste Sohn eines Tischlers zu Marienthal, einem Dorfe in der Nieder-Lausitz an der böhmischen Gränze; katholischer Religion, geboren 1776. Schon in seiner frühesten Kindheit suchte er ein Stück weiße Kreide zu erhaschen, setzte sich mitten in die Stube und zeichnete auf den Fußboden Pferde und Menschen. Häufig bat er seinen Vater ihm biblische Geschichten, und besonders Glor-Engel (wie man im Katholischen spricht) vorzuzeichnen, welches dieser denn auf Tischlerart, das heißt mit einigen geraden Strichen, that. Der Sohn kopirte diese Vorzeichnungen auf seine Weise, und übte so seine Imagination. Bald aber mußte er Blumen nach der Natur, ohne alle Anweisung, auf die von seinem Vater verfertigten höl-

zernen

zernen Kisten für Weiberwäsche (in Sachsen Läden genannt) und Schrankthüren malen. Diese fanden so vielen Beyfall in der Gegend, daß die benachbarten Tischler sich den jungen Franz wochenweise ausbaten, und er sich durch diese Blumen, freylich in mehrern Jahren, über einhundert Thaler verdiente, die der Vater für ihn aufhob, um ihn auf ein Handwerk zu verdingen. Der Knabe aber wollte Maler werden. Ein Vetter, der zuweilen ins Haus kam, brachte ihm einige Kupferstiche mit, die er sorgfältigst mit der Feder nachzeichnete. Das benachbarte Kloster gab Gelegenheit, daß der Knabe von der Dresdner Malerakademie sprechen hörte, wo man, minder neidisch als die Maler in Böhmen, bey denen er vergeblich in die Lehre zu kommen gesucht hatte, junge Leute annehme und ohnentgeldlich unterrichte. Die Aeltern, bey einer sehr zahlreichen Familie, wollten lange nicht daran, ihn in eine so große Stadt zu senden; da aber ein Vetter von ihnen daselbst als Schneidermeister lebte, so willigten sie endlich ein, daß er diesen auf ein paar Tage besuche, um zu horchen, ob aus der Sache wohl etwas werden könnte. Der dreyzehnjährige Knabe trat die Reise dahin zu Fuß, mit wenigen Groschen in der Tasche, an, und der Anblick von Dresden und das Gewimmel von Menschen preßte ihm das Herz so zusammen, daß er beynah wieder umgekehrt wäre. Noch mehr erschreckte ihn der Schneider, durch die Berechnung der Kosten, zwar nicht auf der Akademie, aber um in Dres-

den

den zu leben, und durch die Wörter von Anatomie und Phyſiologie, die er vollkommen verſtehen müſſe, um Maler zu werden. Auf dem ganzen Rückwege quälten ihn dieſe beyden Wörter, deren Sinn er nicht enträthſeln konnte. Er hinterbrachte indeß ſeinen Aeltern, daß die Aufnahme als Schüler bey der Academie keine Schwierigkeit habe. Die Unterhaltungskoſten machten aber noch lange Zeit einen Stein des Anſtoßes, der indeß durch den verſtärkten Fleiß des Knaben im Blumenmalen und ſeine dringenden Bitten endlich auch weggeräumt ward; ſo daß er im Jahr 1791 ſeine zweyte Fußreiſe nach Dresden antrat. Der Vater verſprach für die Zehrungskoſten im erſten Quartal zu ſorgen, damit das erworbene Kapital von 100 Thaler nicht angegriffen werde, falls ſich finden ſollte, daß Franz keine Fortſchritte als Maler mache, und doch noch auf ein Handwerk verdungen werden müſſe. Der Director Caſanova erkannte aus den mitgebrachten Zeichnungen nach Kupferſtichen die Fähigkeiten des jungen Menſchen, führte ihn ſelbſt hinüber in die Academie, empfahl ihn den Unterlehrern, und kam öfters ſeine Fortſchritte zu unterſuchen. Dieſe waren auch ſo ſchnell, daß ſchon nach einem Jahre ihn Caſanova bey ſich auf ſeinem Zimmer zeichnen ließ, und daß er, bey der Ausſtellung im März am Friedrichstage, eine Gratification von 30 Thalern erhielt. Caſanova ſah durch Franz Gareis den Verluſt ſeines treflichen Schülers

Kirsch*), wenn schon nicht in wissenschaftlicher Bildung, so doch im Talent ersetzt, und gab sich alle Mühe mit ihm auch das nachzuholen, was in jener bisher verabsäumt worden war. Die beste Gelegenheit dazu verschafte der Druck seiner Vorlesungen über Zeichnung und Malerey mit erläuternden Kupfern. Die Zeichnungen zu diesem Werke (dessen baldige Erscheinung zu wünschen ist) sind fast sämmtlich von Franz Gareis Hand. Noch wichtiger für seine, zumal moralische, Bildung war es, daß Casanova ihn in das Haus des russischen Fürsten von Poutjatine einführte, eines Herrn, der architektonische Entwürfe mit Meisterhand zeichnet und erfindet, und in dessen Hause ächt patriarchalische Lebensweise, d. i. Wohlwollen und Sorgfalt für die Untergebnen herrscht. Casanova gab der Tochter der Fürstin erster Ehe, einer Fräulein von Sievers, Unterricht in der Kunst. Schon zu Petersburg hatte sie, Rollin's römische Geschichte in der Hand, historische Gemälde entworfen, und zu Dresden erwarb sie sich, unter Casanova's Leitung, eine solche Kenntniß und Fertigkeit in allen Theilen der Kunst, selbst der Zeichnung des Nackenden und der Färbung, daß ihre

*) Geboren zu Dresden, gestorben zu Rom, als er im Begriff war, das Altarbild für die neue Kreuzkirche seiner Vaterstadt zu malen. Eine Lebensbeschreibung von ihm findet sich in Kellers Nachrichten von Dresdner Künstlern. Auch wir haben öfters seiner erwähnt.

ihre Zeichnungen und Gemälde den Charakter des Vollendeten haben. Ein Bildniß des Fürſten von Poutjatine nach der Natur von ihr in Oel, etwa in der Größe eines Großoctav-Bandes, gemalt, würde dem beſten niederländiſchen Künſtler Ehre machen. Dieſe durch ihr Herz, wie durch ihr Kunſttalent, gleich ſchätzbare Dame, der Hymen ſo abhold war, als die Muſen ſie liebten, iſt leider! den 25ſten Julius 1799 zu Leipzig im 27ſten Jahre ihres Alters, der Welt, ihrer Familie, und den Künſten entriſſen worden. Ein faſt eben ſo ſchmerzhafter Verluſt für unſern Franz Gareis, als der im December 1795 von ſeinem Lehrer Caſanova, an deſſen Stelle ſie für ihn gewiſſermaßen trat, um ſeinen Geſchmack und ſeine Sitten zu bilden. Zum Ruhm des jungen Künſtlers muß man ſagen, daß er ſeiner Lehrerin, wie ſeinem Lehrer, gleiche Ehre macht; denn ſo gering bisher auch noch ſeine Einkünfte waren, ſo unterſtützte er doch thätigſt ſeine hülfsbedürftigen Aeltern, und einige ſeiner ſechs jüngern Brüder, von welchen er einen ganz zu ſich genommen hat und auf ſeine Koſten erziehen läßt.

Die Ausſtellungsſtücke vom Jahr 1798 zeigten ihn zuerſt als Meiſter in ſeiner Kunſt, wenn auch ſchon nicht als vollendeten Künſtler. Es waren dieß 1) zwey große Zeichnungen mit Kreide: Moſes, wie er Waſſer aus dem Felſen ſchlägt, und der Manna-Regen in der Wüſte. 2) Ein Oelgemälde von drey ganzen weiblichen Figuren in

halber Lebensgröße; Mädchen zwischen vierzehn bis sechszehn Jahren, die auf einer Wiese Sonnenschirme und Arbeitsbeutel weggeworfen haben, um eine Allemande zu probiren. Der Künstler hatte das Glück, daß drey junge Dresdner Frauenzimmer, die eine Tanzstunde zusammen haben, und unter welchen die Tochter des berühmten Portraitmalers Graff, der er Unterricht im Zeichnen giebt, sich befindet, ihm zu den Stellungen mehrmalen standen. Die Figuren scheinen in der That zu schweben, sind gut gezeichnet, die nackenden sechs Aerme und Hände, deren Verschlingung eine schwere Aufgabe war, aufs fleißigste im Styl von Albani ausgeführt, die Köpfe belebt und doch sprechend ähnlich; nur in dem Wurf der Gewänder, der fast zu getreu nach der Natur *) copirt ist, und einigen Nebendingen dürften Abänderungen zu wünschen seyn, die der Künstler, zum Theil, leicht bewerkstelligen könnte. Was die Zeichnungen betrift

*) Oder vielmehr der Mode, die jetzt will daß kein Unterschied, dem Anschein nach, zwischen Mädchen und schwangern Weibern Statt finde, und die Kleiderfalten vorn nach der Brust zieht. Dahin gehören auch die chinesischen Schnabelschuhe, die ungeordneten Haare u. s. w. In Bildern aus der gemeinen Natur ist Beobachtung der eben obwaltenden Sitte Pflicht für den Maler: nicht so bey Darstellungen junger Schönen, denen er wohl den Gürtel des Liebreizes wieder um den Leib schlingen darf, falls die Mode ihn auch verbannt hat.

trift, so läßt sich bey so oft behandelten Gegenständen an keine neue Ansicht denken: aber demohngeachtet sind die Figuren und Gruppen keine Reminiscenzen; auch hat der junge Künstler, was gewiß viel Lob verdient, nicht, nach der jetzt üblichen Weise, die Antike ins Leben übergetragen. Das Ganze hat etwas von der Venezianischen Schule; aber aus dem Detail ergiebt sich, daß Annibal Caraccio und Guercino es vorzüglich sind, die Herr Gareis sich zum Vorbilde nimmt. Für die Zeichnung im hohen Styl könnte er gewiß keine bessern Muster wählen. Nur empfehlen wir ihm denn doch auch das Studium der Niederländer, eines Gerhard Dow und Franz Mieris für die Färbung, da seine Gewänder insgesammt noch zu sehr aus einem Tone gemalt sind; so wie eines Rembrandt für die künstliche Beleuchtung und das Helldunkel, zumahl es scheint, daß Herr Gareis sich auch auf die Bildnißmalerey legen will. Die Portraits, die wir von ihm gesehen haben — er hat deren in diesem Jahre, während eines Auffenthaltes von zwey Monaten zu Leipzig, über sechszehn gemalt — zeigen, daß er sich die Bildnisse von Van Dyk und Rubens fleißig angesehn, aber entweder deren nicht viele copirt hat, oder noch zu viel jugendliches Feuer besitzt, um seinen Gemälden immer die gehörige Vollendung zu geben. Dagegen erkennt man in allen seinen Bildnissen den Geschichtsmaler. Die Stellungen sind charakteristisch und sprechend; und auch bloße Köpfe haben nicht die alltägliche Porträtsmiene, welche zu sagen scheint:

„Komm her, und sieh mich an!“ Die meiste Sorgfalt wendet er auf das Gesicht, und zeigt sich hierin als ein denkender Künstler; denn wenn die Kleider und die Beywerke zu sehr ausgeführt werden, so wird das Auge des Beschauers mehr hierauf als auf die Hauptsache gerichtet. Aber freylich sind viele Beschauer fähiger gemalte Kleidungsstücke und Mobilien, als gemalte Köpfe zu beurtheilen, und diese werden den gewöhnlichen Portraitisten, der die Spitzen fein ausmalt, einem Gareis vorziehen. Das wichtigste Bild, das er zu Leipzig gemalt hat, ist ein Kniestück, das Portrait des französischen Kaufmanns Herrn **Dufour-Pallard**, der einem seiner Enkel Kupferstiche zur Naturgeschichte gezeigt hat und mit ihm im Gespräch begriffen ist. Es dient einem herrlichen Gemälde von **Graff** zum Gegenstücke, welches die Mutter des Herrn **Dufour** und die Mutter des Enkels auf dem Bilde von **Gareis**, letztere in dem Alter wie jetzt ihr Sohn, darstellt. Der Schmelz der Farben und die Rundung der Köpfe und Arme in dem Graffischen Gemälde ist bezaubernd. Sehr weislich suchte der junge Künstler mit diesem Zauberer in der Farbengebung nicht zu wetteifern, indem er seine Manier hätte copiren wollen; sehr weislich ging er seinen eignen Weg, und so entstand ein Gemälde, das an die alten französischen Bilder von **Rigaud** und **Mignard** erinnert, obschon er von diesen großen und unübertreflichen Meistern in der Bildnißmalerey noch nichts gesehn hat. Aber der Stoff führte

ihn

ihn darauf: ein schöner Mann von einige sechzig Jahren, der ganz den Charakter der ächten französischen alten Höflichkeit hat; immer indeß ein Beweis, daß Herr Gareis den Geist seiner Gegenstände zu fassen weiß, und, der Natur getreu, mannichfach ist, wie sie. Dieß beweisen auch seine fünf hier verfertigten Bildnisse der Herzoglich Holstein-Beckschen Familie, jedes verschieden und doch in harmonischem Einklang zu den übrigen als einer Reihe von Familiengemälden.

Bey der Ausstellung im März 1799 sah man von ihm, außer einigen Bildnissen in Oel, ein großes Oelgemälde, nach eigner Erfindung: Luna und Endymion. Für die nächste Ausstellung arbeitet er bereits an einem Altarblatt: Mariä Himmelfarth, das in die Kirche des Klosters seines Dorfs kommen soll, die er schon 1798 mit einem Altarblatte, den Tod Christi am Kreuz vorstellend, beschenkt hat.

Er gedenkt noch in diesem Jahre auf einige Zeit nach Wien zu gehen, um unter Füger's Anleitung die dortigen Kunstschätze zu studiren. Zwey seiner academischen Freunde, die gleichfalls dem Vaterlande trefliche Maler versprechen, Herr Mathäi aus Dresden, Sohn des Bildhauers und Aufsehers der aus Mengs Verlassenschaft vom Churfürsten erkauften und zur allgemeinen Benuzzung aufgestellten Gipsabgüsse, und Herr Platner aus Leipzig, ältester Sohn des berühmten Phi-

losophen, befinden sich in gleicher Absicht schon seit einigen Monaten daselbst.

Herr Lips zu Weimar hat kürzlich, nach einem Gemälde von Gareis, das Bildniß des O. C. Rath D. Niemeyer zu Halle, für den Buchhändler Frommann, in Kupfer gestochen.

Einige überaus wohlgerathne Copieen, nach Bildern auf der Churfürstlichen Gallerie, von seiner Hand, befinden sich in der Gemälde-Sammlung des regierenden Herzogs von Weimar, der junge Künstler auf die Art unterstützt, wie es ihnen am heilsamsten ist, — durch Arbeitsbestellung.

Diesen Band ziert das Bildniß unsers verewigten Oeser. Eine Lebensbeschreibung dieses treflichen Künstlers; wie lehrreich könnte sie sowohl für den Kunstschüler, als für die Freunde des Geschmacks seyn, wenn sie von einem Manne verfaßt würde, der seiner Materie gewachsen wäre! Man bedenke, daß Oeser sich zu einer Zeit in Wien bildete, wo daselbst die Kunst im höchsten Flore war, und noch ganz den männlich-deutschen Chrrakter an sich hatte. Aus dieser Schule kam er nach Dresden, wo unter August III. die Grazien, mitunter aber auch die Ueppigkeit, den Pinsel

sel leiteten und die Gelehrsamkeit mit der Malerey einen Freundschaftsband errichtete, der diese veredelte, sie aber auch zuweilen auf Abwege führte und zur symbolischen Zeichensprache umschuf. Während des siebenjährigen Krieges erlosch in Sachsen meist der ächte Kunstsinn, und ein raisonnirender Geist trat an seine Stelle. Nach Endigung desselben ward Oeser berufen, den Kunstlehrer auf einer Universität zu machen. Nicht große Maler und Bildhauer sollte er erziehen, und konnte er zu Leipzig, d. h. in einer Stadt erziehen wollen, wo nur ein sehr kleiner Vorrath guter Gemälde, in meist verschloßnen Cabinetten, und gar keine Muster für die Bildhauerkunst sich vorfinden *); wo also kein Wetteifer unter jungen Künstlern gedenkbar ist, der sie anspornt und begeistert. Sein Beruf war, und seine Absicht also mußte seyn, eines Theils, jungen academischen Bürgern, die in der Aesthetik über die nachbildenden Künste wohl raisonniren, aber sie nicht begreifen lernen, zum Kunstsinn zu verhelfen, andern Theils aber Handwerker, denen die Zeichenkunst nützlich werden kann, diese so zu lehren, daß mehr ihr Sinn, als ihre Hand, sich bilde, die nicht bestimmt ist, den Pinsel zu führen. Zu beiderley Zwecken hätte der damalige Vorsteher der Sächsischen Kunstaca-

*) Man vergleiche seine Briefe an Hagedorn, in des letztern gedruckten Correspondenz. Es sind wichtige Actenstücke über Oesers Geist.

bemieen, der einsichtsvolle Hagedorn, schwerlich einen geschicktern Künstler wählen können, als unsern Oeser: er umfaßte nicht nur das ganze weitläuftige Gebiete der Malerey, sondern er war auch Bildhauer, und hatte schätzbare Kenntnisse von der Baukunst, Gartenkunst, Chemie und Mineralogie. Mit welchem Fleiße er in der Jugend sich auf seine Kunst gelegt hatte, davon gab er noch durch seine Gemälde in einem Alter zwischen siebenzig und achtzig Jahren die schönsten Beweise; denn welcher Reichthum von Figuren mußte sich in seiner Imagination befinden, um so viele Bilder aus dem Kopfe zu malen, als er in dieser Zeit that! Sehr unrecht aber würde ein junger Künstler thun, wenn er so anfinge, wie Oeser aufhörte, nämlich mit dem Malen aus der Idee; Schattengestalten würden wir für wirkliche Wesen, und einen falschen, durch künstliche Beleuchtung erschlichnen Reiz anstatt des ungeschminkten Naturreizes erhalten. In dem Nackenden würden die Muskeln und Gliedmaßen, bald falsch, bald gar nicht, bald zu schwach angedeutet seyn; den Gewändern, gesetzt sie wären auch mit Verstand geworfen und beleuchtet, würden die Lichtreflexe fehlen, und die Figuren nicht als runde Körper aus der Leinwand hervortreten und vom Grunde gehörig sich absondern. In den letzten Fehler ist selbst zuweilen Oeser gefallen. Ueberhaupt muß man ihn, als Maler, nicht nach seinen letztern, sondern nach seinen frühern, noch zu Dresden vor dem Jahr 1756 verfertigten Gemälden

den beurtheilen *). Einige derselben finden sich noch in seiner Verlassenschaft; z. B. zwey Brustbilder der Semiramis und Dido, und eine sehr ausgeführt große Skizze zu einem Gemälde für die Kaiserin Anna von Rußland, dessen Ausführung, so wie Oesers Anstellung als Hofmaler zu Petersburg, durch den Tod der Kaiserin Anna, (letzteres glücklicherweise für Sachsen,) vereitelt ward. Diese treffliche Skizze, die einen Platz in einer fürstlichen Gallerie verdiente, stellt das Emporkommen der Künste unter dem russischen Kaiserschutze vor: die Nacht weicht und die Morgenröthe führt die Musen nach dem Newastrom. Die Färbung in diesen ältern Bildern erinnert, — um durch Vergleichung verständlicher zu werden, — bald an Tintoret, bald an Solimena, bald an Carlo Maratti. Im letztern Geschmack in Absicht des Colorits und von Raphaelscher Dichtung

*) Wo mag das Altarblatt hingekommen seyn, daß er für den Hauptaltar der katholischen Hofkirche zu Dresden, ad interim bis zur Ankunft des für diesen Altar bestimmten Gemäldes von Raphael Mengs, gemalt hat? Obschon nur Skizze, hätte es doch gewiß, wegen der geistigen Anlage und Ausführung, aufbewahrt zu werden verdient. Seine meisten Arbeiten in Dresden waren leider! ihrer Natur nach nicht auf Dauer berechnet, denn sie dienten zur Verzierung der großen Opernbühne; wodurch er sich eben das Malen aus dem Kopfe, ohne Studien, angewöhnte.

tung sind zwey fliegende Figuren, die den Frühling darstellen; ein treflicher kleines Gemälde, im Besitz von Herrn Mentzel, einem würdigen Schüler Oesers, und zwey Kindergruppen, die der Kunsthändler Geyser, ein Sohn des berühmten Kupferstechers, zu verkaufen hat *). Zu Dresden nahm Oeser, im Colorit, etwas von Battoni an, weil die die Kunstliebhaber keine schwarzen Farben in den Figuren leiden mochten und alles Fleisch rund und lichte haben wollten, damit es zum Betasten reize **). Diese Manier vertrug sich aber durchaus nicht mit Oesers Genie, weshalb er denn auch zu sagen pflegte: „Sachsen hat mich als Maler ver-

*) Die dabey befindliche Landschaft ist aber nicht von Oesers Hand.

**) Raphael Mengs nahm auch für einige Zeit diesen Battonischen Modegeschmack an. Sein Johannes der Evangelist zu Dresden ist in dieser gelb-grünlichen Manier der Fleischmassen, welche die Elasticität des Fleisches ausschließt, die in Tizians Gemälden so sehr ergötzt. Zudem findet sich dieser Ton gar nicht in der Natur, und ist also ein erkünstelter Reiz. — Zwar mehr in der Natur, aber ungleich kälter und geistloser ist der kreideartige Ton der neuen französischen Schule, in den der vortrefliche Tischbein zu Cassel verfiel, nachdem er, seiner Zeitgenossen wegen, wie Oeser, den braunen Schatten der Venetianischen Schule entsagt hatte.

verdorben.“ (Wie auch schon Herr Seume in der biographischen Skizze Oesers angeführt hat, die im Neuen teutschen Merkur Junius 1799 abgedruckt worden ist; aber von Oeser dem Künstler und Kunstacademie-Direktor nur sehr weniges enthält.) Als Maler heißt, in Absicht des Colorits. Musterhaft ist dieses jedoch in mehreren Deckenstücken, in die er eine Harmonie zu bringen wußte, die den meisten Deckenstücken selbst der größten Meister fehlt. Mit Oeserrn ist so ziemlich die Kunst al fresco und in leim zu malen ausgestorben. Durch seine Deckenstücke, durch große Gemälde, wie der allegorische Vorhang für die hiesige Schaubühne *), und noch in seinen letzten Jahren die vielen theils Oel-, theils Fresco-Gemälde für die erneuerte St. Nicolai Kirche, die einen Cyclus neutestamentlicher Vorstellungen, von der Anbetung der Hirten und der Taufe Johannis an bis zur Auferstehung und Himmelfahrt Christi bilden; durch Verfertigung öffentlicher Monumente, zu deren Ausarbeitung er zuweilen auch fremde Bildhauer brauchte; so wie durch Unterricht,

*) Es ist unbegreiflich, warum man von demselben noch keinen Kupferstich hat. Gehörig ausgeführt würde dieses Blatt nicht nur die Kunstfreunde, sondern auch alle Liebhaber der Dichtkunst interessiren; nur müßte es, wegen der reichen Composition, wenigstens anderthalb Ellen Höhe zu einer verhältnißmäßigen Breite haben.

terricht und freundschaftlichen Umgang, suchte er den Kunstgeschmack in einer Handelsstadt und Universität zu entzünden, welche schon längst eine Pflegerin der Musen, aber keineswegs der nachbildenden Künste war. Die Kunstliebhaberey zweyer Kaufleute, die Gemälde sammelten, des Herrn Gottfried Winkler und des Herrn Thomas Richter, kam ihm ungemein zu Statten, um jungen Leuten eine anschauliche Kenntniß von dem Werthe und dem Umfange der Malerey, wie von den verschiedenen Manieren der Maler, zu verschaffen: Leider! aber ward diese Hülfe ihm durch den Tod beider Kaufleute zu früh entzogen. In ihren, der Auflösung entgegen gehenden, Sammlungen findet sich manches schätzbare Stück von Oesers Hand; in der Richterschen *), zum Beyspiel, eine

*) Diese ist noch zu sehen, die Winklersche aber gar nicht. Wie sehr wäre zu wünschen, daß besonders die letztere überaus gut gewählte und reiche Sammlung beysammen bliebe, und an einem öffentlichen Orte in Leipzig aufgestellt würde. Vielleicht wäre dieß durch eine Subscription patriotischer Männer, verbunden mit einer großmüthigen Denkart von Seiten der Erben, zu bewerkstelligen. Jene, wie diese, würden sich dadurch ein bleibendes Verdienst um Leipzig, und um alle auf der Universität in der Folgezeit studierenden Jünglinge, zumal aus den höhern Klassen, erwerben. Denn ohnmöglich läßt sich, ohne Vorzeigung guter Kunstwerke,

ne ausgeführte Skizze von dem Sturz der Giganten, die man dreist neben jede Skizze von Rubens hängen kann. Wodurch er sich aber am allermeisten um Leipzig verdient gemacht hat, sind die vielen hinterlaßnen Zeichnungen zu Studien für die Academie. Er war ein geistvoller Maler, ein vielumfassender Kopf, und ein biederer Mann, recht eigentlich gemacht, um einer Kunstacademie vorzustehen, der er durch seine Kenntnisse, wie durch sein Betragen, Achtung zu erwerben verstand.

* * *

Seine

der Begriff des Schönen in der Kunst anschauend machen. Göttingen hat schon vor einigen Jahren, durch eine Erbschaft, eine artige Sammlung von Gemälden zum öffentlichen Gebrauche erhalten. Eine ähnliche Sammlung ist dringendes Bedürfniß jeder großen Bildungsanstalt, zumahl da, wo die Kirchen nicht, wie in Italien, mit treflichen Malereyen verziert sind. Deshalb hatte der Generaldirector von Hagedorn seine Gemäldesammlung der Universität Wittenberg vermacht; (weil Leipzig damals noch zwey Sammlungen hatte:) ein kleiner Verstoß in den Formalien des Testaments brachte aber Wittenberg um diese schöne Erbschaft, die einer dänischen Admiralsfrau zu Theil ward.

Seine gesammelten Zeichnungen, Kupferstiche und Bücher werden, im Februar des nächsten Jahres, in einer Auction versteigert werden; seine hinterlaßnen, theils eigene theils fremde Gemälde, so wie ein kleines, mit ungemeinem Scharfsinn gesammeltes Naturalien-Cabinet, verbunden mit einer auserlesenen Sammlung der verschiedenen Marmorarten, taxirt 1800 Thaler, gedenken dessen zwey Töchter, (von denen die jüngere an den Kupferstecher Herrn Geyser verheirathet ist,) aus freyer Hand zu verkaufen.

VII.

Ueber ein neuentdecktes Gemälde von Corregio. Brief von Micali.

Ich glaube mir um die Künstler und alle Leute von Geschmack ein Verdienst zu machen, wenn ich ihnen die Entdeckung eines Fresko-Gemäldes von Antonio Allegri, welcher den Beynamen Corregio führt, ankündige. Parma, welches durch die Werke dieses unsterblichen Meisters berühmt ist, hat sich mit diesem neuen Meisterstücke bereichert, welches Aberglaube und Unwissenheit von seiner Entstehung an zur Vergessenheit verurtheilt zu haben schien.

Das Kloster St. Paolo zu Parma, welches von Benedictiner-Nonnen bewohnt wird, verbarg seit 280 Jahren dieses Kunstwerk, welches freylich sehr wenig dazu geeignet war, von jenen unglücklichen Schlachtopfern des Fanatismus geschätzt zu werden. Indeß war eine unbestimmte Sage über das Daseyn des Gemähldes vorhanden und die Aufmerksamkeit des Publikums war schon seit geraumer Zeit rege geworden. Man weiß, daß

Mengs Erlaubniß erhielt, in das Kloster zu gehn, und daß er das daselbst verborgne Gemälde für werth hielt, unter die Arbeiten Corregio's gerechnet zu werden. Das nämliche Urtheil hatte der Verfasser der Academie zu Parma Antonio Bresciani gefällt; und Ratti, ein Genuesischer Maler, hat in seinen Nachrichten über das Leben und die Werke Corregio's diese Meinung unterstützt. Aber mußte man nicht über diese Urtheile ungewiß werden, wenn man sah, daß Mengs, welcher alle Gemälde des Malers der Grazien so vortreflich analysirt hat, in seinen nachgelassenen Schriften dieses Werkes mit keinem Worte erwähnt? Zwar hat Tiraboschi, in seinem Leben des Corregio, Ratti's Meinung mit Mengs Stillschweigen so zu vereinigen gesucht, daß der letztere dieses Gemäldes darum nicht erwähne, weil er es in einem höchst kläglichen Zustande gefunden habe. Aber mir scheint die wahre Ursache dieses Stillschweigens in dem Umstande zu liegen, daß Mengs kurze Zeit nach seinem Aufenthalte in Parma starb, und also keine Muße hatte, Zusätze zu dem zu machen, was er vorher über Corregio geschrieben hatte.

Wahrscheinlich würde man noch lange in der Ungewißheit geblieben seyn, wenn es nicht endlich einigen Freunden der Kunst gelungen wäre, die Existenz dieses Kunstwerkes auf eine ganz unzweydeutige Weise darzuthun. Eine Commission von vier Künstlern erhielt den Auftrag an Ort und Stelle

le die genauſten Erkundigungen einzuziehn; und kaum waren ſie in das Innere des Kloſters gekommen (den 16 Jun. 1795.) als ihnen der Gegenſtand ihrer Unterſuchungen in die Augen fiel. Der Eindruck, den es auf ihre Gemüther machte, entſprach der erhabnen Idee, die ſie davon gefaßt hatten. Eine reiche, poetiſche Compoſition, die den reinen Geſchmack des Alterthums athmete; die Eleganz und Correktheit der Zeichnung, das friſche, harmoniſche Colorit, der Zauber des Helldunkel, die kecke und leichte Ausführung in allen Partieen — dieß waren die untrüglichen Kennzeichen, an denen ſie den unnachahmlichen Mahler der Nacht und des h. Hieronymus wieder erkannten.

Auf einer der Faſſaden des Saals, in welchem ſich dieſes Fresko-Gemälde befindet, erblickt man eine Diane, welche von der Jagd zurückkehrt. Sie ſitzt auf einem vergoldeten Wagen, den zwey Hindinnen von blendender Weiſſe ziehn. Die Göttin iſt mit einem Bogen bewafnet. Eine durchſichtige, leichte Bekleidung verhüllt nur wenig die Formen der vollkommenſten Jugend; auf ihrer Stirn thront die Anmuth und Heiterkeit einer zarten, von keiner Begierde getrübten Seele. So hat Correggio's zarte und empfindungsvolle Einbildungskraft in dieſer zierlichen Figur den liebenswürdigen Ausdruck der Schaam mit dem Zauber der Wolluſt zu vereinigen gewußt.

Die Wölbung der Decke zeigt ein grünes Rebengeländer, das mit Blüthen und Früchten geschmückt ist. Verlängerte Ranken, die sich in dem höchsten Punkte der Wölbung zusammenschließen, theilen sie in sechzehn Felder, deren jedes eine ovale, mit Festons und Guirlanden geschmückte Oefnung hat. Durch dieselben erblickt man den Himmel und Gruppen von Liebesgöttern, voll Bewegung und Leben. Einige halten sich in den zärtlichsten Stellungen umfaßt; andere tragen die Geräthschaften der Jagd; andere ziehen den Kopf eines Hirsches fort, welchen die Pfeile Dianens erlegt haben. Einer derselben liebkoßt einen Hund und erschrickt vor dem Schalle eines Hornes, welches ein anderer plötzlich vor seinen Ohren ertönen läßt. Einige andere reichen sich die Hände und vereinigen ihre Kräfte, um die am Geländer herabhängenden Früchte zu pflücken. Jede Gruppe ist ein Gemälde, in welchem Corregio alle Grazien und die ganze Fröhlichkeit des glücklichen und friedlichen Alters ausgedrückt hat, das wir so oft zurückwünschen, und dessen Andenken uns so köstlich ist. Man müßte die Sprache der Natur besitzen, welche den Pinsel dieses liebenswürdigen Malers regierte, um zu sagen, mit welcher Kunst er die Stellungen dieser Kinder und ihre unschuldigen Spiele vervielfältigt; mit welcher Wahrheit er die Zartheit des Fleisches, die wallenden Locken, das naive Lächeln, die scherzende Fröhlichkeit, mit einem Worte die lebendige kindische Anmuth ausgedrückt

drückt hat, die, nach Winkelmanns Urtheil, den Kopfstellungen unsers Malers so eigenthümlich ist, daß sie davon den Namen der Grazia Correggesca erhalten hat.

Um den Saal herum läuft eine Borde, die mit einer in Festons aufgezogenen Drapperie geschmückt und mit Vasen, Trinkschalen und andern Ornamenten untermischt ist. Diese sind mit einer Wahrheit ausgeführt, daß sie in Relief gearbeitet scheinen. Ueber dieser Borde erheben sich sechszehn runde Oefnungen, die mit den Feldern der Wölbung zusammenstoßen. Den Grund dieser Oefnungen füllen Bas-Reliefs Grau in Grau gemalt, wozu die Gegenstände aus dem Alterthume genommen sind. Man sieht hier den Tempel Jupiters, eine opfernde Priesterin, eine Vesta, welche dem Jupiter die Brust reicht; dort die Göttin des Glücks auf einer Kugel, ein Steuerruder und ein Füllhorn zu ihren Füßen. Weiterhin einen flötenden Faun und die spinnenden Parzen; endlich eine Gruppe der Grazien, in welcher der Maler die Vereinigung aller weiblichen Schönheit beabsichtigt zu haben scheint.

Ohne hier die alte Frage entscheiden zu wollen, ob Correggio zu Rom studiert habe, bemerken wir nur, daß eine solche Wahl von Gegenständen, welche alle nach der Antike copirt oder nachgeahmt sind, bis zur Evidenz beweißt, daß die Kenntniß des Alterthums ihm nicht so fremd war, als Vasari

und andere behauptet haben; und daß er sich vielmehr eine sehr genaue Kenntniß desselben entweder durch die Betrachtung von Gypsabgüssen, oder Zeichnungen, oder Münzen und geschnittener Steine erworben hatte. Ein Umstand, welcher uns überzeugt, daß dieser Maler jede Quelle kannte, aus welcher die Einbildungskraft bereichert werden kann, ist, daß unter den Gegenständen, welche Corregio in diesen Oefnungen behandelt hat, einer ist, der, so viel man weiß, auf keinem bekannten Denkmal des Alterthums vorkömmt, und den er nur aus der lectüre Homers geschöpft haben kann. Es ist dieses die Vorstellung eines Weibes, welches an einem Stricke hängt, die Hände über den Kopf zusammengebunden und goldene Amboße an beyden Füßen hat; eine Art von Strafe, mit welcher Jupiter die Juno belegte, als er sie in Gegenwart der Götter an der Höhe des Olympus aufhing (Il. XV.).

Vielleicht wird man sich wundern, wie so profane Gegenstände in einem Nonnenkloster haben ausgeführt werden können.

Um diesen scheinbaren Widerspruch zu erklären, hat man geglaubt, daß dieser Saal ehedem ein Theil eines Privathauses gewesen, und in der Folge vielleicht in den Umfang des Klosters eingeschlossen worden seyn möchte; aber sorgfältige Nachforschungen haben gelehrt, daß man die Existenz dieses herrlichen Kunstwerks einer Aebtissin des Klo-

sters

sters verdankt. Johanne von Piacenza war der Name dieser neuen Vestalin, die desto mehr Ansprüche auf unsere Dankbarkeit hat, da sie eine der ersten Personen war, welche die Verdienste eines großen Mannes zu würdigen verstand, indem sie sich über die Vorurtheile ihres Zeitalters und Standes erhob.

Die Aebtissinnen wurden zu ihrer Zeit auf Lebenslang ernannt. Sie verwalteten die Einkünfte der Klöster nach Willkühr und lebten in einem Glanze, ja oft in einer Ueppigkeit, die keine Gränzen kannte. Das geistliche und weltliche Ansehn, womit sie bekleidet waren, die Macht, welche sie besaßen, die ihrer Jurisdiction unterworfenen Personen zu richten, und andere nicht minder wichtige Vorrechte, verschaften ihnen eine so große Macht, daß man sie in der Geschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts oft an den bürgerlichen Kriegen Antheil nehmen und oft das Exil und anderes Unglück mit der unterliegenden Parthey theilen sieht. Indem sie nun so, in dem Genusse ihres Ansehns, der Macht der Bischöfe Troß boten und sich keinem Klosterzwange unterwarfen, überließen sie sich den gesellschaftlichen Vergnügungen; und diejenigen, welche nicht unempfindlich für den Ruhm waren, suchten ihren Namen oft durch glänzende Unternehmungen auf die Nachwelt zu bringen. Johanna von Piacenza, welche keiner andern an Geschmack und Liebe zur Pracht wich, wollte in dem Innern

des Klosters ein Gemach für ihren Gebrauch erbauen lassen, und brauchte dazu die geschicktesten Künstler ihrer Zeit: und mehrere, aus griechischen und lateinischen Schriftstellern gezogene Inschriften, die man noch in diesem Gemache liest, beweisen, daß sie die Direction dieser Arbeit zwar gelehrten, aber ganz profanen Leuten überließ. Corregio's Ruhm erweckte in ihr den Wunsch, etwas von seiner Arbeit zu besitzen; sie berief ihn zu sich, um diesen Saal zu malen: aber sie genoß nicht lange ihrer Liebe für die Künste und ihrer Neigung zur Unabhängigkeit; denn nachdem sie den Versuchen der Bischöfe und des römischen Hofes lange muthig widerstanden hatte, hatte sie einige Jahre vor ihrem Tode den Verdruß, ihr Kloster dem Klosterzwange unterworfen zu sehn. Von dieser Zeit an war dieses seines Meisters so würdige Gemälde allen Augen entzogen, in Vergessenheit begraben und bis auf den heutigen Tag für die Künste verloren.

Zufolge der historischen Untersuchungen, welche man in den Registern dieses Klosters angestellt hat, wo das Jahr 1519 angegeben wird, war dieß das erste Gemälde, das Corregio in Parma ausführte, und ohne Zweifel verdanken wir dem Succesſe desselben das Daseyn der beyden schönsten Kuppeln in der Welt. In der That versichern die Künstler, welche dieses Gemälde in der Nähe untersucht haben, in der Diana und den

Kin-

Kindergruppen eine Manier zu bemerken, die gleichsam als eine Demarcationslinie zwischen der ersten und zweyten Manier Corregio's angesehen werden kann. Es scheint demnach gerade in dem Zeitpunkte gearbeitet zu seyn, wo dieser mit einer ausnehmenden Empfindsamkeit begabte Meister, den trocknen und dürftigen Geschmack verließ, welcher fast immer eine allzu sclavische Nachahmung der Natur zu begleiten pflegt, und sich durch die eigenthümliche Kraft seines Genies zu der großen und erhabenen Manier erhob, welche sich durch eine reiche und poetische Einbildungskraft, einen großen Geschmack in der Zeichnung und eine Kühnheit in den Verkürzungen auszeichnet, welche kein Meister vor ihm recht gekannt hatte; eine Manier, deren Kühnheit er durch die Reize eines bezaubernden Colorits, durch einen markigen, zarten und leichten Pinsel, hauptsächlich aber durch jene unnachahmliche Grazie gemildert hat, deren Geheimniß ihm, bis auf den heutigen Tag, eigen geblieben ist, und um derentwillen er von Mengs, der Apelles der neuern Maler genannt wird.

Auf unserm Gemälde bemerkt man hauptsächlich in den Kindergruppen diesen großen und neuen Styl, von welchem Corregio zugleich der Erfinder und das vollkommenste Muster ist. Da die Wölbung des Saals nicht viel Erleuchtung hat, so hat er das Mittel ergriffen, sie in etwas stärkern Verhältnissen, als die Natur hat, zu zeichnen, um auf

diese Weise dem Mangel am Licht durch die Größe der Maßen abzuhelfen, welche selbst in der Dunkelheit die Schönheiten des Details bemerken läßt; und man darf wohl nicht fürchten, sich zu irren, wenn man behauptet, daß der glückliche Erfolg dieses Versuches den Künstler bewogen habe, die nemliche Methode in der dunkeln Kuppel der, St. Johannis Kirche anzuwenden, wo er gigantische Figuren gemalt hat, in denen der uneingenommene Beobachter, statt eine Nachahmung der Kühnheit des Michel-Angelo wahrzunehmen, die grosse Einsicht des Meisters bewundern wird, der ehe er dieses Werk unternahm, welches man nur durch ein reflektirtes Licht sehn kann, die Wirkung vorausgesehn und berechnet hatte, welche es auf das Auge haben müßte.

Wenn sich Kenner und Liebhaber mit Recht über diese kostbare Entdeckung freuen dürfen, so bleibt ihnen nur noch zu wünschen übrig, daß dieses Werk nicht länger für das Studium der Kunst verloren seyn, sondern, den Augen des Publicums ausgestellt, recht bald eine Schule des Geschmacks und ein neuer Gegenstand der Nacheifrung der Künstler werden möge. Unterdessen, bis dieser Wunsch in Erfüllung geht, hat sich der berühmte **Bodoni**, welcher durch seine typographischen Kunstwerke so berühmt ist, und dessen Thätigkeit und Eifer sich über alle Zweige der Kunst verbreitet, in den Besitz der Zeichnungen gesetzt, welche

von

von den oben erwähnten Künstlern in der Eile verfertigt worden, und ist gesonnen, sie auf vier und dreißig Tafeln bekannt zu machen. Diese werden von dem geschickten Kupferstecher Francesco Rosaspina in Bologna in Zeichenmanier ausgeführt. Ein erster Versuch, welcher bestimmt ist, die ungeduldige Neugierde des Publicums zu befriedigen und ihm eine Idee von diesem schönen Kunstwerke zu geben, ist so eben erschienen, und wird ohne Zweifel mit der lebhaften Theilnahme aufgenommen werden, die der Nahme eines Corregio einflößen muß.

J. Micali.

VIII.

Englische Literatur.

Literary Hours, or Sketches critical and narrative by Nathan Drake. M. D. 1798. 539 S. 8vo. Eine vermischte Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze; kritische Versuche, Erzählungen u. d. Sie wird mit Bemerkungen über das Gedicht und den Geist des Lukrez eröffnet. Der Verfasser ist ein enthusiastischer Bewunderer dieses Dichters. Er kündigt eine poetische Uebersetzung desselben an, an welcher ein gewisser Mr. Good in London seit einigen Jahren arbeitet und von welcher hier vielversprechende Proben vorgelegt werden. — Vertheidigung von Dyer's Fleece gegen Johnson's Kritik. Johnson erklärt in den Lives of the English Poets T. IV. p. 322. die Wahl des Stoffes für so unglücklich, daß er durch das poetische Talent und die Anstrengungen des Verfassers durchaus nicht habe gehoben werden können. Drake gibt daher einen Auszug aus diesem Gedichte und macht auf die mannichfaltigen Schönheiten desselben aufmerksam. Akenside urtheilte

theilte darüber ebenfalls ſehr günſtig; indem er ſagte: Er würde das Schickſal von Dyer's Schaafſchur für das Barometer des herrſchenden Geſchmackes halten. Würde es übel aufgenommen, ſo würde er es künftig nicht für vernünftig halten, Ruhm von Vortreflichkeit zu hoffen. — Ueber das Landgedicht. Der Verfaſſer ſtellt den bukoliſchen Dichtern ſeines Vatrrlandes unſern Geßner als Muſter auf. — Ueber Cumberland's Calvary. — Ueber die lyriſche Poeſie; gegen ein Urtheil von Dr. Warton, daß die Neuern keine Gattung der Poeſie mit ſo geringem Erfolge bearbeitet hätten, als die Ode. Er charakteriſirt die vorzüglichſten lyriſchen Dichter ſeines Vaterlandes und vergleicht ihre Arbeiten mit ähnlichen Werken der Alten. — Ueber die Poeſie des Katull. — Vergleichung des Zuſtandes der engliſchen Poeſie in dem Zeitalter der Eliſabeth, Karls I. und Karls II. und dem jetzigen Zeitalter. Er gibt dem letztern den Vorzug, indem er doch den Shakeſpeare von der Vergleichung ausſchließt. — Einige andere Aufſätze beſchäftigen ſich mit pſychologiſchen Unterſuchungen, von denen mehrere gelegentlich in das Gebiet der Kritik und Literatur ſtreifen. — Ueber die Herrſchaft der Einbildungskraft. Ueber den gothiſchen Aberglauben und ſeine Anwendbarkeit in der Dichtkunſt; der Verfaſſer beſtreitet die Kunſtrichter, welche den Gebrauch übernatürlicher Kräfte in der Poeſie unbedingt verwerfen. — Ueber die Gegenſtände des Schreckens. — Ueber die Abend- und Nachtſtücke der Dichter, in ſo fern ſie

mit

mit pathetiſcher Rührung gemiſcht oder contraſtirt ſind. Hin und wieder hat der Verfaſſer poetiſche Arbeiten eingeſchaltet, welche ausgezeichnete Talente verrathen. Unter den kurzen Gedichten verdienen folgende bemerkt zu werden:

To a Friend.

Ah, ceaſe to grieve! What, tho' thy lowly home
Boaſt not the storied hall, or roof high-wrought,
What, tho' no parian column richly fraught,
Rear the bold head beneath the ſwelling dome,

This be thy lot - hard by yon aged oak,
Nigh the green valley and the murm'ring rill,
Where the cliff beetles and where tow'rs the hill,
Where the wood darkens - ſhall thy cottage smoke;
Their, fir'd to rapture, ſhalt thou fold the fair,
Shalt drink the breathings of her secret sigh,
As flung on ether floats her golden hair,
And wildly wanton rolls her azure eye:
Ay, and thy hours of bliss ſhall friendſhip ſhare,
Nor ſhall the muse thy modeſt manſion fly.

To the memory of a friend.

What scenes of sorrow wake the ſoul to pain,
What floods of anguiſh cloud the sick'ning eye!

O Sons of Pity! pour the melting ſtrain,
O Sons of Pity! heave the plaintive ſigh!
For cold is he, the youth of graceful frame,
Whose deed of mercy ſpoke the feeling mind,
To whose warm breast were friendſhip's hallow'd flame,
The bard's wild fancy and his fire aſſign'd:

Say, gentle ſpirit! whither art thou fled,
To what pale region of the ſilent dead?
Yet, why enquire? where some ſweet ſeason blows,
Sure Grief ſhall ſmile, and Friendſhip breathe her vows,
Deſpair grow mild, Diſtraction ceaſe to rave,
And Love once more ſhall clasp the form he gave.

Επεα πτεροεντα, Or the Diverſions of Purley. By John Horne-Took. A. M. late of St. John's College, Cambridge. Second Edition. 1798. 4. Vol. I. — Von dieſem Werke iſt bey ſeiner erſten Erſcheinung, in dieſer Bibliothek Nachricht ertheilt worden (XXXIV, 1. S. 145. ff.). Die Hauptidee des durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeine politiſchen Schickſale berühmten Verfaſſers war, daß alle Partikeln Worte von beſtimmter Bedeutung, und nichts weiter als Abkürzungen von Nenn- und Zeit-Worten ſind. Dieſe Hypotheſe, die mit großem Scharfſinn und Beleſenheit unterſtützt war, fand in England faſt allgemeinen Eingang und nur wenige Gegner. Mit dieſen letztern

tern, vorzüglich mit einem derselben, welcher unter dem Nahmen Cassander Strictures on Mr. Tookes Επεα πτεροεντα (1790) schrieb, hat es der Verfasser in dieser neuen Ausgabe zu thun, welche auf drey Bände berechnet ist. Der erste enthält wenige Zusätze zur Erläuterung der Sache selbst, wenige neue Beyspiele zur bessern Begründung seiner Meinung, sondern nur ausführliche Auseinandersetzungen des Alten und Widerlegungen seiner Gegner. Diese Zusätze bestehen größtentheils in sarkastischen Ausfällen gegen die Bestreiter seiner Meinung, die englische Regierung und ihre Mitglieder, und in Aeußerungen über politische Meinungen; welches alles in der Gestalt von Beyspielen angebracht wird. So unterhaltend dieß für die Parthey des Verfassers seyn mag, so unangenehm ist es für den Gelehrten, der an politischen Händeln keinen Antheil nimmt, den Verfasser auf ganz fremdartige Dinge ausschweifen zu sehn.

Coombe Ellen - a Poem, written in Radnorshire, September 1798. By the Rev. W. L. Bowles. A. M. 1798. 27 S. 4. Coombe-Ellen liegt in den romantischen Gebirgen von Radnorshire, etwa fünf englische Meilen von Rhayd'r. Der Verfasser besitzt die Kunst, seine Beschreibungen durch moralische Betrachtungen interessant zu machen. Sein Styl ist sanft und von großer Anmuth. Folgende Stelle

aus

aus dem Anfange des Gedichtes mag zur Probe ſeiner Manier dienen:

Here melancholy, on the pale craggs laid,
Might muse herself to sleep: or fancy come,
Witching the mind with tender cozenage,
And shaping *things*, *that are not*: here all day
Might meditation listen to the lapse
Of the white waters, flashing through the cleft,
And gazing on the many shadowing trees,
Mingle a pensive moral, as she gazed

High o'er thy head, amidſt the shiver'd slate
Behold, a sapling yet, the wild aſh bend
Its dark red berries cluſt'ring, as it wiſh'd
In the clear liquid mirror, ere it fell,
To trace its beauties; o'er the prone cascade,
Airy, and light, and elegant, the birch
Displays its glossy ſtem, amidſt the gloom
Of alders and jagg'd fern, and ever more
Waves her light penſile foliage, as she woo'd
The passing gale to whisper flatteries.
Upon the adverse bank, wither'd and stript
Of all its pleasant leaves, a ſcathed oak
Hangs desolate; once sov'reign of the scene,
Perhaps, proud of its beauty and its strength,
And branching its broad arms along the glen:
O ſpeaks it no remonſtrance to the heart?
It ſeems to say, „ſo ſhall the ſpoiler come,
The season, that ſhall ſhatter your fair leaves,
Gay children of the Summer! yet enjoy

Your pleasant prime, and liſt your green heads high,
Exulting; but the storm will come at last,
That ſhall lay low your strength, and give your pride
To the swift hurrying stream of age, like mine."

And so severe experience oft reproves
The gay and careless children of the world;
They hear the cold rebuke, and then again
Turn to their sport, as likes them, and dance on!
And let them dance; so all their blooming pride
They give not up to vanity, but learn
That wisdom and that virtue which ſhall best
Bested them, when the evil days draw nigh,
And the brief blossoms of the ſpring-time fade.

Beacon-Hill, a Local Poem, Hiſtoric and Deſcriptive, Book 1ſt. Boſton, printed for the Author, by Manning and Loring. 1797. 56 S. 4to. Die Verfaſſerin dieſes Gedichts iſt eine Amerikanerin Mrs. Morton, welche hier die Geſchichte der amerikaniſchen Revolution mit der Beſchreibung der Gegend verbindet, in welcher ſich die merkwürdigſten Vorfälle ereignet haben. Das Gedicht verdient, bey manchen kleinen Verſtoßen gegen die Korrektheit, Beyfall. Der Schluß dieſes Geſanges, von deſſen Schickſal die Erſcheinung der folgenden abhängen

gen ſoll, beſteht in folgenden harmoniſchen und geiſtreichen Zeilen:

Thus ſung the minſtrel, by the theme inſpir'd,
With truth, with freedom, with ambition fir'd;
What though her brow no laurel wreath displays,
To lure attention by the power of praiſe;
Though the cold clime subdue the Muses flame,
And colder boſoms blaſt the hope of fame,
Some bard, more bleſt, may the high strain prolong,
Till free Columbia feel the sway of song;
Till, as the ſtreams of epic muſic roll,
Past scenes of glory fill the patriot's soul;
The torpid heart of dull indifference charm,
To pity waken, and to virtue warm;
Of deathleſs deeds the measured meed proclaim
And round the hero's twine the poet's name,
Who, with prophetic voice, and votive lyre,
Breathes what the Muses, and the God inspire.
In this bright hour, when opening truth appears,
And o'er the mind her starry scepter rears,
When warring empires own her powerful sway,
And rend the fetters of her youth away,
Thou, pureſt inſtructreſs of the searching thought,
Whose chaſtening ray the wanton nations caught,
Thou, bleſt Columbia, ſhalt, with cloudleſs fame,

Your pleasant prime, and lift your green heads high,
Exulting; but the storm will come at last,
That ſhall lay low your strength, and give your pride
To the swift hurrying stream of age, like mine."

And so severe experience oft reproves
The gay and careless children of the world;
They hear the cold rebuke, and then again
Turn to their sport, as likes them, and dance on!
And let them dance; so all their blooming pride
They give not up to vanity, but learn
That wisdom and that virtue which ſhall best
Bested them, when the evil days draw nigh,
And the brief blossoms of the ſpring-time fade.

Beacon-Hill, a Local Poem, Hiſtoric and Deſcriptive, Book 1ſt. Boſton, printed for the Author, by Manning and Loring. 1797. 56 S. 4to. Die Verfaſſerin dieſes Gedichts iſt eine Amerikanerin Mrs. Morton, welche hier die Geſchichte der amerikaniſchen Revolution mit der Beſchreibung der Gegend verbindet, in welcher ſich die merkwürdigſten Vorfälle ereignet haben. Das Gedicht verdient, bey manchen kleinen Verſtoßen gegen die Korrektheit, Beyfall. Der Schluß dieſes Geſanges, von deſſen Schickſal die Erſcheinung der folgenden abhängen

gen ſoll, beſteht in folgenden harmoniſchen und geiſtreichen Zeilen:

Thus sung the minſtrel, by the theme inſpir'd,
With truth, with freedom, with ambition fir'd;
What though her brow no laurel wreath displays,
To lure attention by the power of praiſe;
Though the cold clime subdue the Muses flame,
And colder boſoms blaſt the hope of fame,
Some bard, more bleſt, may the high strain prolong,
Till free Columbia feel the sway of song;
Till, as the ſtreams of epic muſic roll,
Past scenes of glory fill the patriot's soul;
The torpid heart of dull indifference charm,
To pity waken, and to virtue warm;
Of deathleſs deeds the measured meed proclaim
And round the hero's twine the poet's name,
Who, with prophetic voice, and votive lyre,
Breathes what the Muses, and the God inspire.
In this bright hour, when opening truth appears,
And o'er the mind her starry scepter rears,
When warring empires own her powerful sway,
And rend the fetters of her youth away,
Thou, pureſt inſtructreſs of the searching thought,
Whose chaſtening ray the wanton nations caught,
Thou, bleſt Columbia, ſhalt, with cloudleſs fame,

Spread the mild luſtre of thy temperate flame,
And ſtill abhorrent from the blaſt retire,
That wraps the realms in extirpating fire;
While from its rage inſulted freedom flies,
And on thy virtues reſts her wearied eyes;
A patriot muſe the myſtic mandate bears,
That wills the triumph of her future years,
When, led by thee, ſhe wings her rapid flight,
And through the dark earth ſheds her mental light,
From the hard boſom of the ice-clad ſeas,
To the hot fore-head of the auſtral breeze;
From where the morning wakes her infant beam,
And golden Ganges ſlopes his amber ſtream,
To where the Weſt a crimſon robe extends,
And o'er La Plata's ſpreading mirror bends;
Till the full ray of equal freedom ſhine,
And like the ſun, this genial globe entwine.

Eſſays and Criticisms by Dr. Goldſmith; with an Account of the Author. 3 Volumes. 12mo. 746 S. 1798. Das erſte Bändchen dieſer Verſuche gab Goldſmith ſelbſt im Jahr 1765 heraus. Der Inhalt des zweyten und dritten, welcher jetzt zum erſtenmal geſammelt erſcheint, iſt aus verſchiedenen periodiſchen Blättern, an denen Goldſmith Antheil nahm, von Thomas Wright, einen Drucker zuſammengetragen, welcher die Beyträge der verſchiedenen Schriftſteller, ſobald ſie in ſeine Hände kamen,

men, sorgfältig bezeichnete. Dieser Umstand, verbunden mit den innern Kennzeichen eines ausgezeichneten Styls, erlaubt keinen Zweifel gegen die Authentizität dieser Sammlung. Der zweyte Theil enthält: The Character of Lord Chatham; Omrah, or the Happy Moslem, an Eastern Allegorical Tale; Sibberisk and Iglu-ka, a burlesque Greenland Tale; Alcanor and Eudosia, a Tale; Riches without Happiness; True Politeness; Instinct and Reason; Physiognomy; Fascination; National Concord; Female Warriors; National Prejudices; Taste; Cultivation of Taste; Origin of Poetry; Poetry distinguished from other Writing; Metaphors; Hyperboles; Versification. — Der dritte Theil: Schools of Music; Musical Powers of Mrs. Vincent and Miss Brent; Fine Sense and strong Sense; Carolan, the Irish Bard; A Dream; Romantic Love; Filial Ingratitude; The Coronation of George III; The Tenants of the Leasowes; Sentimental Comedy; Cyrillo the Sleepwalker; Scotch marriages; Dignity of human nature; Savage and domestic animals; Spiders; The Theatres; Dependance; Gratitude and Love; Book-Taught Philosophy; The Augustan Age of England; Letter from a Traveller at Cracow; Letter from a Traveller in Sweden; endlich Specimens of Criticisms, welche in einigen launigen Rezensionen bestehn. Die meisten Aufsätze sind unterhaltend, belehrend und ihres Verfassers würdig.

The Works of Horatio Walpole, Earl of Orford. 1798. V. Volumes. in 4to.

Der Herausgeber dieser Sammlung der Werke eines berühmten Schriftstellers, ist Mr. Berry, den eine seiner Töchter in dieser Arbeit unterstützte. Der Inhalt ist von sehr verschiedener Art. Poesie und Prose, Scherz und Ernst, wechselt mit einander ab; vieles war schon vorher gedruckt; vieles aber erscheint auch zum erstenmal. Ueberall erkennt man einen geistreichen, witzigen und gedankenvollen Mann. In den meisten Gedichten sind die Ideen besser als der Ausdruck.

Einen Theil des ersten Bandes füllen die Juvenilia des Verfassers. Mehrere derselben athmen einen heftigen Republikanismus. Folgende Fabel, the Entail überschrieben, ist nicht bekannt. Der Verfasser schrieb sie nach der Erbauung seines berühmten Schlosses von Strawberry-Hill, als man ihn fragte, ob er es nicht auf seine Familie vererben (entail) wollte:

The Entail. a Fable.

In a fair summer's radiant morn,
A Butterfly, divinely born,
Whose lineage dated from the mud
Of Noah's or Deucalion's flood,
Long hov'ring round a perfumed lawn,
By various gusts of odour drawn,
At last establish'd his repose
On the rich bosom of a rose.
The palace pleas'd the lordly guest;
Wha insect own'd a prouder nest?
The dewy leaves luxurious shed

Their

Their balmy eſſence o'er his head,
And with their ſilken tap'ſtry fold
His limbs enthron'd on central gold.
He thinks the thorns embattled round
To guard his caſtle's lovely mound,
And all the buſh's wide domain,
Subservient to his fancied reign.

Such ample bleſſing ſwell'd the Fly!
Yet in his mind's capacious eye
He roll'd the change of mortal things,
The common fate of flies and kings.
With grief he ſaw, how lands and honours
Are apt to ſlide to various owners;
Where Mowbrays dwelt how Grocers dwell,
And how cits buy what barons ſell.
„Great Phoebus, patriarch of my line,
Avert ſuch ſhame from ſons of thine!
To them confirm these roofs;" he ſayd;
And then he ſwore an oath ſo dread,
The ſtoutest wasp, that wears a ſword,
Had trembled to have heard the word!
„If law can rivet down entails,
These manour ne'er ſhall paſs to ſnails.
I ſwear« — and then he ſmote his ermine —
„These tow'rs were never built for vermin."

A Caterpillar grovel'd near,
A ſubtle low conveyancer,
Who ſummon'd, waddles with his quill
To draw the haughty inſects will.
None but his heirs muſt own the ſpot,
Begotten, or to be begot:

Each leaf he binds, each bud he ties
To eggs of eggs of butterflies.

When lo! how fortune loves to teaze
Those who would dictate her decrees!
A wanton boy was paſſing by;
The wanton child beheld the fly,
And eager ran to seize the prey:
But, too impetuous in his play,
Crush'd the proud tenant of an hour,
And swept away the Mansion Flow'r.

Eine Anzahl von Beyträgen zu der von Ed. Moore herausgegebenen Wochenſchrift The World, erſcheinen hier zum erſtenmal unter Walpole's Nahmen; der Catalogue of Royal and noble Authors hat einige Zuſätze erhalten. — Der zweyte Band wird mit dem auch unter uns mehrmals überſetzten und oft nachgeahmten Castle of Otranto eröfnet. Auf dieſen Roman folgen einige hiſtoriſche Unterſuchungen und eine Beſchreibung der merkwürdigen Gemälde-Galerie in Hougthon Hall in Norfolk, welche der dritte Graf von Orford, George Walpole, an die Kaiſerin von Rußland verkauft hat. Der Verfaſſer hat ihm eine kurze Geſchichte der Malerey vorgeſetzt, in welcher er die unterſcheidenden Merkmale der verſchiedenen Schulen angiebt. Die Thoughts on Tragedy und on Comedy enthalten manche gute und brauchbare Bemerkung. Die Beſchreibung of his Villa at Stawberry Hill near Twickenham iſt den Freunden der

Kunſt

Kunst und Kunstgeschichte schon hinlänglich bekannt. — On modern Gardening. Eine historische Abhandlung über den Ursprung und die allmählige Ausbildung der Gartenkunst. Tiefe Einsicht und Kenntnisse der Materie und Schönheit des Vortrags zeichnen diesen Aufsatz unter mehrern ganz vorzüglich aus. — Den ganzen dritten Band füllen die Anecdotes of Painting, die zuerst im Jahr 1762 und dann wieder 1782 erschienen. Der Text hat seitdem wenige Zusätze und Verbesserungen erhalten. — Den vierten Band eröfnet der Catalogue of Engravers, welcher zuerst 1763 und dann von neuem 1783 herausgegeben wurde. Den Rest des Bandes füllen Reminiscences (größtentheils Chronique scandaleuse der Regierung Georg I. und Georg II.) Hieroglyphic Tales; Miscellaneous Pieces, unter denen sich eine scharfe Kritik von Johnson's Schriften auszeichnet. Nie kann wohl unter zwey Schriftstellern eine größere Verschiedenheit der Meinungen, der Denkungsart, der Sitten, statt gefunden haben, als zwischen Johnson und Walpole. Hier heißt es unter andern von jenem: Dr. Johnson's Works are as easily distinguished as those of the most affected writer; for exuberance is a fault as much as quaintness. There is meaning in almost every thing Johnson says; he is often profound and a just reasoner. — I mean when prejudice, bigotry and arrogance do not cloud or debase his logic. He is benevolent in the application of morality; dogmatically

uncharitable in the dispensation of his censures; and equally so, when he differs with his antagonist on general truth or partial doctrines. Wenn man hier, bey unpartheyiſcher Schätzung, Wahrheit, obſchon nicht eben reine und hinlänglich beſchränkte Wahrheit findet, ſo wird man hingegen in folgender Stelle faſt nur den leidenſchaftlichen Gegner hören: He prefers learned words to the simple and common. He is never ſimple, elegant or light. He destroys more enemies with the weight of his shield than with the point of his spear, and had rather make three mortal wounds in the same part than one. This monotony, the grievous effect of Pedantry and self-conceit, prevents him from being eloquent. He excites no paſſion but indignation: his writings send the reader away more satiated than pleased. If he attempts humour, he makes your reason smile, without making you gay; because the study that his learned mirth requires destroys cheerfulneſs. It is the clumsy gambol of a lettered elephant. We wonder that so grave an animal should have strayed into the province of the ape; yet admire, that practice should have given the bulky quadruped so much agility. — His works are the antipode of taſte, and he a schoolmaſter of truth, but never its parent; for his doctrines have no novelty, and are never inculcated with indulgence either to the forward child or to the dull one. He has set nothing in a new light, yet is as diffuse as if we had every thing to learn. Modern writers have improved on the ancients only by conciseneſs. Dr. Johnson, like the chymiſts of Laputa, endeavours

to

to carry back what has been digested, to its pristine and crude principles. He is a standing proof, that the Muses leave works unfinished, if they are not embelliſhed by the Graces. — Auf dieſe Miscellaneen folgt eine Sammlung von Strong occurences und Detached Thoughts. — Miscellaneons Verses. Wenige davon ſind hinlänglich ausgearbeitet. Folgendes Lied zeichnet ſich aus:

What a rout do you make for a single poor kiss!
I seriz'd it, 'tis true, and I ne'er shall repent it:
May he ne'er enjoy one, who shall think 'twas amiſs!
But for me, I thank dear Cytherea, who sent it.

You may rout, and look prettily croſs; but I pray,
What buſineſs so near to my lips had your cheek?
If you will put temptation so pat in one's way,
Saints, resist if ye can; but for me I'm too weak.

But come, my sweet Fanny! our quarrel let's end;
Nor will I by force what you gave not retain:
By allowing the kiſs, I'm for ever your friend —
If you say, that I stole it, why take it again.

Den

Den fünften Band nimmt die Korrespondenz des Grafen von Orford ein. Bey allen seinen Sonderbarkeiten, Schwächen und Vorurtheilen nehmen diese Briefe durch ihre außerordentliche Originalität und die darinne herrschende unterhaltende Laune sehr für ihn ein. Alle diese Briefe erscheinen hier zum erstenmal. Sie sind an Henry Seymour Conway, einen seiner vertrautesten Freunde, an Bentley, den Sohn des Kritikers, an den Dichter Gray (nebst ungedruckten Briefen des letztern) an John Chute, den Grafen von Strafford, an die Lady Hervey, an die Gräfin von Ailesbury und an Mistrs Hamas More, gerichtet. Dieser Band ist der unterhaltendste der ganzen Sammlung.

Arthur Fitz-Albini, a Novel. 1798. 2 Vol. 12. Der Held dieses Romans, ein junger, armer und stolzer Edelmann verwirft die ihm angebotene Hand einer reichen Erbin aus dem Bürgerstande, theils aus Anhänglichkeit an seine Grundsätze, theils aus Liebe zu einer Miß St. Leger, die von guter Geburt aber ohne Vermögen ist. Ihr Stammbaum hilft ihr indeß auch hierzu und sie ist im Begriff, ihren Liebhaber durch ihre Hand zu beglücken, als sie an den Folgen tiefer Kränkungen stirbt. Diese Geschichte erregt mehr Unwillen als Mitleiden. Der Verfasser, dem es weder an Geist noch an dem Talente zu schreiben fehlt, hat die sonderbare Absicht zu zeigen, daß erhabene Gesinnungen und eine uneigennützige Denkungsart das ausschließende Eigenthum der Geburt sey; diejenigen, welche

sich

sich aus der Niedrigkeit emporschwängen, möchten vielleicht größere Geschicklichkeit besitzen, aber Tugend sey in ihren Familien sehr selten. Sollte man glauben, daß am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts diese thörigten Schimären barbarischer Zeiten Vertheidiger fänden, und daß die Musen selbst sich herablassen würden, ihre idealische Kunst zur Erhaltung so verjährter Vorurtheile zu mißbrauchen?

Posthumous Works of the Author of a Vindication of the Rights of Woman. 1798. 4 Voll. 8vo. Diese nachgelassenen Schriften der bekannten Wollstonecraft, nachmaligen Mistriß Godwin, bestehen aus einem unvollendeten Roman The Wrongs of Woman, or Maria, welcher die beyden ersten Bände füllt, von welchem der Herausgeber Mr. Godwin versichert, daß, wenn er vollendet wäre, er den Sitten und der Denkungsart der Welt einen ganz neuen Anstoß gegeben haben würde. Man findet hier zum Theil die Ideen wieder, die sie in der Vindication aufgestellt hat und manches, was aus der Geschichte ihres eigenen Lebens floß, z. B. daß die Ehe eine Quelle der größten Uebel sey, und daß die Weiber am meisten dabey litten; ein Paradoxon, das freylich durch keine einzelnen Beyspiele bewiesen oder widerlegt werden kann. Den dritten Band füllen Briefe an einen Mann, mit dem die Verfasserin in einer außerehelichen Verbindung gelebt hatte. Mr. Godwin hat kein Bedenken

denken getragen, die Geheimnisse, die diesen Briefen anvertraut sind, vor der Welt aufzudecken, weil sie, wie er sagt, die schönsten Muster empfindungsvoller und leidenschaftlicher Sprache enthalten und eine auffallende Aehnlichkeit mit den Briefen im Werther haben. Hierzu kömmt noch ein Brief über den gegenwärtigen Charakter der französischen Nation (im Februar 1793), aus Paris geschrieben; Entwürfe zu einer Reihe von Briefen über die Behandlung der Kinder und einige poetische Skizzen. Der Mangel an Delikatesse und Schonung, den der Herausgeber dieser Schriften verräth, zeigt sich noch deutlicher in den

Memoirs of the Author of a Vindication of the Rights of Woman. By William Godwin. 1798. 8. 200 S. Der Verfasser macht hier die Welt mit allen Schwächen und Fehlern seiner Frau bekannt, die er freylich, aus seinem genialischen Gesichtspunkte, für keine Fehler hält. Er erzählt, daß sie eine platonische Liebe für den Maler Füeßli hegte; daß sie mit Mr. Imlay lebte, seinen Nahmen annahm und ein Kind von ihm hatte, ohne mit ihm verheyrathet zu seyn; daß sie mit dem Verfasser ebenfalls auf diesem Fuße lebte, bis sie schwanger wurde, und daß bloß dieser Zustand sie bewog, an eine eheliche Verbindung zu denken, weil sie fürchtete, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden: daß sie, von Imlay verlassen und gemißhandelt, einen Versuch machte, sich in der Themse zu ersäufen u. drgl. Alles dieses

ſes wird mit ausgeſuchten Lobſprüchen begleitet und der Verfaſſer trägt kein Bedenken zu verſichern, daß es wenige Individuen geben dürfte, mit deren Charakter die öffentliche Wohlfarth und die Veredlung der Menſchheit (the public welfare and improvement) ſo genau zuſammenhinge, als mit dem Charakter der Miß Wollſtonecraft.

Poems by Joseph Fawcett. To which is added Civilized War, before published under the title The Art of War, with conſiderable Alterations; and the Art of Poetry, according to the lateſt Improvements, with Additions. 1798. 277 S. 8vo. Der Charakter der Poeſie dieſes Dichters, ſo wie er ſich in der Art of War ſchon zeigte, iſt eine allgemeine Schwermuth und Unzufriedenheit. Seine Stimmung iſt meiſtentheils elegiſch oder ſatyriſch. Sein Ausdruck iſt faſt überall kräftig, ſeine Empfindungen tief, aber er fällt bisweilen, vorzüglich in ſeinen elegiſchen Gedichten, in eine gewiſſe Weitſchweifigkeit, indem er dieſelben Gedanken zu oft unter verſchiedenen Formen wiederholt. Wahrheit des Gefühls und Neuheit des Ausdrucks herrſcht in folgenden Stanzen, in denen der Dichter ſehnſuchtsvoll nach dem Genuſſe ſeines frühern Lebens zurückblickt:

Those ſlumbers ſound again my ſenſes bind,
That made but one ſweet inſtant all my night;

That

That heard no barking cur, nor howling
wind,
Nor Time's deep, solemn doll proclaim his
flight.

And oh the fervours, Heav'n, renew that
ran
Through my young nerves (sensation all di-
vine!)
Ere brook that golden dream which show'd me
man,
Not fairer in his form, than pure within.

— — — — — — —

Give me again in all men to confide;
Again suspicion from my breaſt be driv'n;
Still would I view my kind with generous pride,
And deem the word of man the word of
heav'n.

— — — — — — —

And give me, Nature, once again to prove,
Those dear, delicious, agitated days,
When woke within me firſt the throb of love,
And radiant Beauty dazzled firſt my gaze!

Soft idle hours! when Reason sat retired,
And Fancy o'er me all her influence threw!
When, save what Laura's changeful eyes in-
spired,
No hopes I cherish'd, and no fears I knew.

Resume, blest Lunacy, thy pleasing sway!
Return the wild delight, — the pensive
sigh, —

The

The airy sonnet — and the plaintive lay —
The moonlight walk — and sweetly sleepleſs eye!

Enchanted grounds, o'er which I vacant ſtray'd,
In bowers of fragrance, where I careleſs sat,
When more than earthly muſic round me play'd
To a sad outcast ope again your gate.

Ah, swift wing'd joys! for ever, ever, flown!
Ah, fruitleſs revocation, fond and vain!
Adieu, bleſt days! that muſt but once be unown!
Farewel, delights, I may not taste again!

Come, Virtue, when all other joys retreat,
Still constant fond! and, smiling Friendſhip, come!
And beauteous Truth! — now gaudier beams have set,
Gild with your mild and lunar rays my gloom.

Eines der ausgeführteſten Stücke unter den vermiſchten Gedichten iſt das, welches den Titel führt Change, und die Unbeſtändigkeit aller irdiſchen Dinge, die Hinfälligkeit aller menſchlichen Größe zum Inhalt hat. Der Dichter ſchweift weit in das Gebiet der Geſchichte aus, und ſchildert das Schickſal des Pompejus, Wolſey's, der Johanne Shore und Swift's. Inhalt und Ausdruck erinnert bisweilen an Johnſon's Nachahmung der

zehnten Satyre von Juvenal, the Vanity of human wishes. — Die meisten andern Gedichte sind von geringerm Verdienst und scheinen zu den Jugendarbeiten des Verfassers zu gehören. Hievon macht indeß das Fragment einer Hymne an die Sonne eine Ausnahme, welches mehrere Stellen voll erhabener Begeisterung enthält:

Hail, amiable vision! every eye
Looks up and loves thee; every tongue proclaims,
'Tis pleasant to behold thee; rosy Health,
And laughing Joy, thy beauteous daughters, play
Before thy face for ever, and rejoice
In thine indulgent ray. Nature mourns
Thine annual departure; in despair,
Like one forsaken by her love, she sits,
And tears from off her all her gay attire,
And drowns her face in tears, and languid lies,
As if of life devoid: but lo, she lives!
She lives again! her glorious rover comes,
To wake her from her lethargy of woe,
And warm her into beauty with his smile.

Fountain of inspiration! fir'd by thee,
Imagination's sacred tumults rise,
And pour upon the fair, immortal page,
The splendid image and the burning word!
Oh hallow'd hour! o'erflowing with delight!
Moments of more than earthly ecstacy!

When

When the bleſt bard, panting beneath thy rays,
Feels the fine rapture silently infus'd
Into his agitated breast; and full
Of his bright god, with lofty fury raves,
Celeſtially disturb'd! till the ſtrong flames,
That his whole soul to heavenly madneſs heat,
Have spent their blaze in all the rage of song!
— — — — — — —

Great Father of the syſtem! round whose throne,
In filial circles all thy children ſhine,
Exulting in thy kind, paternal smile!
Well order'd family! for ever free
From jarring strife; harmonious moving on
In easy dance; and calling human life
To liſt the muſic of your silent glide,
And make its social system chime like yours.
Preceptor sweet of concert and of love:
Had but this noisy scene an ear to learn.

Theodore, or the Gamesters Progreſs. A poetic Tale 1799. 120 S. 12. Dieſe Erzählung iſt nichts weniger als poetiſch. Die Geſinnungen und die gute Abſicht des Verfaſſers ſind das einzige, was man daran loben kann.

The Villain's Death-bed; or the Times. A Satire. Dedicated, to whom it may concern. 1798. 4to. Die Frömmigkeit, der Patriotismus, die guten Grundſätze und die rechts

schaffene Absicht des Verfassers ist in dieser ganzen Satyre unverkennbar, aber sein Geschmack ist höchst unsicher und ungebildet. Bisweilen erhebt er sich zu einer geistreichen Größe; aber bey weitem der größere Theil seines Gedichtes ist unlesbar.

The Gardens. A Poem. Translatee from the French of the Abbé de Lille. 1798, 120 S. 4to. Dieses ist nicht die erste Uebersetzung, welche von diesem berühmten Gedichte in englischer Sprache erscheint. Aber keine kömmt der gegenwärtigen an Genauigkeit, Eleganz und poetischer Schönheit gleich. Das Ganze hat das Ansehn eines Originals, und nur selten stößt man auf Stellen, welche die Hand des Uebersetzers verrathen. Wir wollen hier einige Stellen dem Originale gegenüber setzen. Im ersten Gesange sagt De Lille nach dem Eingange:

Pour embellir les champs simples dans leurs attraits,
Gardez-vous d'insulter la nature à grand frais.
Ce noble emploi demande un artiste qui pense,
Prodigue de génie, et non pas de dépense.
Moins pompeux qu'élégant, moins décoré que beau,
Un jardin à mes yeux est un vaste tableau.
Soyez peintre. Les champs, leurs nuances sans nombre,
Les jets de la lumière, et les masses de l'ombre,

Les

Les heures, les saisons, variant tour à tour
Le cercle de l'année et la cercle du jour,
Et des prés émaillés les riches broderies,
Et des rians côteaux les verdes draperies,
Les arbres, les rochers, et les eaux, et les fleurs,
Ce sont-la vos pinceaux, vos toiles, vos couleurs.
La nature eſt à vous; et votre main féconde
Dispose, pour créer, des élémens du monde.

Mais avant de planter, avant que du terrein
Votre bêche imprudente ait entamé le sein,
Pour donner aux jardins une forme plus pure,
Observez, connaissez, imitez la nature.
N'avez-vous pas souvent, aux lieux infréquentés
Rencontrés tout-à-coup ces aspects enchantés,
Qui suspendent vos pas, dont l'image chèrie
Vous jette en une douce et longue rèverie?
Saisissez, s'il se peut, leurs traits les plus frappans,
Et de champs apprenez l'art de parer les champs.

Der engliſche Ueberſeßer:

Insult not nature with absurd expense,
Nor spoil her simple charms by vain pretence.
Weigh well the subject, be with caution bold,
Profuse of genius, not profuse of gold.

Less grand than lovely, decked with modeſt care,
A Garden one va picture should appear.
See with a painter's eye. This fields array,
The numerous tints, their various hues display,
The gleams of light, the masses of the shade,
The changes by the hours and seasons made,
The bright enamel of the grass-clad ground,
The laughing hills, with golden harvests crowned,
The rocks, the streams, the flowers, each varying tree,
These should your colours, canvas, pencils be;
Nature is yours, and your prolific hand
Must, to create, her elements command.

But, ere you plant, ere your adventurous spade
In the maternal soil a wound has made,
To form your gardens with unerring taste,
Observe how Natures choiceſt works are traced.
Oft, as through unfrequented paths you rove,
What magic views your admiration move!
What faſcinating scenes your steps arreſt,
And with a penſive pleasure fill your breast!
From the most striking be your models drawn,
And learn of landscape, landscape to adorn.

In folgender Stelle ſchmiegt ſich die Ueberſetzung faſt wörtlich an das Original, ohne demſelben nachzuſtehen:

Il eſt des ſoins plus doux, un art plus enchanteur.
C'est peu de charmer l'oeil, il faut parler au coeur.
Avez-vous donc counu ces rapports invisibles
Des corps inanimés et des êtres sensibles?
Avez-vous entendu des eaux, des prés, des bois
La muette éloquence et la secrette voix?
Rendez-nous ses effets. Que du riant au sombre,
Du noble au gracieux, les passages sans nombre
M'intéressent toujours. Simple et grand, fort et doux,
Unissez tous les tons pour plaire à tous les goûts.
Là, que le peintre vienne enrichir sa palette;
Que l'inspiration y trouble le poëte;
Que le sage du calme y goûte les douceurs;
L'heureux ses souvenirs; le malheureux, ses pleurs.

Der engliſche Ueberſeßer:

There are more pleasing cares, a happier art:
Charm not the eye alone, but touch the heart.
Have you the hidden sympathies between
Still life and animated beings seen?
Have you not heard, when fields and woods rejoice,
Their silent eloquence, their secret voice?
Give the effect. Mark too, from grave to gay,

From grand to simple, how we love to stray:
To please each taste, combine each varying style,
Spread gloom around, or bid the landscape smile;
There let the painter's touch new charms acquire,
Let Inspiration's breath the poet fire;
The sage in shades a calm retirement find,
And faithful Memory bless the happy mind;
There Love's pale votaries their vigils keep,
And there the wretched unmolested weep.

Dieſe Ueberſetzung iſt zugleich ein Meiſterſtück typographiſcher Kunſt. Papier, Druck und Kupfer, alles iſt gleich vollkommen. Die Kupfer ſind von Bartolozzi und in ſeiner beſten Manier.

* * *

Nelſons Sieg bey Abukir hat, wie man leicht erwarten konnte, manche Feder in Bewegung geſetzt, und manche harmoniſche und unharmoniſche Leyer ertönen laſſen. Die wenigſten von dieſen patriotiſchen Produkten haben einen poetiſchen Werth. Wir ſetzen hier nur die Titel einiger derſelben hierher:

Ode to Lord Nelson on his Conquest in Egypt. By Harmodius. 1798. 4to. Mehr eine Ode auf den Frieden als auf Nelſon. — Nilus,

Nilus, an Elegy. Occasioned by the Victory of Admiral Nelson over the French Fleet. on August I. 1798. 4to. Ein Werk der Eilfertigkeit.

Song of the Battle of the Nile. By the Rev. W. L. Bowles. A. M. 1799. 4. Eines der beſten Stücke, die auf dieſe Gelegenheit gedichtet worden. Doch möchte man dem Dichter mildere und friedlichere Geſinnungen wünſchen.

The Niliad; an Epic Poem; written in honour of the glorious victory obtained by the Britiſh Fleet. Dedicated to the Right Honourable Earl Spencer. 1799. Ein äußerſt ſchwacher Verſuch eines Anfängers in der Poeſie.

The Battle of the Nile. By William Sotheby. Eſq. 1799. 4. Allzu deklamatoriſch. Der Verfaſſer ſchreibt die Niederlage der Franzoſen der Rache des über ihren Atheismus erzürnten Gottes zu. Doch zeichnet ſich dieſes Gedicht in Rückſicht auf poetiſche Verdienſte vortheilhaft vor den übrigen aus. —

The Lord of Nile, an Elegy. By J. Dunlap. D. D. 1799. 4. Der Verfaſſer beſitzt mehr Patriotismus als Talent, mehr Talent zu ſchmeicheln, als zu beſingen.

Neueste Verlags-Bücher

der

Dykischen Buchhandlung

in Leipzig.

Ambrozi (W. C. D.) Anleitung zum Gebrauche der warmen Mineralquellen zu Teplitz. gr. 8. 12 gr.

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus. Ex recensione *Brunckii*. Indices et Commentarium adjecit *Fr Jacobs*. Tomus VIII. Commentarius Volumen II. Pars prior. 8vo maj.

Auch unter dem Titel:

Jacobs (*Fr.*) Animaduersiones in Epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Vol. II. Pars prior. 8vo maj.

auf Schreibp. 2 Thlr. 8 gr.
auf Druckp. 1 Thlr. 16 gr.

(Alle acht Bände auf Schreibp. 14 Thlr. 16 gr.
auf Druckp. 10 Thlr. 16 gr.)

Kretschmann's (Karl Friedrich,) Fabeln, Allegorien und neueste Gedichte. 8. Mit einem Frontispiz, gezeichnet und gestochen von Hrn. Penzel.

Auch unter dem Titel:

Karl Friedrich Kretschmann's Sämmtliche Werke 6ter Band. 8. 1 Thlr. 8 gr.

(Alle sechs Bände 6 Thlr. 16 gr.)

Mallet du Pan, (J.) Zerstörung des Schweitzer-Bundes und der Schweitzer-Freyheit: ein historischer Versuch. Aus dem Französischen. Mit erläuternden Anmerkungen, zwey Aufsätzen von Offizieren des Bernschen Generalstabes und einem Schreiben der Frau von Berlepsch. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 4 gr.

Das

Neueste Verlags-Bücher

der

Dykischen Buchhandlung

in Leipzig.

Ambrozi (W. C. D.) Anleitung zum Gebrauche der warmen Mineralquellen zu Teplitz. gr. 8. 12 gr.

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus. Ex recensione *Brunckii*. Indices et Commentarium adjecit *Fr Jacobs*. Tomus VIII. Commentarius Volumen II. Pars prior. 8vo maj.

Auch unter dem Titel:

Jacobs (*Fr.*) Animaduersiones in Epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Vol. II. Pars prior. 8vo maj.

auf Schreibp. 2 Thlr. 8 gr.
auf Druckp. 1 Thlr. 16 gr.

(Alle acht Bände auf Schreibp. 14 Thlr. 16 gr. auf Druckp. 10 Thlr. 16 gr.)

Kretschmann's (Karl Friedrich,) Fabeln, Allegorien und neueste Gedichte. 8. Mit einem Frontispiz, gezeichnet und gestochen von Hrn. Penzel.

Auch unter dem Titel:

Karl Friedrich Kretschmann's Sämmtliche Werke 6ter Band. 8. 1 Thlr. 8 gr.

(Alle sechs Bände 6 Thlr. 16 gr.)

Mallet du Pan, (J.) Zerstörung des Schweitzer-Bundes und der Schweitzer-Freyheit: ein historischer Versuch. Aus dem Französischen. Mit erläuternden Anmerkungen, zwey Aufsätzen von Offizieren des Bernschen Generalstabes und einem Schreiben der Frau von Berlepsch. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 4 gr.

Das

Das letztere Schreiben einzeln, unter dem Titel:

Einige Bemerkungen zur richtigern Beurtheilung der erzwungnen Schweitzer-Revolution und Mallet du Pan's Geschichte derselben, von Emilie von Berlepsch, geborne von Oppel. 8. 9 gr.

Marsh (Herbert,) Historische Uebersicht der Politik Englands und Frankreichs, von der Zeit der Conferenz zu Pillnitz bis zur Kriegserklärung gegen England: durchaus auf authentischen Actenstücken, die sorgfältig angeführt sind, begründet. Nebst Bemerkungen über die Fortsetzung des gegenwärtigen Kriegs. gr. 8. 1 Thlr. 20 gr.

auf englisch Velin-Papier 3 Thlr. 16 gr.

Meißners, (A. G.) Bianka Capello, 2r und letzter Theil. 8 1 Thlr. 8 gr.

Beide Theile 2 Thlr. 16 gr.

Rambach's (Friedrich, Professor zu Berlin) Der Verstossene; ein Schauspiel in 5 Akten. 8. 12 gr.

Ramdohr (Fr. Wilh. Basilius von) Moralische Erzählungen. Zwey Theile. 8. 2 Thlr. 8 gr.

(Einzeln der erste Theil 1 Thlr., der zweyte 1 Thlr. 8 gr. Jeder Theil enthält sechs Erzählungen. Die Ueberschriften im Ersten sind: Usbek, Signora Avveduta, Daphne und Phöbus, die neue Semele, die sonderbare Wirthschaft oder Ehe als Cicisbeatur, der schöne Geist in Pyrmont. Im zweyten: der Aufenthalt am Garigliano oder die vier weiblichen Systeme über Glückseligkeit, Geschichte einer Epikuräerin, Geschichte einer Platonikerin, Geschichte einer Stoikerin, Geschichte einer Christianerin; Odoardo und seine Tochter, als Anhang.

Saint-Lambert (des Herrn von) Die Tugendkunst, oder Universal-Katechismus für alle Völker der Erde. Aus dem Französischen; mit einigen Anmerkungen des Uebersetzers. 1ster Theil: Uebersicht der Principien in den ältern Moral-Systemen; Analyse des Menschen, des Weibes, Vernunftlehre. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Saint-

Saint-Lambert die Tugendkunst. Zweyter Theil: Gespräche, Lebensregeln, Anweisung zur Selbstprüfung, Commentar über dieß Gespräche, (oder den Katechismus) erste Abtheilung, von den Lastern. gr. 8. 1 Thlr.

Dritter Theil: Zweyte Abtheilung des Commentars, von den Tugenden. gr. 8. (Unter der Presse) 1 Thlr.

— — — Die Gesellschaftskunst, in 2 Bänden; oder, 4ter und 5ter Theil des Katechismus der Sittlichkeit für alle Religionsverwandte. gr. 8. (Unter der Presse) 2 Thlr. 8 gr.

Alle fünf Bände also 5 Thlr. 16 gr.

Dieses Werk ist Aeltern und Erziehern recht sehr zu empfehlen, und wird ihnen nützlicher seyn als Rousseau's Emil. Die drey ersten Bände desselben sind in allen höhern Schulen Frankreichs, auf Befehl der Regierung, eingeführt worden; der Verkauf der beiden letztern Bände aber ist in Frankreich verboten, weil der Verfasser von der monarchischen Verfassung mit Achtung spricht, den Absichten Ludwigs XVI. Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und die englische Staatsverfassung rühmt. Die Pariser Journalisten, welche, bey der Anzeige des Werks, nicht sagen durften: diese zwey Bände seyen, auf Befehl des Directoriums, von dem Minister des Innern (1798) François de Neufchateau, unterdrückt worden; nahmen den Ausweg, es zu bedauern, daß der Verfasser sey gehindert worden, seinem ersten Plane getreu, die Analyse historique de la Société beyzufügen.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche für praktische Aerzte, 18ten Bandes 2tes und 3tes Stück. gr. 8. 18 gr.

(Des 18ten Bandes 4tes Stück ist unter der Presse, und erscheint in einigen Wochen; so wie der 6te Theil von Koch's Auszug dieser Sammlung, welcher den 16ten, 17ten und 18ten

18ten Band des größern Werks in sich begreift. Jeder Theil des Auszugs kostet 2 Thlr.)

Schmid (N.) Die Rechenkunst, in zwey Theilen. Neue, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Lied für Vaterlandsfreunde von Gotter; mit der englischen Melodie von God save the King, vierstimmig. Querfolio. 3 gr.

Noch machen wir bekannt, daß wir von folgendem Werke eine beträchtliche Anzahl Exemplare an uns gekauft haben:

Histoire de l'Art de l'Antiquité par M. *Winkelmann*, traduite de l'Allemand par M. *Huber*. 3 Vols. gr. 4. 10 Thlr.

Unter der Presse:

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, von einer Gesellschaft Gelehrten. 6n Band. 1stes Stück. gr. 8. 16 gr.

Sullivan's (R.) Uebersicht der Natur, in Briefen an einen Reisenden. Aus dem Englischen; mit Anmerkungen von D. E. B. G. Lebenstreit. 4ter und letzter Band; nebst einer Prüfung des Systems von Helvetius und andern neuern Philosophen. gr. 8.

Jördens (Peter Gottfried, D.) Ueber die Möglichkeit einer physisch und moralischen Menschenveredlung. gr. 8.

In der Michaelismesse 1798 waren, außer den gewöhnlichen Fortsetzungen, neu:

Lebensgeschichte der Gemahlin Ludwigs XVI. Maria Antoinette, Königin von Frankreich. Aus dem

dem Französischen des Herrn von Montjoye. Nebst einer Nachricht von den übrigen Schriften des Verfassers, einigen Auszügen aus denselben und einer Charakterschilderung Ludwig XVI. Zwey Bände; gr. 8. Mit dem Brustbilde der Königin und einer Abbildung derselben in ihrem letzten Gefängnisse am Todestage. 2 Thlr.

Natur, Ursachen und Resultate der französischen Revolution; entwickelt von Edmund Burke, Adrian Lezay und J. G Dyk: als Fortsetzung von Barentins Bericht an Ludwig XVIII. über die Beschaffenheit des französischen Königthums und die Ursachen seines Verfalls. Mit einem allegorischen Frontispitz und drey ganzen Figuren: Mirabeau, Sieyes und Bailly als Repräsentanten des martialen, diplomatischen und akademischen Charakters der neufränkischen Republik. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

(Das Werk des Herrn von Barentin kostet gleichfalls 1 Thlr. 4 gr.)

Gottesverehrungen der Neufranken; oder: Handbuch der Theophilanthropen, 3r Theil; nebst einem Anhange neuer Aufsätze von Franklin, Diderot, Galliani, Reinhard u. A. 8. 1 Thlr.

Der erste Heft 12, der zweyte 16 gr. Diese beiden Hefte kann man bequem zusammen binden lassen; so erhält man zwey gleich starke Bände, weil der dritte an Bogenzahl gerade soviel als die beyden ersten zusammen beträgt.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Drey und sechzigsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1800.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Drey und sechzigsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1800.

IX.

Allgemeine Betrachtungen über das Wesen der schönen Kunst.

Wenn wir die verschiedenen Meinungen über das Wesen der schönen Kunst betrachten, und einen Blick in den Fortgang der philosophischen Erörterung desselben thun: so muß es uns beym ersten Anblicke wunderbar vorkommen, daß die berühmtesten Philosophen und Kunstrichter in ihren Erklärungen und Bestimmungen der schönen Kunst von einander so sehr abgewichen sind, und auf so verschiedenen Wegen die Theorie des Schönen, als der Grundlage der Kunst, zu begründen suchten. Weniger wunderbar wird diese Erscheinung demjenigen seyn, der einen allgemeinen Blick auf die menschliche Bildung wirft und bedenkt, von wie viel Umständen und Verhältnissen die Bildung jedes Individuums und die Richtung, die sein Geist nimmt, abhängig ist, und wie viel Einfluß die Freyheit auf die Bildung des Menschen hat. Denn überall ist in der menschlichen Bildung Freyheit sichtbar; und wer diese leugnet, müßte sein Wesen verleugnen: da keine, auch nicht

die geringste Handlung ohne den Einfluß des freyen Vermögens, ohne Zuthun des Geistes geschehen kann, wie Jakobi sagt in dem Briefe an Fichte. S. 69.

Auch auf die Verschiedenheit der Meinungen und Erklärungen des Wesens der Dichtkunst hatte die Freyheit großen Einfluß. Denn entweder lag der Grund jener Verschiedenheit in der individuellen Bildung des Menschen, wobey allemal Freyheit statt findet; oder darin, daß die Kunstrichter mit vorgefaßten Meinungen zur Entwickelung des Begriffs der Kunst giengen, indem sie mit Freyheit eine Meinung auffaßten, ohne vorher zu prüfen, ob sie richtig sey, und nach ihr die Regeln für die schöne Kunst festzusetzen suchten. Ueberall war Individualität mit im Spiele; und man bemerkte nicht, daß derjenige, welcher über das Wesen der schönen Kunst urtheilen will, alle Individualität ablegen, und das Absolute im Menschen, weil die Kunst selbst Darstellung des Unbedingten, Absoluten in uns ist, auffassen muß. Hierzu gesellte sich die Consequenz des menschlichen Geistes, alles nach einmal gefaßten Meinungen umzumodeln, und ihnen, ohne zu fragen, ob mit Recht, ob gewaltsam, oder nicht, anzupassen; und endlich — Vorurtheil und blinder Autoritätsglaube. Daher kam es, daß die meisten Kunstrichter, vorzüglich die französischen, vom Aristoteles abhingen, und in ihm die Norm und das unabänderliche Gesetz für die schöne Kunst gefunden zu haben glaubten; und gleichwohl zweifle ich, daß

ein

ein Philosoph des Alterthums größere Vorurtheile im Gebiethe der schönen Kunst, und weniger Empfänglichkeit und Sinn für das Hohe und Göttliche der Poesie gehabt haben kann, als Aristoteles. Seine Bemerkungen über die Kunst sind größtentheils einseitig, und vom Scharfsinne und Verstande, nicht aber vom Gefühle des Schönen und von wahrem Kunstsinn ausgegangen. Und wie war es anders möglich in einem Zeitalter, wo sich die Philosophie noch in ihrer Kindheit befand, wo das Gebieth des Wissens bey weitem noch nicht begründet war, und wo diejenigen Philosophen, die wahren Kunstsinn besaßen, wie Platon, gleichsam von einem höhern Geiste geleitet, das Göttliche der Kunst in Bildern und Hieroglyphen ausdrückten, die nur dem verständlich sind, der wahren Kunstsinn besitzt und in der Philosophie den Gipfel erreicht hat?

Eine nur oberflächliche Reflexion über die schöne Kunst und über das Gefühl des Schönen wird uns schon auf den richtigen Gesichtspunkt versetzen, von dem das Wesen der Kunst betrachtet werden muß, und darauf führen, daß nur der Idealismus im Stande ist, die Erscheinungen am poetischen Horizonte zu erklären.

Die Poesie ist immer nur Darstellung des Innern; die wahre, innige Empfindung, z. B. die der Dichter ausdrückt, kann er auf keine Weise von einem äußern Gegenstande entlehnen; er muß sie aus seinem eigenen Herzen schöpfen. „Wenn er

uns erschüttern soll, sagt der Verfasser der Fragmente über Klopstock S. 45., so muß er selbst erschüttert seyn, wenn er Leidenschaften darstellen will, so muß er sie selbst empfunden haben; hier darf er nicht mahlen; hier muß er selbst das Gemählde seyn." s. Horat, Epist. ad Pison. 101. ff. — Denn wie käme es sonst, daß es so wenige wahre Dichter giebt, wenn der Dichter von außen seine Dichtungen bekäme durch einen Eindruck der Gegenstände auf ihn? Warum sollte ferner dieser nur auf den Dichter erfolgen, und nicht auch auf andere Menschen, die eine gleiche Natur, dieselbe Organisation mit ihm haben? Oder, wenn man annehmen wollte, daß der Geist den von außen empfangenen Eindruck freythätig bearbeite und zum Schönen bilde: soll etwa der Eindruck, den der Dichter von außen empfängt, durch die feinsten Sensoria auf den Geist übergehen? Wie aber etwas materielles auf ein Geistiges übergehen, wie aus dem Seyn, aus dem nach dem Gesetze der Causalität immer nur ein Seyn erfolgen kann, ein Wissen hervorgehen könne, wie ein Berührungspunkt der zwey entgegengesetzten Welten, der materiellen und geistigen, möglich sey, ist schlechthin unbegreiflich.

Anmerk. Entweder ist alles blos Materie, und es ist Erscheinung, es ist Täuschung, daß es etwas geistiges giebt — Wird sich aber wohl jemand das Gefühl der Freyheit, des sich selbst bestimmenden Willens entreißen lassen? Hiermit stimmt also der gesunde Menschenverstand nicht über-

überein; und eine Philosophie, die diesen nicht erklärt, ja seine Aussprüche sogar vernichtet, kann unmöglich die wahre Philosophie seyn, indem sie offenbar das unbedingt Gewisse, das doch wohl in den Aussprüchen des gesunden Menschenverstandes liegt, vertilgt und etwas blos willkührliches, jenem widersprechendes, aufbaut — Oder: es ist alles Geist, und wir täuschen uns, wenn wir eine objektive Welt annehmen. Mit dem gesunden Menschenverstande stimmt diese Behauptung in so fern überein, als durch sie das Bewußtseyn der Freyheit, des sich selbst bestimmenden Willens nicht aufgehoben wird. Aber nimmt nicht der gesunde Menschenverstand eine objektive Welt außer uns an, die unabhängig von uns, ohne unser Zuthun existire? Hier wäre die Philosophie wieder gefangen. Der einzige Ausweg wäre dieser, daß sie zeigte, die Behauptung des gesunden Menschenverstandes, die Annahme einer objektiven Welt sey Täuschung, und zwar nothwendige Täuschung, und daß sie den Mechanismus des Geistes selbst enthüllte, auf dem diese Täuschung beruhe. Schon Leibnitz und Kant (in der ersten Auflage der Kritik der reinen Vernunft) nahmen an, daß alles geistig, blos Thätigkeit in uns sey; nur zeigten sie nicht den Mechanismus auf, vermöge dessen sich das Geistige in eine objektive Welt verwandelt; letzteres hat der Idealismus in seiner höchsten Consequenz und Ausbildung bekanntlich durch Fichten geleistet. —

Der Dogmatiſmus iſt bey der Erklärung des Gefühls des Schönen ganz unſtatthaft. Zu welchen ungereimten Erklärungen und erbärmlichen Anſichten der ſchönen Kunſt er verleitet habe, würde für uns Zeitverluſt ſeyn aus einander zu ſetzen. Wer je das Schöne in ſeiner ganzen Macht gefühlt hat, muß ſich nicht deſſen Inneres empören, wenn er hört, daß es auf eine ſolche Art des Eindrucks in ihm entſtehen ſoll, wie ihn Herr Platner in ſeinen philoſophiſchen Aphoriſmen §. 157. überhaupt darſtellt: daß er durch Empfindungsnerven und einen äußerſt feinen Nervengeiſt bewirkt werde?

Ja das Schöne, Wahre und Gute kann nicht einmal ohne Freyheit ſtatt finden, da das Schöne immer mit Liebe, das Gute mit Achtung verbunden iſt; dieſe aber, Liebe und Achtung, da nicht eintreten können, wo blos blinder Mechaniſmus herrſcht; und weiter wäre wohl das Weſen unſers Geiſtes nichts, wenn man ihm Freyheit und Selbſtbeſtimmung entriſſe; und das Produciren der Dichter würde zu dem der Bienen herabgeſetzt: das Dichten wäre blinder Naturinſtinkt! Aber der hohe Grad von Liebe und Bewunderung, der uns gegen den Dichter ergreift, ſpricht mit lebendiger Zunge dagegen. —

Ferner ging man zu einſeitig zu Werke, indem man das Schöne theils auf das Gefühl allein bezog, theils blos auf den Verſtand zu gründen und die kritiſche Beurtheilung deſſelben auf Vernunftprincipien zu bringen ſuchte, wie es Baumgarten that; ſ. Kant in der Kritik der reinen Ver-

nunft,

nunſt, S. 21. alte Aufl. und Schiller in Briefen über äſthetiſche Erzieh. im 2ten St. der Horen, 1795. S. 84.

Es ſey mir erlaubt, noch einige flüchtige Bemerkungen über die vorzüglichſten Erklärungen des Schönen und der Kunſt hinzuzufügen, ehe ich zur Sache ſelbſt fortſchreite.

Unter allen Erklärungen der Poeſie (ich rede im Allgemeinen von der ſchönen Kunſt; und wenn ich dafür Poeſie ſage, ſo geſchieht dieß vorzugsweiſe, weil die Poeſie die höchſte der ſchönen Künſte iſt) iſt keine gemeiner, aber auch keine unzulänglicher, als die, daß ſie Nachahmung der Natur ſey. Dieſe Erklärung hat vorzüglich Ariſtoteles in ſeiner Poetik (Kap. I. §. 2. IV. §. 1. ꝛc.) aufgeſtellt, und ſie war unter den Alten die herrſchende; dieß bezeugt Plutarchos (περι τε ακουειν τ. ποιητ. Kap. 3.) mit den Worten: ἐκεινο το Θρυλλουμενον, μιμητικη τεχνη ἐστὶ ἡ ποιητικη. Untern den Neuern haben ſie vorzüglich die Franzoſen wiederholt; und Boileau hatte ſie im Sinne: als er ſchrieb (l'art poet. Ch. III.):

Il' n'eſt point de ſerpent, ni de monſtre odieux
Qui par l'art imité ne puiſſe plaire aux yeux;
D'un pinceau delicat l'artifice agreable
Du plus affreux objet fait un objet aimable.

Man behauptete nämlich, daß das Weſen der Kunſt und das Wohlgefallen an ihr auf der Nachahmung der Natur beruhe; daß die Sphäre der Kunſt die Natur ſey, und daß ſich das Intereſſe,

das Entzücken, womit sie unsere Seele fesseln, blos auf die Wahrnehmung der Aehnlichkeit des Dargestellten mit den Gegenständen der Natur gründe; und bey diesen Kunstrichtern spielte natürlich die überwundene Schwierigkeit eine große Rolle!

Jene Erklärung wiederholte auch Ramler nach Batteux, jedoch mit der Erweiterung, daß die Kunst die Nachahmung der schönen Natur sey. Ist die Natur schön, kann man fragen? Ja, einige Produkte sind schön; aber zufällig, nicht absichtlich schön; es ist gleichsam eine gefällige Zugabe der Natur, wenn sie etwas schönes producirt. Oder soll schön zweckmäßig; vollkommen in seiner Art, heißen? denn die Natur ist in allen ihren Productionen zweckmäßig, nicht, daß sie sich mit Absicht diesen oder jenen Zweck bey ihren Productionen vorgesetzt habe, sondern sie erscheint nur zweckmäßig, ob sie gleich blind und bewußtlos producirt.

Anmerk. Das Wort schön hat zu manchen Unrichtigkeiten und Verwechselungen der Begriffe Anlaß gegeben. Wahrscheinlich ließ man sich durch die Bedeutung des Worts καλος bey den Griechen leiten, die καλος oft für vollkommen, gut, was seinem Zwecke entspricht (s. Xenophon. Memorab. Socrat. III. 8. Sympos. V. §. 3. 4. u. a. m.), was einen Bezug auf das Ganze hat, εἰς το ἐν (s. Heydenreichs Aesthetik, I Th. S. 112. ff.) brauchten. Dieser Begriff pflanzte sich auf die Leibnitzwolfische Philosophie fort, und auch Baumgarten legte ihn seinen Erklärungen zum Grunde. —

Oder

Oder wollte Ramler damit sagen, die Kunst ahme nur diejenigen Produkte der Natur nach, die schön sind? Aber auch so ist diese Erklärung dürftig und zeugt von wenig Kunstsinn! Denn erstlich ahmt der Dichter die Natur nicht nach; seine Darstellungen sind umbildend; er stellt sie nicht dar, weil sie schön ist, sondern er bildet sie um, und bedient sich der Natur, als eines Mittels zu seinem Zwecke: um dasjenige, das den Charakter der Kunst ausmacht, durch sie erscheinen zu lassen. Auch Kant, der sich wahrscheinlich durch die französischen Kunstrichter leiten ließ, hatte hiervon eine falsche Ansicht, wenn er in der Kritik der Urtheilskr. S. 171. nach der 2ten Aufl. sagt: „die schöne Kunst ist entweder eine solche Nachahmung von der schönen Natur, die bis zur Täuschung geht: und alsdann thut sie die Wirkung als (dafür gehaltene) Naturschönheit ꝛc. oder sie ist eine absichtliche, auf unser Wohlgefallen sichtbarlich gerichtete Kunst: alsdann aber würde das Wohlgefallen an diesem Produkte zwar unmittelbar durch Geschmack statt finden, aber kein anderes als mittelbares Interesse an der zum Grunde liegenden Ursache, nämlich einer Kunst, welche nur durch ihren Zweck, niemals an sich selbst interessiren kann“ — Aber weit entfernt, daß die schöne Kunst nachahme, ist sie im Gegentheil immer schöpferisch, stellt sie immer etwas dar, wovon es in der Sinnenwelt kein Vorbild giebt, dessen Urbild in jenen himmlischen Regionen, wie Platon erhaben dichtet, d. h., in dem Absoluten unseres

Gei-

Geistes liegt; das irdische Schöne ist blos der Abglanz jenes himmlisch Schönen, das in uns selbst liegt. Schon das Studium der klassischen Dichter des Alterthums, vorzüglich der Tragödien, die immer eine idealische Tendenz haben, hätte in jenen Kunstrichtern eine andere Ueberzeugung hervorbringen müssen. Der wahre Dichter ahmt nicht nach, sondern er bringt etwas hervor, das als Urbild selbst zu betrachten ist, und dessen Natur, rein geistig, nur unter der Hülle des Sinnlichen erscheinen kann. Dieß ahndete Fr. Schulz in mikrolog. Aufs. S. 17. ff. und auch Moritz im Anton Reiser, Th. IV. sagt: „wer aber zuerst auf solche Gegenstände verfällt, bey dem ist es auch fast immer ein Zeichen, daß bey ihm keine ächt-poetische Ader statt finde, weil er die Poesie in den Gegenständen sucht, die in ihm selber schon liegen müßte, um jeden Gegenstand, der sich seiner Einbildungskraft darbietet, zu verschönern."

Eine bessere und gültigere Erklärung der schönen Kunst hat der Recensent von Matthisson's Gedichten (s. Allg. lit. Zeit. 1794. Nr. 299.) nach dem Begriffe, den Kant vom Schönen aufstellt: daß es ein Produkt der freyen Gesetzmäßigkeit der Einbildungskraft sey (s. Kritik der Urtheilskr. S. 18. 199 ff. Einleit. XLIV.) gegeben: „die schöne Kunst ist die Kunst, uns durch einen freyen Effekt unserer produktiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen." Seine Erörterungen und Ableitungen aus dieser Erklärung sind vortrefflich, und verrathen einen Mann, der nicht

allein

allein das Hohe der Kunst kennt, sondern auch ächtphilosophischen Geist besitzt. Die Erklärung, die ich als Resultat der folgenden Untersuchung geben werde, stimmt im Wesentlichen mit der Erklärung, die schon Kant gegeben hat, überein, wird aber das innere Wesen der Kunst oder das Transcendentale des Schönen bestimmter hervorheben. —

In der Kunstwelt erscheint uns die Welt gegeben, doch so, als hätten wir sie hervorgebracht, und so, wie wir sie selbst hervorgebracht haben würden. Die Welt erscheint dem ästhetischen Sinne frey, weil die ästhetische Produktion von der reellen, bewußten Thätigkeit anhebt, und in der ideellen, bewußtlosen Thätigkeit endet; dem gemeinen Sinne aber nothwendig, weil er sich der Thätigkeit, durch die sie hervorgebracht wird, nicht bewußt ist. s. Fichte's Sittenlehre, S. 478.

Anmerk. 1. Wenn wir den Geist, dem Obigen zu Folge, als den Mittelpunkt betrachten, um den sich alles herumdreht, und der auf seiner eignen Axe ruht, als den Brennpunkt, in dem alle Strahlen concentrirt sind, die nur dem menschlichen Auge leuchten können, in dem selbst die unendliche Mannichfaltigkeit liegt, die wir in der Sinnenwelt erblicken, und von dem das Princip der Einheit, ohne welches Wahrheit und Gewißheit nicht möglich ist, ausgeht: — so müssen wir eine Thätigkeit in ihm annehmen, welche die objektive Welt producirt; und da unsere Vorstellungen keine Realität haben würden, nicht von dem Gefühle der

Noth-

Nothwendigkeit begleitet seyn würden, wenn wir uns bewußt wären, daß wir sie selbst erzeugen: so muß die objektive Welt von einer blinden und bewußtlosen Thätigkeit producirt werden. Die ideelle, bloß anschauende und als solche blinde Thätigkeit (denn die Intelligenz kann nicht produciren und zugleich auch auf sich reflectiren) producirt also die objektive Welt, und begränzt dadurch die freye, reelle Thätigkeit; die freye Thätigkeit setzt selbst eine Begränzung voraus: denn beym freyen Handeln muß mir etwas gegeben seyn, worauf ich handle, und zwar ohne mein Zuthun, unabhängig von mir; und überhaupt erkenne ich die Freyheit nur dann, wenn sie durch einen Widerstand gehemmt wird. Die Intelligenz begränzt sich selbst, ohne es zu wissen; und dieß ist nothwendig, wenn die Realität meiner Vorstellungen und meine Freyheit, die nur durch den Gegensatz von Zwang erkennbar ist, bestehen soll. Den innern Mechanismus dieses Begränzens und Begränztseyns, und wie daraus eine objektive Welt hervorgehe, zu erklären, gehört nicht hierher. Die ideelle Thätigkeit ist die begränzende, und als solche unbegränzte, unendliche Thätigkeit; und die reelle, die begränzte, endliche: denn wenn meine freye Thätigkeit gehemmt wird, so wird sie begränzt; und ersteres wird sie durch die objektive Welt, die ohne ihr Bewußtseyn von der ideellen Thätigkeit producirt wird (daher die nothwendige Täuschung, daß wir eine objektive Welt unabhängig von uns annehmen). Eigentlich sind beyde Thätigkeiten nur eine und dieselbe Thä-

tigkeit

tigkeit des Ichs; aber zum Behufe des Bewußtseyns, wo immer ein subjektives, das sich bewußt ist, und ein objektives, das, dessen man sich bewußt ist, vorkömmt, trennt sie sich in zwey entgegengesetzte: in eine endliche und unendliche: denn eine endliche Thätigkeit kann nur im Gegensatze einer unendlichen erkannt werden — die Einheit des Ichs nur im Gegensatze eines Mannichfaltigen und Unendlichen in der objektiven Welt. Der Philosoph setzt diese beyden Thätigkeiten in das Ich, um das Bewußtseyn vor sich entstehen zu lassen.

Anmerk. 2. Da wir bey allem unsern Denken ein sinnliches Substrat haben müssen; da alles unser Denken ein Construiren und Schematisiren ist, so daß wir bey sinnlichen Objekten die Art und Weise innerlich verzeichnen, nach welcher sie hervorgebracht werden, bey den Gegenständen der übersinnlichen Welt aber die Regel innerlich entwerfen, nach welcher sie hervorgebracht werden müßten, wenn wir sie hervorbringen könnten: so können wir uns auch das Denken nicht anders, als unter einem Schema, und zwar dem des Handelns vorstellen, da es gleichsam ein Schaffen und Produciren ist. Schon die Alten faßten es unter dem Schema der Thätigkeit auf; s. Cicer. de natur. Deor. I. 36. motus animi; de Offic. I, 5. agitare. Plin. Panegyr. IV, 4. Cicer. Epist. ad familiar. IV, 1. Hiermit stimmt auch die Erklärung, die Aristoteles von der Seele gegeben hat, überein; s. Auscult. Phys. VIII, 5. Cic. Tusc. Quaest. I, 23. —

Nur

Nur im ästhetischen Produkte erscheint mir die Identität beyder Thätigkeiten als eine solche, deren letzter Grund in mir selbst liegt: denn weder das Naturprodukt reflektirt mir die Thätigkeiten als die meinigen, weil über dem Produkte die Thätigkeit verschwindet, und also das Produkt nicht als das meinige erscheinen kann, da ich mir der Produktion nicht bewußt bin — das Anschauen hebt nämlich von der bewußtlosen, ideellen Thätigkeit an — Noch kann mir jene Identität der Thätigkeiten beym freyen Handeln erscheinen, weil hier beyde Thätigkeiten getrennt seyn müssen, damit das freye Handeln erscheinen könne: denn ich muß mir desselben bewußt werden; und dieß werde ich nur dadurch, daß ich mir etwas entgegensetze als Objekt (Produkt der ideellen Thätigkeit), auf das ich handle. Das ästhetische Produkt hingegen fängt mit der reellen Thätigkeit an, und endet in der ideellen oder bewußtlosen; erstere ist beschränkt, auf ein bestimmtes gerichtet (denn das freye Handeln hat allemal ein bestimmtes Objekt); letztere aber ist, weil sie jenseits des Bewußtseyn liegt (denn sie producirt erst die objektive Welt, welche die Bedingung unsers Bewußtseyns ist) unbegränzt und unendlich. Beyde sollen nur in der ästhetischen Produktion vereinigt seyn. Aber da diese von der bewußten Thätigkeit ausgeht und der Geist also sich seiner Produktion bewußt ist, so müssen sie getrennt seyn: denn das Bewußtseyn beruht eben auf der Trennung beyder Thätigkeiten. Der Widerspruch läßt sich nur so lösen: daß die

Pro-

Produktion zwar mit Bewußtseyn beginnt, daß aber beyde Thätigkeiten in einem absoluten Akte zusammenfallen; und da, wo der Akt ihrer Vereinigung eintritt, muß die Produktion aufhören. Da sich aber beyde Thätigkeiten, die bewußte und bewußtlose, einander entgegengesetzt sind, und mit einander in Widerspruch stehen, so muß eine dritte, vermittelnde, Thätigkeit in sie eingreifen, welche sie zusammenhalte und auf einander beziehe, damit sie sich nicht wechselseitig vernichten und aufheben; und diese Thätigkeit ist die Einbildungskraft, das Vermögen, das entgegengesetzte zusammenzufassen, das zugleich ideel und reell ist, zugleich producirt und darauf reflectirt. Durch sie fallen beyde Thätigkeiten, die ideelle und reelle, die unendliche und endliche, in Identität zusammen, und durchdringen sich wechselseitig. Das Produkt muß daher zugleich endlich und unendlich seyn.

Anmerk. Alles, was vom Geiste ausgeht, ist Leben: denn der Geist selbst ist der Urquell aller Bewegung und Thätigkeit; die todte Materie, die wir in der Natur erblicken, erscheint auf dem Standpunkte der Naturphilosophie als ein mißlungener Versuch der Natur, sich selbst zur Anschauung zu bringen (welches sie erst beym Menschen erreicht); auf dem transcendentalen Standpunkte aber als ein mißlungener Versuch unseres Geistes, sich selbst zu reflectiren: daher wir das Lebendige in der Natur als ein Analogon unsers Geistes, die geistige und vernünftige Natur aber als eines und dasselbe

mit uns selbst betrachten. Zu jeder Produktion aber, auch zur physischen, sind zwey Kräfte oder Thätigkeiten nöthig, die sich mit einander entzweyen; im todten Produkte ruht alles; in ihm herrscht kein Streit, keine Entzweyung von Thätigkeiten; aber da, wo sich physische Kräfte entzweyen, bildet sich allmählich belebte Materie. Und so geht auch im geistigen Wesen alle Schöpfung aus dem ursprünglichen Streite entgegengesetzter Thätigkeiten hervor.

Anmerk. 2. Daher ist nur derjenige Dichter ein vollkommener, der ein schönes Ebenmaas zwischen beyden Thätigkeiten, der bewußten und bewußtlosen, erlangt hat. Beyde Thätigkeiten, die bewußte und bewußtlose, oder, auf einem tiefern Standpunkte, die Vernunft und die Sinnlichkeit, der Trieb zur Einheit und Selbstständigkeit (welcher von der Vernunft ausgeht), und der, das Mannichfaltige in sich aufzunehmen, der Formtrieb und Sachtrieb (wie es Schiller ausdrückt, in den Horen, 1795. II. N. S. 63. ff.) müßte einander coordinirt seyn, müssen in Wechselwirkung stehen. Und nur dann steht der Mensch auf der Stufe der vollendeten Bildung, wenn er seine Sinnlichkeit ausgebildet hat, ohne dadurch seiner Vernunft Abbruch gethan zu haben, und umgekehrt, wenn er seine Vernunft ausgebildet hat, ohne seine Sinnlichkeit dabey geschwächt zu haben; nur dann drückt er gleichsam die Gattung aus, nicht das Individuum — eben so, wie das einzelne Individuum, vom physischen Gesichts-

punkte

punkte betrachtet, nicht die Gattung ausdrückt, sondern nur in Verbindung mit dem Individuum des andern Geschlechts vollständig und vollendet da steht. — Jene beyden Thätigkeiten, die endliche (Vernunft) und unendliche (die Sinnlichkeit) drücken sich auch in den Geschlechtern aus. Die Vernunft, die Kraft, in das Mannichfaltige Harmonie und Zusammenhang zu bringen, und mit Selbstständigkeit das Unendliche selbst zu ergreifen, ist dem männlichen Geschlechte eigenthümlich — er vereinigt den Formtrieb in sich. — Die Sinnlichkeit oder der Trieb, alles in Materie zu verwandeln, und das Mannichfaltige in sich aufzunehmen, kurz; in die größtmöglichste und weiteste Berührung mit der Sinnenwelt zu kommen, ist dem weiblichen Geschlechte eigen. Dieß ist in ihrer Natur und physischen Bestimmung gegründet, und drückt sich auch in ihrem Charakter aus: der Mann erscheint stark, kräftig und selbstständig; das Weib hingegen empfindungsvoll, empfänglich für jeden Eindruck und für jedes Gefühl und mehr leidend. S. über den Geschlechtsunterschied in den Horen, 95. II. St. S. 111 ff. und über männliche und weibliche Form, III. St. S. 81. — Auch unter den Dichtern zeigt sich diese Verschiedenheit; einige sind stark, erhaben, mit dem Bestreben erfüllt, das Unendliche selbst zu formen, in das Unendliche selbst Einheit und ihren selbstständigen Geist überzutragen; sie besitzen eine hohe Kraft; es fehlt ihnen aber an Stoff, um sie in ihn gleichsam niederzulegen; daher suchen sie sich

des Unendlichen selbst zu bemächtigen — andere sind empfindsam, gefühlvoll, und haben eine zu große Fülle an Stoff, weil ihre Empfindungen unendlich sind (jeder Stoff ist nämlich eine Begränzung für uns, und als solche ein Gefühl: denn das Gefühl ist der Ausdruck für unsere Begränztheit); sie stehen in unendlichen Punkten mit der Sinnenwelt in Berührung; sie verlieren sich in ihr, und dabey geht ihre Selbstständigkeit verlohren; ja das Gefühl kann ohnmächtig werden, wenn es zu weit getrieben wird, und in Empfindeley ausarten. Das Schöne und Vollendete muß in der Mitte liegen, muß das Große und Starke, das Selbstständige und die männliche Energie mit dem Empfindsamen und Gefühlvollen des weiblichen Geschlechts auf das Innigste zu paaren wissen. Der vollendete Dichter wird daher geschlechtlos seyn, d. h. er wird, was eben das Wesen der Dichtkunst ist, den Charakter der Gattung ausdrücken: die männliche Kraft und Selbstständigkeit wird sich mit der Empfindsamkeit und leidenden Empfänglichkeit des weiblichen Geschlechts auf das Schönste durchdringen. Aus diesem himmlischen Bande wird ein Drittes hervorgehen, das den Charakter beyder, d. h. der Gattung, in sich vereinigt, und für ewige Zeiten ein Denkmahl der vollendeten Bildung und Erzeugung des Geistes da stehen wird. So ist Aeschylus mehr männlich und stark, Euripides zu weiblich; und nur Sophokles ist der schöne, männlichweibliche Jüngling, den beyde Dichter liebend umschließen, weil ihn

jeder

jeder für seine Geburt hält: denn er vereinigt sie beyde in sich. Unter den Römern ist Virgil mehr sentimental, als energisch; Horaz in seinen Oden und Properz haben jenes schöne Ebenmaas der griechischen Kunst glücklich erreicht; im Tibull herrscht oft Empfindeley. Ramler hat sich in seinen Oden dem Griechischen Geiste und dem Ideale der Griechischen Schönheit weit mehr, als Klopstock in seinen Oden und Liedern, genähert. Matthisson ist das Höchste, was ich mir in der sentimentalen Gattung denken kann; die Empfindungen, die er in unserer Brust erweckt, sind nicht ohnmächtig und zeugen nicht von Geistesschwäche und Mangel an Energie; sondern sie ergreifen mit zaubrischer Macht unser ganzes Wesen, und hüllen es nicht selten in einen Nebel süßer Schwermuth ein. Schiller's Poesie trägt den Stempel der Geistesenergie an sich. Göthe hat jenes schöne Ebenmaas, in dem der große Charakter der griechischen Kunst liegt, vollkommen erreicht; seine Gedichte sind das Echo der griechischen Musen, und können mit Recht für das Schönste und Vortrefflichste gehalten werden, was wir Deutschen besitzen. Der Charakter der Englischen Poesie ist Energie (ich rede hier immer im Allgemeinen); die Französische neigt sich mehr zum Sentimentalen, ja oft zum Tändelnden (Dichter aber, wie Matthisson, können sie nicht aufweisen); und die Italienische Poesie ist mehr sinnlich reizend, um mich so auszudrücken; verbindet aber damit einen begeisternden Zauber. Keine Nation, als die

Deutsche, scheint sich mir dem Ideale der griechischen Schönheit, die zwischen Kraft und Empfindsamkeit, zwischen selbstständiger Vernunft und üppiger, anmuthiger, leidender Sinnlichkeit das Mittel hält, so sehr zu nähern.

Anmerk. 3. Die schöne Kunst ergreift, um mich so auszudrücken, die beyden äußersten Enden des menschlichen Geistes, und berührt den gesammten Geist harmonisch. Und dieß ist auch der höchste Punkt der Kultur, wenn man seinen Geist nicht einseitig ausgebildet, seinen Empfindungen und Gefühlen die mannichfaltigsten Berührungen mit der Sinnenwelt, und seiner Vernunft die höchste Unabhängigkeit von allem Sinnlichen gegeben hat: die Kultur besteht in einem Ebenmaaße zwischen dem Unendlichen der Gefühle und dem Endlichen, oder der Einheit und Selbstständigkeit der Vernunft; (s. eine vortreffliche Darstellung dieser Behauptung in den Briefen über ästhetische Erziehung von Schiller, in den Horen, 95. St. II. S. 72 ff.) Jenes Ebenmaas der beyden entgegengesetzten Thätigkeiten oder Triebe liegt im Menschen schon von Natur; es wird aber bey seiner Erscheinung in der objektiven Welt bald von der einen, bald von der andern Seite gestört, indem er sich entweder mehr zum Sinnlichen, oder zum Geistigen neigt. Die Aufgabe der Bildung ist demnach diese: den Menschen durch Kunst wieder zu dem zu machen, was er vorher ohne Kunst, von Natur war. Die schöne Kunst stellt jenes

Gleich-

Gleichgewicht zwischen der Sinnlichkeit und Vernunft wieder her; sie ist demnach das Höchste, was es für den Menschen geben kann, und sie allein spiegelt ihm das Hohe seiner Bestimmung vor. Daher die Erscheinung der Dichtkunst und Musik unter den Völkern, die noch im Naturzustande leben, und noch keine künstliche Kultur kennen. —

Die schöne Kunst wird als ein freyes Spiel jener beyden Thätigkeiten, der reellen und ideellen, erscheinen: beyde müssen sich, weil sie einander entgegengesetzt sind, wechselseitig einschränken und bestimmen; denn beyde Thätigkeiten, einzeln gedacht, nöthigen uns, ihren Forderungen Genüge zu leisten; in ihrer Verbindung müssen sie sich wechselseitig einschränken; als entgegengesetzte Thätigkeiten aber würden sie sich aufheben und vernichten, wenn nicht eine dritte in sie eingriff, und ihnen durch Beziehung und Zusammenhaltung an einander Dauer und Bestand gäbe. Sie wirken auf einander, schränken sich wechselseitig ein, und wirken sonach absolut. Da aber im Absoluten der Begriff der absoluten Freyheit nothwendig gedacht wird, so wird ihre Thätigkeit als ein absolut freyes Spiel erscheinen; und da ferner Freyheit ohne Zwang und Nothwendigkeit nicht gedacht werden kann (denn meine Freyheit muß sich in etwas bestimmtem und folglich nothwendigem äußern), das absolut freye Spiel aber die Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit nicht von außen empfangen kann, weil es bloß auf sich selbst gerichtet ist, und es nicht

absolut seyn würde, wenn es durch etwas äußeres bedingt wäre: so muß dem absolut freyen Spiele der Thätigkeiten in der ästhetischen Produktion eine Gesetzmäßigkeit, und zwar eine innere, zu Grunde liegen: die Thätigkeiten geben sich das Gesetz selbst, schränken sich selbst wechselseitig ein. Die schöne Kunst ist daher absolut autonomisch; sie giebt sich ihr Gesetz selbst. Aus der unendlichen oder bewußtlosen Thätigkeit geht für die Einbildungskraft ein Mannichfaltiges der Anschauung, und aus der reellen für den Verstand Einheit des Begriffs, der die Vorstellungen vereinigt (wie sich Kant ausdrückt; s. Kritik der Urtheilskr. S. 28.) hervor; beyde, das Mannichfaltige der Anschauung und die Einheit des Begriffs, bedingen sich wechselseitig und schränken sich ein —

Es muß ein Absolutes, Höchstes in uns geben, das mit jeder Anschauung, mit jeder Erkenntniß gesetzt ist; dieß folgt schon aus dem Gesetze der Entgegensetzung: denn ich kann nichts Bestimmtes setzen, ohne ihm ein Bestimmbares entgegenzusetzen; setze ich die Intelligenz, so kann ich sie nur als ein Bestimmtes setzen, weil ich vermöge der endlichen Vernunft nur auf ein Bestimmtes, Endliches reflectiren kann.

Anmerk. Alles unser Denken und die Entwickelung alles dessen, was in uns liegt, beruht auf Gegensätzen und wird durch sie hervorgerufen; blos durch den Gegensatz wird etwas deutlich und anschaulich. Auch in der schönen Kunst glaube ich

das

das Gesetz der Entgegensetzung bemerkt zu haben (worauf man bisher, so viel ich weiß, noch nicht geachtet hat). So liebt das Epos Gleichnisse aus dem gegenwärtigen Leben, da es selbst die Vergangenheit darstellt; und zwar am meisten aus der leblosen Natur, indem es selbst in einer fortschreitenden Handlung begriffen ist — Die Lyra läßt sich von ihrem erhabenen Fluge zu irdischen Betrachtungen herab, die das Gemüth um so stärker treffen, je unerwarteter sie kommen, und je größer der Sprung ist. — Die Elegie, die in der Gegenwart verweilt, geht gern in die Vergangenheit zurück (s. Schlegel im Athen. I. B. I. St. S. 115 ff.) — Und das Drama (der Griechen) hemmt den schnellen Gang der Handlung durch die verweilenden Betrachtungen des Chors (ich fasse den Chor aus den Zeiten der Vollendung der Tragödie unter dem Sophokles auf): alles, um den Hauptgegenstand durch den Gegensatz stärker hervorzuheben, ihm Festigkeit und Dauer zu geben und jene ruhige, stille Größe, in welcher der große Charakter der Griechischen Kunst liegt. So heben sich auch in der Mahlerey die Figuren durch den Gegensatz von Hell und Dunkel besser, und in ihrer Anordnung muß eine Mitte und ein Gegensatz seyn, damit im Ganzen Gleichgewicht entstehe; s. Göthe's Propyläen, II. B. I. St. S. 106. 109 und 112. —

Jede bestimmte Thätigkeit der Intelligenz setzt aber ein Vermögen derselben, als Bestimmbarkeit, voraus, und läßt sich nur durch ein Be-

stimmbares erkennen und setzen. Dieses Bestimmbare ist nur als solches unbestimmt und unendlich, das selbst nie zum Bewußtseyn kommen kann, weil es erst das Bewußtseyn, in dem nur ein Endliches vorkommen kann, möglich macht: denn alles, was zum Bewußtseyn kommen soll, muß sich für die Anschauung in ein Ruhendes, Fixirtes verwandelt haben; und was Bedingung des Bewußtseyns ist, kann nicht selbst zum Bewußtseyn kommen: folglich können wir uns der gesammten Intelligenz, die als solche mit jeder einzelnen Thätigkeit derselben gesetzt ist, nicht bewußt werden; der Philosoph wird sich ihrer blos durch Freyheit der Reflexion bewußt. Sie ist der Grund, auf welchen die Bestimmtheit jeder einzelnen Intelligenz (die als solche beschränkt, da jene unbeschränkt ist) aufgetragen ist. Ihr Wesen läßt sich nicht fassen, weil selbst der Philosoph über seine endliche Vernunft nicht hinaus kann, vermöge welcher er nur das Endliche aufzufassen im Stande ist; er wird aber darauf getrieben, ist genöthigt, auf sie zu schließen. Sie nur allein ist das verbindende Mittelglied der intelligiblen- und Sinnen-Welt: denn nur durch eine bewußtlose Thätigkeit, die nicht zum Bewußtseyn kömmt, also unendlich ist (denn alles, was Gegenstand des Bewußtseyns seyn soll, muß endlich seyn), ist es begreiflich, wie ein Zweckbegriff in die Sinnenwelt übergehen könne, indem sie ihn bewußtlos realisirt.

Anmerk. Demnach ist nicht eine so unübersehbare Kluft zwischen dem Sinnlichen, dem Gebiethe

biethe des Naturbegriffs, und dem Gebiethe des Freyheitsbegriffs, als dem Uebersinnlichen, befestigt, wie Kant meint; s. Kritik der Urtheilskr. S. XIX. ff. Das Sinnliche und Uebersinnliche ist eins, nur von zwey Seiten angesehen. —

Sie ist das, was bey unsern Handlungen als fremde Macht erscheint; sie ist das Uebersinnliche, Göttliche, über alle Intelligenzen (denn die Intelligenz kann nur eine bestimmte, beschränkte seyn; dieß liegt schon im Worte Intelligenz) Erhabene — nicht, daß sie außer den Intelligenzen wäre; das wäre eine transcendente Behauptung: denn sie ist das Wesen der Intelligenz selbst, das, wie eine unsichtbare Macht, alle unsere Handlungen begleitet, und selbst in die regelloseſten Spiele unserer Freyheit Gesetzmäßigkeit und Harmonie bringt; das in die Handlungsweise des ganzen Menschengeschlechts Plan und Regel legt, weil es überall wirkt, überall seine Strahlen, die nur dem Auge des Philosophen leuchten, gleichsam aus einer unzugangbaren, unendlichen Höhle verbreitet.

Die absolute Intelligenz erscheint nie, weil sie bewußtlos wirkt, außer in dem Werke des Künstlers, dessen Hand sie mit magischer Kraft leitet. Denn der Künstler producirt bewußtlos, ob er sich gleich mit Freyheit dazu entschließt; der Anfang der künstlichen Produktion geschieht, wie jeder andern Handlung, mit Freyheit, weil man mit Bewußtseyn handelt und einen Zweckbegriff entwirft; aber dem Künstler entsteht etwas, was er

nicht

nicht ahndete; es entsteht ihm ohne sein Bewußtseyn ein Produkt. Wenn er bey der bloßen Empfindung stehen bleibt, so ist das Gefühl nicht poetisch; dem Dichter muß durch das Spiel seiner Thätigkeiten ein Produkt entstehen, welches der Ausdruck des Gefühls ist; die Empfindung muß in einen fruchtbaren Bildungstrieb übergehen, wie Fr. Schulz in mikrol. Auff. S. 23. sehr richtig sagt. Die bewußte Thätigkeit, mit welcher er seine Produktion beginnt, verliert sich unmittelbar durch einen absoluten Akt in die bewußtlose, in jene absolute Thätigkeit; und dieß eben bringt den Zauber der Poesie hervor.

Da die ästhetische Produktion von einem Widerspruche der Thätigkeiten ausgeht, so producirt der Dichter aus Trieb, jenen Widerspruch zu heben; und dieser Trieb wird zur Lieblingsneigung beym Dichter (s. Horat. Sermon. II. 1, 24 ff. Schiller's Musenalmanach, 1797. in einem Epigramme). Der Dichter producirt, um seinen Trieb zu befriedigen; und er befindet sich in einem beängstigenden Zustande, wenn er ihn nicht befriedigen kann, oder ihn nicht ganz befriediget. Fr. Schulz in seinen mikrolog. Aufsätzen S. 17. sagt: diese Empfindung von Schwäche, von Unzulänglichkeit der äußern Hülfsmittel, einer geistigen Schöpfung eine sinnliche Existenz zu verschaffen, läßt eine Beklemmung, eine Niedergeschlagenheit, eine Sehnsucht, einen Verdruß, eine Ermattung, eine Unzufriedenheit in der Seele zurück, die eben den qualenvollen Zustand bewirken, welchen Moriß

ritz die Leiden der Poesie nennt.“ S. auch die Fragmente über Klopstock. S. 46. Befriedigt hingegen der Dichter seinen Trieb, so ergreift ihn ein unendliches Wonnegefühl, in welchem sein ganzes Wesen aufgelöst ist, und das, da das Aesthetische über jeden irdischen Zweck erhaben ist, höchst uneigennützig und durchaus anspruchlos ist. Wahr sagt daher Moritz im Anton Reiser, Th. IV. „der wahre Dichter und Künstler hofft seine Belohnung nicht erst in dem Effekt, den sein Werk machen wird, sondern er findet in der Arbeit selbst Vergnügen, und würde dieselbe nicht für verlohren halten, wenn sie auch niemanden zu Gesichte kommen sollte.“ S. Dalberg vom Erfinden und Bilden (Frankf. 1791. S. 21.): „auch nahm ich oft wahr, daß, wenn mich ein musikalischer Genuß vollkommen befriedigt, ich mich stärker, muthiger, zufriedner, sittlichbesser fühlte; das Gefühl der Sympathie, und ein tieferes Bewußtseyn meiner Existenz erhöht mich dann über mich selbst;“ und S. 25. sagt eben dieser tiefsühlende Mann: „So lange der Dichter sein Urbild noch mit sich herumträgt, und es noch nicht, als sein zweytes ich, außer sich durch sinnliche Mittel dargestellt hat, befindet er sich in einer schmerzhaften Empfindung, in einem beängstigenden Zustande,“ S. auch S. 23. —

Jener Trieb fließt aus dem Widerspruche der reellen und ideellen Thätigkeit, die das Wesen der Intelligenz ausmachen, und aus deren mannichfaltigem Streite und Verhältnisse zu einander

die

die ganze Welt producirt wird. Beym freyen Handeln sind sie getrennt, und müssen getrennt seyn, sonst bliebe kein freyes Handeln mehr übrig; die Fortdauer des freyen Handelns, so wie des Producirens, beruht auf der fortdauernden Erneuerung des Widerstreites dieser Thätigkeiten: denn fielen sie absolut zusammen, so wäre das Objekt des Handelns und Producirens erschöpft: das Ideal und die Unendlichkeit wäre erreicht. In der künstlerischen Produktion fallen sie aber durch einen absoluten Akt zusammen; und eben diese Hebung des Widerspruchs in Harmonie, das freye Spiel unsers gesammten Geistes, das sich unwillkührlich in Harmonie auflöst, bringt das Gefühl des Schönen hervor, und führt das Gefühl einer unendlichen Befriedigung, eines unendlichen Genusses bey sich. Dieses Produkt kann sich aber der Dichter nicht ganz selbst zuschreiben, weil eben die Freyheit auf der Trennung jener beyden Thätigkeiten beruht, und das Bewußtseyn der Freyheit bey der absoluten Vereinigung der Thätigkeiten untergeht. Der Dichter muß davon gleichsam überrascht werden, es muß ihm als Eingebung einer fremden, höhern Macht erscheinen; und dieß ist eben das Göttliche, das die ahndenden Griechen in die Poesie legten; dieß ist der Grund, warum sie glaubten, ein Gott wohne im Dichter (Ovid. Amor. III. 9, 18.) und begeistre ihn. Die Dichter sind wahnsinnig, sagt Platon: ein Ausdruck des Unbegreiflichen, das in der Dichtkunst liegt; s. de legib. III. ed. Stephan. T. II. p. 682.

p. 682. A. θεῖον γαρ ὄν δη και το ποιητικον ἐνθεαστικον ὀν γενος; de legib. IV. p. 719. C. T. II. p. 719. C. T. I. p. 22. C.; der Dichter muß begeiſtert ſeyn; er kann nicht durch Kunſt dichten (denn das Abſolute, Höchſte in uns kann nicht auf Begriffe und Regeln gebracht, folglich auch nicht erlernt werden; ſ. Göthe in Wilh. Meiſters Lehrjahr. Th. I. B. I. S. 199 ff. Fichte's Sittenlehre, S. 480.) ſ. Phaedr. ed. Stephan. T. III. p. 246. A. Horat. Epiſt. ad Piſon. 295. und Cambie's Anmerkung zu dieſer Stelle; ſ. Cicer. pro Archia poet. 8. Ariſtot. Poet. XVII. §. 2. Horat. de art. poet. 406 ſqq. der Dichter ſingt von einer Gottheit begeiſtert, ſagt Homer, Odyſſ. Θ, 499: ὁ δ' ὁρμηθεις θεοῦ ἡρχετο, φαινε δ' ἀοιδην. Dalberg vom Erfinden und Bilden (S. 20.) ſagt: „in dem höchſten Momente der Begeiſterung ſchwebt die Seele in einer fremden Region — ein Gott iſt's, wie Plato ſagt, der aus ihr und in ſie ſpricht; der Augenblick erſcheint — der Genius wirkt, das Bild ſteht vor ihr — und ſie ſchafft aus ſich ſelbſt ein neues Werk.“ Eben jenes Göttliche, das Plato in die Dichtkunſt legt, iſt das Abſolute, Höchſte in uns, welches in das freye Spiel der Seelenkräfte Geſetzmäßigkeit bringt, das den Widerſpruch jener Thätigkeiten in Harmonie auflöſt, ohne daß ſich der Dichter deſſelben bewußt iſt: denn die Harmonie, die Hebung jenes Widerſpruches erfolgt in einem Produkte, über welchem dem Dichter die Thätigkeiten, die es hervorgebracht haben,

ver-

verschwinden — so wie bey jeder Produktion die Thätigkeit über dem Produkte untergeht, und wir nur immer das Produkt, gleichsam das Substrat der Thätigkeit, erblicken. Jenes Absolute aber ist das Göttliche in uns (Dalberg von Erf. und Bilden S. 39. ahndete dieß auch: im Geist der Töne ahndet er eine höhere Welt), dessen wir uns nie bewußt werden können, weil es das Unendliche und Höchste ist: denn wir können uns nur des Endlichen bewußt werden (s. Fichte's Wissenschaftslehre, S. 265.). Er erscheint uns daher immer als eine fremde, unsichtbare Macht. Schön und wahr sagt daher Göthe in Wilh. Meister's Lehrjahr. Th. II. B. I. S. 132 ff. vom Shakespeare: „Seine Stücke scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu seyn, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen; es sind keine Gedichte; man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu seyn, und sind es doch nicht.“ Jenes Unendliche und Absolute, dessen Unendlichkeit unser beschränkter Verstand nicht fassen kann, würde ich dem Flammenmeere vergleichen, wo sich unendlich viele Flammen durchkreuzen, und das Ganze eine große Gluth bildet, vor dessen

Anblick

Anblick der Sterbliche, der nur einzelne Strahlen ertragen kann, erbebt und in den Zustand der Bewußtlosigkeit versenkt wird. Der Dichter trägt die Unendlichkeit in sich; sie entsteht ihm in einem absoluten Akte des Bewußtseyns, und alles entwickelt sich, wie aus einem Keime, aus jenem absoluten Akte.

Anmerk. Mit dem Akte des Bewußtseyns entsteht die Unendlichkeit; denn jedes einzelne Produkt ist nur scheinbar einzelnes Produkt; es ist immer der Abdruck des ganzen Universums; denn wäre es ein absolut einzelnes Produkt, so müßten sich die beyden Thätigkeiten, aus deren Widerstreite es entstanden ist, absolut vereinigt haben; dann aber könnte die Intelligenz nicht fortdauern, weil die Bedingung ihrer Fortdauer, der Streit der beyden Thätigkeiten, aufgehoben wäre: sie würde mit der objektiven Welt absolut zusammenfallen. Die Vereinigung der beyden Thätigkeiten muß daher eine blos relative seyn, die in jedem Momente entsteht, und in jedem Momente wieder aufgehoben wird; sie kann keine absolute seyn, folglich kann auch das einzelne Produkt kein absolut einzelnes seyn, sondern nur ein relativ einzelnes; und mit jedem einzelnen Produkte muß immer die gesammte objektive Welt gesetzt seyn. Dieß ist die absolute Syntheſis, aus der sich alles entwickelt; sie entsteht mit dem Bewußtseyn in einem und demselben ungetheilten Momente; ja sie folgt schon aus dem Gesetze der Entgegensetzung: denn das Be-

wußtseyn kann, in so fern es ein bestimmtes, ein endliches ist, ohne ein Bestimmbares, Unendliches nicht gesetzt werden; aber jene Synthesis ist eben das Unendliche, die absolute Zusammenfassung des Mannichfaltigen und Unendlichen, in der jede Erkenntniß ihren Keim hat, aus der sich alles entwickelt und hervorgezogen wird. Vortrefflich und ganz transcendental sagt daher der Koryphäos der Dichter in Wilh. Meister's Lehrjahren, Th. II. S. 310. von den Dichtern: „ohne die Gegenstände je in der Natur erblickt zu haben, erkennen sie die Wahrheit im Bilde; es scheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in ihnen zu liegen, welche durch die harmonische Berührung der Dichtkunst erregt und entwickelt wird.“ Eben dieß sagt auch Dalberg in der Abhandlung vom Erfinden und Bilden, S. 64 ff.; nur dachte er sich es nicht deutlich, und mischt zu viel Materielles ein.

Der Dichter giebt uns in seinen Dichtungen das Sinnbild des Absoluten, jenes Unendlichen in uns; in jedem seiner Produkte liegt, ob sie gleich der Form nach endlich sind, doch dem Gehalte nach die Unendlichkeit; und daher steht er auf der höchsten Stufe, auf der nur ein Sterblicher stehen kann, wandelt unter Göttern, indem er das Göttliche in uns enthüllt; und der Sterbliche muß vor seiner Größe staunend erbeben, und ihn als ein Wesen verehren, das die Götter der Erde geschenkt haben, das nur als Fremdling auf ihr herumwandelt, und eigentlich zum Geschlecht der Götter gehört. Ueber alles Irdische erhaben schaut er, wie

ein

ein Genius, auf die Sterblichen herab; und seine Seele, in der das Unendliche selbst und das Zukünftige vorbereitet liegt, die nicht an die Schranken der Zeit gebunden ist, weil sie die Unendlichkeit in sich trägt, die das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige kennt, wird von einem schönen Spiele leicht und sanft bewegt, von einem Spiele, wo aller Widerstreit, alle Disharmonie aufgelöst ist. S. Göthe in Wilhelm Meisters Lehrjahren, Th. 1. B. 1. S. 204.: „Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen geht, so schreitet die empfängliche, leicht bewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Tag zu Nacht fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und zu Leid. Eingebohren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuern Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft; und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Freund der Götter und Menschen, Wahrsager.“

Anmerk. Aus der Hebung des Widerstreites der Thätigkeiten, die eigentlich ins Unendliche getrennt sind, und sich nicht vereinigen können, in einem endlichen Produkte, aus der Auflösung derselben in Harmonie, entsteht das Gefühl des Schö-

nen, das eine unendliche Befriedigung mit sich führt, und die Unendlichkeit selbst in sich faßt; denn das ästhetische Produkt muß, da es aus dem Streite zweyer Thätigkeiten hervorgeht, die ins Unendliche entzweyt sind, und sich also nur in einem unendlichen Produkte vereinigen können, und das Produkt doch endlich seyn muß, wenn es Produkt für eine Intelligenz seyn soll (sichtbarer Ausdruck des Unsichtbaren, Darstellung des Unbekannten durch das Bekannte, wie sich ein Philosoph ausdrückt), der Form nach zwar endlich, dem Gehalte aber nach unendlich seyn; oder das Aesthetische ist das, wie es Kant ausdrückt (s. Kritik der Urtheilskr. S. 197.), wobey sich viel unnennbares hinzudenken läßt, wovon das Gefühl belebend ist. Die Bestimmung des Schönen: daß es auf der Harmonie der beyden Thätigkeiten und der unendlichen Befriedigung des Triebes, der aus ihrem Widerspruche hervorgeht, beruhe, ist dieselbe, nur transcendental ausgedrückt, welche Reinhold in seinen Verhandlungen über Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität (Lüb. und Leipz. 1798.) giebt: „das Schöne ist das, was im Anschauen, es sey nun durch die Sinne, oder durch die Phantasie dadurch gefällt, daß es durch seine regelmäßige Gestalt die Einbildungskraft auf eine Art beschäftigt, die mit dem Geschäfte der Denkkraft harmonirt.“ Eben diese Erklärung giebt auch Kant in der Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft. S. XLIV. ff. — Auch das Gefühl des Erhabenen gründet sich auf die Auflösung des

unend-

unendlichen Widerspruchs der beyden Thätigkeiten; nur wird beym Erhabenen der Widerspruch nicht im Objekte selbst aufgehoben, wie beym Schönen; sondern die bewußtlose Thätigkeit producirt den Gegenstand so unermeßlich groß oder gewaltig und furchtbar, daß die bewußte Thätigkeit, wenn sie auf ihn reflectirt, ihn nicht ins Bewußtseyn aufnehmen kann. Der Streit wird also nicht in dem Objekte, das der Dichter darstellt, selbst aufgehoben, sondern der Gegenstand bietet gleichsam selbst unsere Kräfte auf, den Widerspruch, der unsere intellectuelle Existenz zu zerstören droht, aufzuheben. —

Die Thätigkeiten werden in jedem Momente vereinigt und auch wieder getrennt, bis die absolute Vereinigung derselben eintritt, d. h. bis die dichterische Produktion vollendet ist. Und da das Produkt dem Gehalte nach unendlich seyn muß, und aus organisch zusammenwirkenden Thätigkeiten hervorgeht, so kann es keine äußere Richtung haben: die Kunstwelt ist eine in sich selbst geschlossene Welt; es hat daher durchaus keinen Zweck, sondern seine Richtung, seinen Zweck in sich selbst; die Maschine ist für einen äußern Zweck bestimmt, und ihre Thätigkeit geht nach außen; das Kunstwerk aber ist das Produkt eines organischen Vermögens; seine Thätigkeit kann daher, wie die jedes organischen Naturprodukts, nicht nach außen gehen, sondern sie ist auf sich selbst gerichtet. Ferner kann es auch deswegen keinen Zweck haben, weil jeder Zweck für uns ein endlicher ist, jede Rich-

tung als solche eine endliche seyn muß, das ästhetische Produkt aber unendlich (im Unendlichen nämlich sind alle Richtungen möglich, folglich findet keine statt), absolut, über alles Endliche und Beschränkte erhaben ist.

Die ästhetische Produktion ist ein freyes Spiel der Thätigkeiten (Kant drückt es so aus: Spontaneität im Spiele der Erkenntnißvermögen, deren Zusammenstimmung den Grund dieser Lust enthält; s. Krit. der Urtheilskr. S. LVII.), weiter durchaus nichts; alles, was die Kunst darstellt, ist blos der sinnliche Ausdruck, das Symbol jenes Absoluten, das Mittel, wodurch es zur Erscheinung kömmt. Alles Sinnliche ist daher blos die begleitende Form, das Symbol des Uebersinnlichen, Transcendentalen, auf dem das Wesen der Kunst beruht. Da das Kunstwerk ein unendliches und Darstellung des Innersten, nie Objektiven in uns, ist, so kann sie auf nichts äußeres gehen; sie kann keinen äußern Zweck haben: weder belehren, noch sinnlich vergnügen, wozu sie manche Kunstrichter haben herabsetzen wollen; noch kann sie sonst etwas bewirken wollen, was in die Sphäre des Sinnlichen fällt. Ueber jedes Sinnliche, Endliche erhaben, schweift sie in der höhern Region umher, da, wo die Gottheit thront, und göttliches Geschlechts erscheint sie unter den Menschen als ein überirdisches, unbegreifliches Wesen, als ein Wesen, das allein dem Menschen dasjenige offenbart, wodurch er mit der Gottheit verwandt ist; und daraus entspringt die unendliche Wonne, der unauf-

auflösliche Zauber, der den Menschen ergreift, wenn er sich ihr naht. Wie unwürdig, wie unverantwortlich sind daher diejenigen mit der schönen Kunst umgegangen, die von ihr Besserung, Belehrung und sinnliche Ergötzung forderten! Die Armen! denen das Göttliche der höchsten der Künste nicht strahlte; die so unglücklich waren, und sich über ihre Beschränktheit, in der sie irdische Zwecke fesselten, nicht emporschwingen konnten! Und wie war dieß möglich bey einer Philosophie, die das Uebersinnliche, absolut Freye in uns tödtete, und den menschlichen Geist in todte Fesseln schmiedete! Es ist ein Zeichen von Wildheit, wenn man sinnliches Vergnügen von der schönen Kunst erwartet; aber ein Zeichen von Barbarey, wenn man Belehrung von ihr fordert. Daher ist die Behauptung von Pörschke (Beyträge zur Theorie der Dichtkunst, 1796. S. 21 und 22.): „das Gedicht soll ein nothwendiger Grund moralisch guter Erscheinungen werden (S. 28. 55.)“ falsch.

Anmerk. Allerdings erweckt die schöne Kunst Vergnügen; aber ein übersinnliches, das mit nichts irdischem verglichen werden kann; ihr Vergnügen haftet an keinem irdischen Gegenstande, sondern beruht auf dem freyen Spiele der Thätigkeiten selbst; der Gegenstand, den der Dichter darstellt und zum Sinnbilde seiner unendlichen Gefühle und Ideen macht, ist gleichsam nur da, um das Ueberirdische in uns hervorzurufen — denn das Uebersinnliche muß selbst ein sinnliches, endliches Substrat haben,

wenn es für uns sichtbar werden soll — ihr Vergnügen ist absolut, unmittelbar, durch nichts bedingt, außer durch die Kunst selbst. Das Wesentliche der Kunst besteht nämlich in der Form, nicht in der Materie, der Empfindung (s. Kant Krit. der Urtheilkr. S. 214.); aber die Form ist durch die Materie bedingt: denn ohne Materie kann sie nicht erscheinen; so wie hinwiederum die Materie durch die Form bedingt ist: denn ohne Form würde sie keine Bedeutung haben. Das Vergnügen, das die schöne Kunst gewährt, muß ganz rein gedacht, darf mit nichts irdischem, selbst nicht mit dem Sittlichen verknüpft werden. Schiller (Thalia, 1792. I. St. S. 95 ff.) scheint es mir daher nicht ganz rein und übersinnlich gedacht zu haben. —

Der Grundsatz: alles, was gefällt, ist schön, ist daher schwankend, und für die schöne Kunst verderblich; das Gefallen muß näher so bestimmt werden: alles, was ein absolutes und freyes Vergnügen in uns erweckt, oder alles, was der ausgebildeten Menschheit gefällt, wie es Fichte ausdrückt, (s. Sittenlehre, S. 481.) was bey der absoluten Menschheit, wenn man die Individualität in ihr auslöscht, Vergnügen erweckt, ist schön. —

Die schöne Kunst hat durchaus keinen moralischen Zweck, nicht die Absicht sittlich zu bessern, oder zu belehren, und es ist eine Verletzung ihres heiligen Berufs, wenn sie die Dichter dazu herabsetzen; jedoch wird es wahren Dichtern, die immer

mer von einem gewissen untrüglichen Instinkte zum rein Schönen und Geschmackvollen geleitet werden, nie einfallen, etwa ein Lehrgedicht zu schreiben. Belehrt aber ein eigentliches Kunstwerk, so ist dieß zufällig, nicht vom Dichter beabsichtigt. Man kann zwar von der Kunst sagen, daß sie uns zur Sittlichkeit führe, indem sie uns von den Banden der Sinnlichkeit befreyt (s. Fichte's Sittenlehre S. 480.); das Gemüth sein freyes, selbstständiges und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fühlen läßt, wie Kant wahr und vortrefflich sagt (s. Krit. der Urtheilskr. S. 215.), und uns dem Absoluten, Göttlichen in uns nähert. Ersteres ist aber zufällig, nicht Zweck des Dichters; der Dichter darf sich durch keine sittliche Betrachtung, keinen sittlichen Zweck binden lassen: denn die schöne Kunst ist ein freyes Spiel der Thätigkeiten. Dieß soll nun nicht so viel heißen, als könne der Dichter ohne alle Einschränkung auch unsittlich seyn: die Einschränkung macht das Genie selbst, ohne daß der Künstler irgend eine Absicht dabey hat; es giebt sich die Regeln selbst, nach denen es producirt, und setzt sich selbst die Gränze, wie weit es die Linie des sittlich Guten übertreten könne: denn immer producirt es als eine organische Thätigkeit. Daß der Dichter auch oft das Sittliche verletzen könne, um des höhern Zweckes, der Kunst selbst willen, zeigt das Beyspiel des Aristophanes. Der Dichter ist über alle irdischen Zwecke erhaben; er kann sie daher auch oft, wenn es die Kunst erfordert, übertreten, und selbst das,

was ihm sonst heilig und ehrwürdig ist, verletzen um der Kunst selbst willen: um so mehr, da die Kunstdarstellung blos Schein ist. Aus diesem Gesichtspunkte muß man die Komödien des Aristophanes, den man immer so sehr verkennt, betrachten; und es bedarf keiner weitläuftigen und gelehrten Abhandlungen und Untersuchungen, um ihn zu retten, wenn er den Sokrates lächerlich macht: die Kunst, die ihn beseelte, rettet ihn selbst. Die ausgelassenste Freude und üppig sich ergießender Scherz sind die Grundlage seiner Komödien; dieß stimmt mit den Bacchusfesten (s. Lucian Piscat. Kap. 25.) überein: und überhaupt ist es der Charakter der ausgelassenen Freude und des muthwilligen Scherzes, das Heiligste selbst nicht zu schonen; man erinnere sich nur an die Römischen Soldaten, die im höchsten Ausbruche der Freude auf ihre Feldherrn Schmähgedichte sangen. — Der Komiker kann selbst vieles erdichten, um den Zweck, den sich die Kunst setzt, zu erreichen; er braucht eben kein Pasquillant zu seyn oder eine boshafte Absicht zu haben, wie Pörschke will (s. Theor. der Dichtkunst, S. 46.). Denn daß der Zweck der Kunst, die Hervorbringung des freyen Vergnügens, durchaus auf moralischen Bedingungen beruhe, und daß die Kunst, um das Vergnügen als ihren wahren Zweck vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse, wie Schiller in der Thalie behauptet (1792. I. St. S. 95.): davon kann ich mich nicht im Ganzen überzeugen. Die Kunstwerke dürfen ihr

Wohl-

Wohlgefallen nicht auf das Sittliche gründen wollen; das Wohlgefallen muß ganz frey, ohne Beziehung auf etwas Sittliches, erfolgen; sucht der Dichter mit Hülfe des Sittlichen zu gefallen, so muß es ihm auf jede Art mißlingen, weil das Sittliche das Gefühl des Zwangs, der Nothwendigkeit herbeyführt, das Schöne aber auf dem freyen Spiele des Geistes beruht. Und eben das Beyspiel des Aristophanes zeigt uns, daß die wahre Kunst sehr gut bestehen könne, ohne sich eben moralischer Mittel zu bedienen — Und nach meiner Ueberzeugung besitzt der nur wahren Kunstsinn, kennt nur derjenige das Hohe, Uebersinnliche der Kunst, der die sinnliche Darstellung nur als Mittel betrachtet; der, wenn der Dichter, um den Forderungen seiner Kunst Genüge zu leisten, selbst das Sittliche übertritt, sich nicht daran stößt, und das Transcendentale, Uebersinnliche, das der Dichter dadurch sichtbar machen wollte, auffaßt. Die Dichtkunst ist, der äußern Darstellung nach, blos Schein; das Reelle in ihr ist das Innere, Transcendentale, oder, wie wir es noch bestimmter genennt haben, das Absolute; wenn der Dichter daher die Moral übertritt, so geschieht es blos scheinbar, um das Höchste in uns, das Absolute, erscheinen zu lassen. Wie weit aber der Dichter hierin gehen müsse und dürfe, können keine Regeln bestimmen; denn was soll die Regeln für das Absolute, Höchste in uns geben? Für die harmonisch zusammenwirkende Intelligenz? Das Genie muß sich selbst die Regeln geben. Denn ist es

nicht

nicht ein Widerspruch, wenn Kant sagt: der Geschmack sey die Disciplin oder Zucht des Genies, beschneide ihm die Flügel und mache es gesittet und geschliffen? (s. Kritik der Urtheilskr. S. 203.). Der Geschmack, eine einzelne Thätigkeit oder ein besonderes Vermögen des Geistes, soll dem harmonisch wirkenden gesammten Geiste, aus dessen Widerstreite mit sich selbst das Schöne hervorgeht, die Regeln geben? eine unendliche Thätigkeit soll einer endlichen untergeordnet seyn? Nein! Alles wirkt beym Dichter harmonisch, auf eine uns unbegreifliche Art; das Genie bringt Gesetzmäßigkeit in sein Produkt, ohne daß es sich dessen bewußt ist. —

Da das Schöne von dem Gefühle einer unendlichen Befriedigung begleitet ist, so muß es den Charakter einer himmlischen Ruhe, einer stillen Größe an sich tragen; dieß muß sich auch im Kunstwerke ausdrücken und macht den eigentlich großen Styl der Kunst aus: wo sich alles in einer leichten und sanften Masse fortbewegt und gleichsam von ruhigen, stillen Wellen fortgeführt wird. Dieß ist der Charakter aller großen Künstler des Alterthums, dieß ist der Zauber der Göthischen Schriften; und eine so himmlische Ruhe und Selbstgenügsamkeit umfließt das Wesen der griechischen Götter. Jene innere Ruhe, jene fröhliche Stimmung des Gemüths, die ein Eigenthum wahrer Künstler zu seyn pflegt, findet sich auch bey Liebenden, wenn sich ihnen die Liebe nicht als eine rohe Leidenschaft naht, sondern als ein sanftes Feuer,

das

das ihre Seelen in eine harmonische Gluth versetzt — wo nicht die Sinnlichkeit blos entflammt, sondern die Denkkraft, die Vernunft in ein wohlgefälliges Spiel mit ihr versetzt ist. — So rein, unschuldig, mit einer solchen sanften Fröhlichkeit und innern Zufriedenheit, daß keine äußern Gegenstände in die Harmonie ihres Geistes einen Mißklang bringen, wandelt das Mädchen, welches das Bild des Geliebten in ihrer schönen Seele trägt; und so muß jede Liebe seyn, wenn sie ihre edle Abkunft, den göttlichen Ursprung, den ihr die Alten mit Recht geben, nicht verleugnen soll. Ruhige Sittsamkeit und Stille des Gemüths ist der Charakter der wahren Liebe; s. Jenisch über Wilh. Meisters Lehrj. S. 155. Οἰδ' ὑπο τᾳ σωφρονος ἐρωτος ἐνθεοι, sagt Xenophon im Sympos. l. §. 10. τα δε ὀμματα φιλοφρονεστερως ἐχουσι, και την φωνην πρᾳοτεραν ποιουνται, και τα σχηματα εἰς το ἐλευθεριωτατον ἀγουσι. Die Liebe versetzt uns, wie die Dichtkunst, in eine idealische Welt, und hat vieles mit der Poesie gemein; nur unterscheidet sie sich von der wahren Poesie dadurch, daß sie mit Interesse an einem äußern Gegenstande verbunden ist, so daß, wenn man ihr den geliebten Gegenstand entreißen wollte, an dem sie hafftet, man ihr Wesen selbst vernichten würde. Die Liebe ist daher der Mittelweg, um sich zur rein idealischen Welt der Dichtkunst zu schwingen, so wie man von der Dichtkunst selbst, die ihrem innern Wesen nach transcendental ist, auf den philosophischen Standpunkt, wo das Denken und das

Han-

Handeln unsers Geistes selbst zur Anschauung kömmt, gelangen kann. —

Das Wesen der Dichtkunst, wie der Philosophie, besteht in der Form, nicht in der Materie; denn der Philosoph philosophirt nicht, um eine Sinnenwelt zu bekommen, sondern diese entsteht ihm zufällig, ohne daß er es beabsichtigt, und gleichsam unter der Hand; und dieß ist eben der Charakter der wahren Philosophie, wenn sie sich das Denken, das Philosophiren selbst zum Zweck macht, und nicht nach einem äußern Ziele strebt, diese oder jene Wahrheit abzuleiten ꝛc. Und so ist es auch mit der schönen Kunst, die ihrem innern Wesen nach mit der Philosophie verwandt ist: denn beyde haben dieselbe Thätigkeit, die auf der Duplicität des Anschauens oder Producirens und des Reflectirens beruht, mit einander gemein; nur geht diese Thätigkeit in der Dichtkunst nach außen, indem sie das Absolute in uns durch Produkte reflektiren läßt, in der Philosophie aber nach innen, indem sie das Absolute, nie Objektive in uns, sich in der innern oder intellectuellen Anschauung spiegeln läßt. Wenn daher die schöne Kunst rein seyn soll, wenn der Künstler ein reines Kunstwerk produciren will, so müssen ihm, indem er den Widerstreit seiner unendlichen Gefühle, seiner unendlichen Thätigkeiten in Harmonie aufzulösen strebt, die Gegenstände, als Symbole der unendlichen Regungen seines Geistes, gleichsam zufällig, unter den Händen, ohne daß er sie absichtlich sucht, entstehen; die dritte vermittelnde Thätigkeit, welche in die beyden

ins

ins Unendliche hin sich entgegengesetzten Thätigkeiten eingreift, hebt ihren Streit auf, indem sie beyde ins Gleichgewicht setzt; und in einem und demselben untheilbaren Momente entsteht auch das Produkt, das gemeinschaftliche Substrat beyder Thätigkeiten, oder vielmehr das Produkt ist weiter nichts, als jene beyden Thätigkeiten im Zustande des Gleichgewichts, der absoluten Ruhe gedacht; das Produkt entsteht daher ohne unser Zuthun, ohne unser Bewußtseyn: denn es ist erst Bedingung des Bewußtseyns. Der Dichter stellt daher immer äußere Objekte dar, indem er sein Inneres darzustellen strebt, den innern Widerspruch der Thätigkeiten aufzulösen bemüht ist; und dieß wird so lange dauern, bis die Thätigkeiten in Harmonie und in ein absolutes Gleichgewicht gesetzt sind. Hängt daher der Dichter mit Liebe an seinem Gegenstande, zeigt er eine unablässige Sehnsucht nach ihm, so daß er selbst die größten Aufopferungen machen würde, um ihn nur zu erlangen: so ist seine Produktion nicht ganz rein. Der Dichter muß gleichsam über seinem Gegenstande schweben, muß immer seine Unabhängigkeit von ihm behaupten; er darf sich ihm nicht hingeben: denn das Schöne besteht eben in einem freyen Spiele der Thätigkeiten des Geistes; wenn er sich aber dem Gegenstande hingiebt, so tritt er aus dem freyen Spiele heraus, und begiebt sich in die Fesseln eines äußern Gegenstandes, an dessen Daseyn sein eigenes Daseyn geknüpft ist, und mit dessen Nichtdaseyn sein eigenes Daseyn vernichtet werden würde.

Die

Die eigentliche schöne Kunst darf daher nichts sentimentales an sich haben, kein Streben nach dem Realen zeigen, nicht täuschen, d. h. einen Gegenstand nicht so darstellen, daß man ihn für wirklich existirend hält: denn die schöne Kunst ist blos Schein. Der moderne Geschmack liebt freylich mehr die Darstellungen, wo man mit der Existenz des Gegenstandes ein Interesse verbindet; darüber geht aber das Eigentliche, Transcendentale der Kunst verlohren. Daraus ist manches zu erklären, was neuere Kunstrichter auf der griechischen Bühne getadelt haben, weil es die Täuschung störe; aber mit Unrecht! Sie trugen ihren modernen Geschmack auf die griechische Bühne über. Eben dieß scheint mir auch mit Shakespeare's Stücken der Fall zu seyn, wo mehrere Freyheiten und Unregelmäßigkeiten gegen die Täuschung vorkommen; seine Stücke sind nun zwar äußerst täuschend, und als Charakterstücke, ganz aus der Tiefe der menschlichen Natur gehoben; sie haben aber eine höhere Tendenz, einen ächt romantischen Schwung. —

Der Dichter darf ferner keine Lieblingsmeinung und Ideen haben: denn er soll das rein Menschliche oder das Nothwendige im Menschen darstellen, das Absolute, Unbedingte in ihm; er er tritt aber dann aus der Sphäre der Poesie heraus, wenn er das Bedingte, das Individuelle anstatt des Nothwendigen und Transcendentalen zum Hauptzwecke seiner Darstellung macht. Der Dichter muß gleichsam, wie ein höherer Geist, über dem Irdischen und Bedingten schweben; er darf

nichts

nichts Individuelles, Empirisches und Zufälliges in seine höhere Region aufnehmen, weil die Dichtkunst blos das Absolute, Nothwendige darstellen soll. Alles, was die Menschen je gedacht, gethan, gewollt haben, alles, was in der ganzen Menschheit, nicht in einzelnen Völkern oder Individuen liegt, muß ihm gleichbedeutend seyn, wenn er es nur zum Symbole seiner ästhetischen Ideen machen kann. Der Dichter muß gleichsam die ganze gebildete Menschheit repräsentiren; je mehr er aus ihr heraustritt, und sein individuelles oder nationelles Ich zeigt, desto weniger wird er auf den Namen eines vollendeten Dichters Anspruch machen können. Aus dem Werke eines wahren Dichters muß der Charakter der ganzen gebildeten Menschheit zurückstrahlen, nicht der individuelle des Dichters. Der Dichter darf keiner Sitte, keiner Religion ꝛc. den Vorzug geben, außer in so fern dieß zum Zwecke seiner poetischen Darstellung erforderlich ist. —

Das Individuelle, Empirische muß ganz aus der Sphäre der wahren Poesie verbannt seyn: denn es entsteht erst diesseits des Bewußtseyns, und zeigt uns den Menschen auf der niedrigsten Stufe der Beschränktheit; das freye Spiel der unendlichen Thätigkeiten aber oder der Widerspruch und ihre Entzweyung fällt jenseits des empirischen Bewußtseyns: denn der Widerspruch ist unendlich, und nur das Endliche kann ins Bewußtseyn kommen; und dann ist er erst Bedingung desselben, insofern ein Produkt aus ihm hervorgeht, dessen

wir uns bewußt werden. Folglich kann der Dichter nur das Absolute im Menschen, das, was jenseits des empirischen Bewußtseyns liegt, wo er noch nicht als ein Individuum beschränkt, sondern noch reiner Mensch ist, darstellen. Den Stoff, sagt Schiller vortrefflich (in s. Brief. über ästhetische Erzieh. Horen, 1795. I. St. S. 44.) wird der Künstler von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen."

In den Werken eines vollkommenen Dichters darf nicht sein individueller Charakter zurückstrahlen, sondern der Charakter der reinen Menschheit selbst; und der Dichter ist nicht vollendet, ist kein wahrer Dichter, wenn er seine Individualität in seinen Gedichten abspiegeln läßt, wie z. B. Euripides, den man überhaupt mit Unrecht unter die guten griechischen Dichter rechnet, da er nicht im mindesten das Hohe, das in der griechischen Kunst liegt, ahndete; so lax, so oberflächlich erscheint sein Geist in seinen Gedichten; er ist nicht Schöpfer seines Stoffes, wie es jeder guter Dichter seyn muß; sondern er fand ihn vor, und setzte ihn nur mechanisch zusammen, nicht aus künstlerischem Triebe, sondern, um zu zeigen, daß er in der Schule der Philosophen und Rhetoren gewesen wäre!

wäre! Die schönen und rührenden Stellen, die in seinen Tragödien vorkommen, sind wie Purpurlappen, an einem zerrissenen Kleide; und wie wenig Kunstsinn mögen diejenigen besitzen, die ihn nach diesen einzelnen Stellen beurtheilen, und nicht das Ganze im Geiste auffassen, wie es doch bey einem Gedichte seyn muß, da es das Produkt eines organisch wirkenden Geistes ist! und leider hört man noch immer solche Beurtheilungen! — Im Sophokles hingegen spiegelt sich die reine, gebildete Menschheit selbst; aus seinen Tragödien läßt sich nichts über seinen individuellen Charakter folgern; es läßt sich nicht einmal daraus schließen, daß er ein Grieche war (wenn man nicht die Griechen mit der reinen gebildeten Menschheit identificiren will); denn die griechische Mythologie, Sprache und die Volksmeinungen dienen ihm nur zum Medium der Erkenntniß des Absoluten, welches er aus der Tiefe der reinen Menschheit selbst geschöpft hat; so wie man auch nicht aus der Iphigenia auf Tauris bestimmen kann, ob Göthe ein Grieche, oder ein Deutscher ist, weil der Charakter der ganzen gebildeten Menschheit darin abgedruckt ist. —

Für das vollkommenste Kunstwerk halte ich das, wo das Uebersinnliche unter allen möglichen Symbolen erscheint, deren die Dichtkunst fähig ist. Der Charakter eines solchen Kunstwerks ist dieser: daß der Kritiker nie davon aufhören kann, zu sprechen, und, spräche er ein ganzes Menschenalter hindurch, er doch die Sache nicht zur Hälfte erschöpfen würde, d. h. die Schönheiten lassen sich

nicht entwickeln, weil sie unendlich sind; sie können blos gefühlt werden. — Ueberhaupt läßt sich die Schönheit nicht entwickeln, weil Entwickelung Begriffe voraussetzt, das Gefühl des Schönen aber, wie jedes Gefühl, nicht auf Begriffe gebracht werden kann, nicht logisch, sondern subjektiv ist. S. Kant's Einleit. zur Krit. der Urtheilskr. S. XLII. — Ein solches Kunstwerk ist der Roman, dessen Charakter in Universalität besteht. Der Roman kann eben so wenig, wie jedes andere Kunstwerk, eine äußere Richtung, einen Zweck haben, weil er das Produkt eines organischen Vermögens ist, und als solches alle Richtungen in sich selbst concentrirt, auf sich selbst ruht; er kann weder belehren, noch sinnlich vergnügen wollen; und wenn er sich den einen oder den andern Zweck vorsetzt, so tritt er aus dem Gebiethe der schönen Kunst heraus. Leider haben wir nur wenige Romane, die eigentliche Kunstwerke zu nennen wären; unter der Menge deutscher Romane kenne ich nur einen, der die Bedingungen eines Kunstwerks erfüllt: Wilhelm Meisters Lehrjahre von Göthe; Werthers Leiden sind, ob sie gleich unerforschliche Schönheiten haben, nach meinem Gefühle nicht rein poetisch; sie flößen uns zu großes Interesse für den Stoff, für den Helden, ein, da doch das eigentliche Interesse in einem wahren Kunstwerke an der Form haften muß: wir werden unwillkührlich zu ihm hingerissen, und dadurch wird das freye Spiel der Thätigkeiten, auf dem das Schöne beruht, gestört. Im Romane

erscheint

erscheint jenes Absolute, das, wie eine unsichtbare Macht, in unsere Handlungen und Schicksale eingreift, und in das regelloseste Spiel unserer Freyheit, Gesetzmäßigkeit und Harmonie bringt, im hellsten Lichte; und je mehr der Künstler entgegengesetzte Massen an einander knüpft, je regelloser und zufälliger (so scheint es nemlich dem Beobachter) er die Menschen handeln läßt, desto mehr wird auch das Absolute, welches das Entgegengesetzte in Harmonie auflößt, erscheinen; daher der Roman am liebsten gemeine Menschen und das gewöhnliche Leben zur Anschauung bringt, weil es den meisten Zufälligkeiten und anscheinenden Regellosigkeiten ausgesetzt ist. Alles muß sich aber endlich in Harmonie auflösen; selbst das Unbedeutendste (so muß es uns erscheinen, wenn wir seine Folgen noch nicht einsehen) womit uns der Dichter im Anfange bekannt gemacht hat, muß zur endlichen Auflösung der Widersprüche mit wirken; und fassen wir das Ganze zusammen; so muß es uns vorkommen, als habe ein überirdisches Wesen den Plan und Gang der Schicksale der Menschen vorher bestimmt; aber jene unsichtbare Macht, die den Menschen gleichsam blindlings leitet: die harmonische Zusammenwirkung der bewußtlosen und bewußten Thätigkeit jenseits des Bewußtseyns — war es, die in alle anscheinende Willkühr und Freyheit auf eine den Menschen selbst verborgene und nie zu enthüllende Weise Regel und Absicht legte, und alles, so disharmonisch es auch dem endlichen Menschen scheinen mag, gleichsam vorher abgewogen und be-

rechnet hatte. Je mehr nun der Dichter in die Schicksale und Handlungen der Menschen Disharmonie und Widerspruch legt, desto gewisser muß sich endlich alles in Harmonie auflösen. Der Dichter hat gleichsam eine Ahndung von jener verborgenen Kraft in uns, und repräsentirt sie, vom Genie geleitet. Da ferner der Dichter im Romane Begebenheiten und Handlungen der Menschen darstellt, so muß die Form des Romans episch seyn; es ist daher Verletzung der Form, wenn der Romanenschreiber seine eigenen Reflexionen einstreut; der Dichter darf gar nicht erscheinen; er schwebt, wie jene unsichtbare Kraft in uns, die immer blos anschaut, ohne uns je objektiv zu werden, über den Handlungen der Menschen, und schaut im Voraus auf ihren Gang und ihre Auflösung. —

Ueberall stellt der Dichter nur sich selbst dar, seine eigene Gemüthsstimmung; und die Außenwelt dient ihm nur zum Medium der Erkenntniß; er bedient sich der Welt und der Natur, um seine unendlichen Gefühle, die großen, erhabenen, schönen Regungen seines Geistes, das Unendliche, das seine Seele über die Beschränktheit, die ihn im gewöhnlichen Leben fesselt, erhebt, in ihnen selbst zu fixiren und zur sinnlichen Anschauung zu bringen. Der vollkommenste Dichter wird daher derjenige seyn, der jenes Medium mit seinen Gefühlen in die vollkommenste Harmonie zu setzen weiß, der sich desselben so bedient, wie es am geschicktesten ist, sein Inneres darzustellen; und dieß erfolgt bey ihm von selbst. Die Welt des Dichters ist

der

der sinnliche Wiederschein seines Geistes, die sinnliche Darstellung seiner Gefühle; und so wie sein Geist organisch und harmonisch wirkt, so muß auch seine Produktion in einer harmonischen Organisation, um mich so auszudrücken, erscheinen. Die Welt, als sinnlicher Ausdruck des Innern, entsteht dem Dichter unwillkührlich, zugleich mit dem Gefühle, ohne sein Zuthun; denn ohne Gefühl würde sie nichts seyn, so wie das Gefühl ohne sie kein Gefühl für den Dichter seyn würde: da sie der Ausdruck der Gefühle ist, und die Gefühle ohne den sinnlichen Ausdruck — denn alles, was ich erkennen soll, muß durch das Medium der Anschauung hindurchgehen — leer seyn würden. Die Welt bietet sich daher dem Dichter als Medium der Erkenntniß, als sinnlicher Ausdruck des Innern von selbst dar; und es ist dann Sache des Genies, den Stoff zum vollkommensten und lebendigsten Sinnbilde der innern, intellectuellen Welt zu machen. Alles, was daher zum Aeußern, oder zur sogenannten mechanischen Kunst gehört, ist nur das Begleitende, das Mittel der Darstellung; und dieß muß der Dichter vollkommen in seiner Gewalt haben; Sprache, Versmaas ꝛc. müssen sich ihm unwillkührlich darbieten, ohne daß er sie erst aufsucht: so wie dem Schauspieler die Gesten unwillkührlich zu Gebothe stehen, und der äußere Organismus, unser Körper, der vollkommene Abdruck des Innern ist, und das, was in unserm Geiste vorgeht, sich in ihm unwillkührlich sichtbar darstellt. Die Sprache, das Versmaas ꝛc. sind die Artiku-

lation des Gedichts, das wie ein organischer Körper zu betrachten ist: denn alles muß in einem Gedichte harmonisch und organisch zusammenwirken (wie dieß schon Platon im Phädros von der Rede behauptet, s. T. III. ed. Stephan. p. 264. C.); nichts darf überflüssig seyn oder mangelhaft; keines darf ohne das andere bestehen können, und jeder einzelne Theil muß das Ganze bedingen, so wie das Ganze die einzelnen Theile bedingt. Das Ganze muß im Keime vor der Seele des Dichters liegen, und das Gedicht muß aus ihm hervorgehen, wie die Blüthe am Stengel in die Höhe schießt, von der Kraft des Ganzen emporgetrieben; der Dichter zieht es gleichsam aus seiner Seele heraus (daher die Vergleichung bey den Alten mit dem Spinnen, deducere carmen s. Ovid. Trist. I. 1, 39. V, 1, 79. Lambin zu Horat. Epistol. II. 1, 225.) — In einem Gedichte muß alles aus der Sache selbst unmittelbar entsprungen zu seyn scheinen; alles muß so innig zusammenhängen, so mit einander harmoniren (Vers, Sprache, Gegenstand u. s. w.) daß man nirgends anstößt, daß man gleichsam in einem unendlichen Wonnemeere schöner Gefühle schwimmt, die Beschränktheit und Endlichkeit vergessend; wie ein Blüthen umgaukelnder Zephyr sich seines Spieles freut, und an weiter nichts denkt, weiter nichts im Sinne hat, als sein Spiel selbst; werden wir durch irgend etwas aus diesen unendlichen Gefühlen gerissen, zu reflectiren genöthigt, stört uns etwas in jenem schönen Gleichgewichte, in

jener

jener himmlischen und sich selbst genügenden Ruhe, so hat der Dichter gefehlt; überhaupt, wenn uns etwas in einem Gedichte ein Gefühl abzwingt, so ist es fehlerhaft; das Gedicht ist nicht gesund, könnte man sagen, so wie wir nur dann gesund sind, wenn wir unsern Körper nicht fühlen, wenn er uns kein Gefühl, keine Reflexion abnöthiget. Erkennen wir den Künstler, so werden wir aus der idealischen Welt gerissen; und dieß ist ein Zeichen, daß der Künstler seine Kunst nicht recht verstanden hat: denn alles muß natürlich scheinen, die Kunst muß beym Künstler in Natur übergehen, das Kunstwerk muß ein freywilliges Werk der Natur zu seyn scheinen; daraus entspringt die Grazie der künstlerischen Darstellung, dieß ist es, wovon Horaz sagt, artis artem celare. Fr. Ast.

*) Vorstehender Aufsatz ward uns vom Herrn Prof. Eichstädt zu Jena mit dem Ersuchen übersandt, ihn aufzunehmen, damit der junge Verfasser das Urtheil der Kenner darüber vernehme. Wahrscheinlich wird es vortheilhaft für ihn ausfallen: man wird ihn ermuntern, seine philosophischen Studia fortzusetzen, und es übersehen, daß er sich einzubilden scheint, alle Philosophen, von Aristoteles bis auf die neueste Zeit, sollten mit ihm in dem Hörsaale des Prof. Fichte lernen, was Kunst und Wissen ist. Dieser Wahn, so wie das Auskramen des eben erst Gelesenen und Gelernten, verliert sich bey einem guten Kopfe von selbst und gar bald. — Uebrigens ersuchen wir den Verfasser Ramdohrs Charis und unsere Recension davon zu lesen. D.

X.

Ueber die beträchtlichen Vortheile, welche alle Nazionen des jetzigen Zeitalters aus der Kenntniſs und hiſtoriſchen Unterſuchung des Zuſtandes der Wiſſenſchaften bey den Alten ziehen können. Zwey Preisſchriften von *Dietr. Tiedemann*, Hofr. und ord. Lehrer der Philoſophie zu Marburg und *D. Jeniſch* in Berlin. Herausgegeben von der K. Preuſs. Akademie der Wiſſenſchaften. Berlin, 1798, bey Fr. Maurer. 322 S. gr. 8.

Die von der Berliner Akademie für d. J. 1797 wiederholte Preisfrage lautete ſo: In welchen Wiſſenſchaften und in welchen Theilen derſelben können, ungeachtet der Erweiterung und Berichtigung aller Wiſſenſchaften in den neuern Zeiten, dennoch die neuern Nationen von der Kenntniß und hiſtoriſchen Unterſuchung des Zuſtandes der Wiſſenſchaften bey den alten Nationen Vortheile ziehn? Und worin beſtehen dieſe Vortheile? Hr. Tiedemann ſucht, da in der Formel der Frage einiges unbe-

unbestimmt gelassen schien, im ersten Theile seiner Abhandlung (S. 4 — 40.) die Aufgabe Wort für Wort näher zu bestimmen und zu erläutern, wobey er methodisch zu Werke geht. Dieser erste Theil enthält zugleich seine allgemeine Auflösung des Problems. Ihm zufolge kann der ausführliche Sinn desselben kein anderer seyn, als dieser: Können die neuern Nationen, ungeachtet der Erweiterung und Berichtigung aller Wissenschaften, demnach vorzüglich in der Mathematik, der Philosophie und der Naturgeschichte (denn auf die übrigen Wissenschaften will sich der Verfasser gar nicht, oder nur beyläufig einlassen) noch jetzt von der bloßen Kenntniß einzelner Lehren so wohl, als von deren systematischen Uebersicht, wie auch aus dem Studium der Schriftsteller selbst bey Griechen, Römern und Arabern, durch richtigere Bestimmung und mehrere Aufhellung der Begriffe und Sätze; durch Entwickelung neuer Begriffe und Sätze; endlich durch Aufstellung neuer Theorien und Systeme, Vortheile ziehen? Und welche sind diese Vortheile?

Der erste Haupttheil der Frage wird im Allgemeinen bejahet. Die genannten Vortheile müssen Statt finden, so lange die Wissenschaften nicht die höchste Vollendung erreicht haben. Folglich müssen sie, setzt Rec. hinzu, wohl immer Statt finden, da die Perfectibilität des menschlichen Geistes zwar Schranken, aber keine Grenzen kennt, und dieser Grenzenlosigkeit im Subjekte wohl ewige Unermeßlichkeit im Objekte, zweckmäßig zur unend-

lichen

lichen Uebung der erkennenden Kräfte, entsprechen muß. — Bey der Ausführung seiner Bejahung sagt der Verfasser etwas vom Nutzen des Studiums der Werke der Originalgenies (hier beyläufig S. 20. eine gute allgemeine Bemerkung zur Leitung der Lectüre); ferner von dem unleugbaren Vortheil der zur Erfindung nöthigen Nebeneinanderstellung der Vorstellungen, aus welcher die Bemerkung ihrer Verhältnisse hervorgeht. Diese Nebeneinanderstellung wird, wo sinnliche Veranlassung fehlt, durch Ideenassociation bewirkt. (S. 24. f. eine gründliche Erörterung der gewöhnlichen Behauptung, daß die größten Entdeckungen vom Ohngefähr abhangen.) Je mehr jene Nebeneinanderstellung befördert wird, desto mehr Anlaß zu Entdeckungen und Erweiterungen der Wissenschaften. Folglich ist sogar schon die bloße factische Erkenntniß der Lehren alter Zeiten ein Mittel zur Verbesserung jener. — Richtig ist die Bemerkung, daß in allen solchen Wissenschaften, worin die ersten Gründe und die vornehmsten Begriffe noch nicht weder allgemeingültig noch allgemeingeltend bestimmt sind, die Alten reichern Stoff zu Verbesserungen geben; in denjenigen hingegen, in welchen das Hauptfundament des Gebäudes allgemein als richtig anerkannt wird, das Studium der Alten geringern Vortheil gewährt, weil hier nur von Erweiterung, nicht mehr von Berichtigung die Rede ist. Aufmerksam machen wir auch auf das, was der Verfasser S. 27, 28. von den Vortheilen einer noch nicht vorhandenen Aufzählung aller

aller einfachen menschlichen Begriffe sagt. — S. 30 wird nur Druckfehler für neue seyn. Aehnliche Druckfehler finden sich mehrere.

Der zweyte Hauptheil der Frage wird im andern Theile der Abhandlung (S. 30 — 104.) beantwortet. Die allgemeinen Sätze des ersten werden in diesem auf einzelne Wissenschaften und deren Theile angewandt. Zuerst auf die Philosophie, und zwar zuvörderst auf die Seelenlehre, in dem Sinn, in welchem sie vor der neuesten Periode genommen wird (S. 33 — 42.). Warum der Verfasser bey diesem Sinne stehn bleibt, davon giebt er den Grund an S. 34., der den Lesern seiner übrigen Schriften nicht unerwartet seyn kann. Darauf kommt Hr. Tiedemann auf die Ontologie oder allgemeine Philosophie (S. 44 — 49.) mit vorausgehenden Bemerkungen über die Metaphysik überhaupt (S. 42 — 44.); auf die Cosmologie (S. 49.); auf die natürliche Theologie S. 54. f. Er geht darauf zur praktischen Philosophie über, und handelt hier zuerst, (freylich unverhofft, doch nicht ohne sich einigermaßen, jedoch nicht zu unserer Befriedigung, zu rechtfertigen S. 61.) von der Vernunftlehre; dann von der philosophischen Rechtslehre S. 63., von der Sittenlehre S. 64. f. In allen diesen Abschnitten zeigt er eben sowohl an gewählten Beyspielen, wie viel Gewinn namhafte neuere Philosophen aus dem Studium der Alten gezogen haben, als er auf eine Menge einzelner Punkte auf-

aufmerksam macht, in welchen die letztern von den Neuern noch sorgfältiger zu benutzen sind. Niemand wird hier den eben so gelehrten als scharfsinnigen Darsteller des Geistes der speculativen Philosophie verkennen. Ein genaueres Detail aus oder über das hier Vorgetragene liegt außer den Gränzen dieser Blätter. — Die Poetik der Alten, meint der Verfasser S. 76., möchte von den Neuern wohl schon ziemlich erschöpft seyn; aus ihrer Rhetorik aber könnten wir die unsrige wohl noch in vielen Punkten erweitern und berichtigen. Durch Anwendung ihrer feinen Bemerkungen über Wortstellung in Ansehung des Numerus und des harmonischen Periodenbaues auf unsere Sprache und den Gang unsrer Construktion können wir die Theorie unsers Stils noch beträchtlich vervollkommnen. Eine interessante Beschäftigung kann die tiefere Aufsuchung der von ihnen meistens nicht genau angegebenen Gründe ihrer Bemerkungen, sowohl hierüber, als über Stellung und Auswahl der Gründe des Redners, gewähren. Hierher gehört auch die unsers Bedünkens richtige Bemerkung (S. 78.): die mancherley Figuren der Rede haben die Alten mit großer Sorgfalt gesammelt, aber eben nicht aufs genaueste und richtigste definirt. Aus den von ihnen meistens nicht karg dargereichten Beyspielen könnten, mit Zuziehung ihrer mangelhaften Erklärungen, bessere Definitionen entworfen werden. Ueber die Wirkungen dieser Figuren lassen die Alten manchmal sich ein Wort entfallen; aber eine genaue Untersuchung

aus

aus psychologischen Gründen haben sie nicht gegeben. Ferner ließen sich ihre Abtheilungen und Classificationen der verschiedenen Arten des Stils noch in ein weiteres und genaueres Detail verfolgen. — Einer weitern Erwägung wäre auch wohl werth, was Hr. Tiedemann offenbar mit Hinsicht auf den Tadel, den er selbst wegen der in den ersten Theilen seines Geistes der spekulativen Philos. gebrauchten Archaismen erfahren, S. 79. sagt: „Sallust liebte Archaismen, Livius neue Wendungen, um derentwillen einige neue Kritiker (nicht blos neuere: bekanntlich schon Asinius Pollio, sein Zeitgenosse, that es) ihm die Patavinitas vorwarfen. Auch die Kunstrichter über die Alten haben sich in diese Parteyen getheilt, da einige den Sallust wegen seiner Archaismen eben so sehr, als den Seneca wegen seiner Neuerungen tadeln. Hier entsteht die Frage: in wie fern sind neue Worte, und neue aus andern Sprachen herübergenommene Wendungen, oder Hervorrufung alter Worte und Constructionen erlaubt? Diese Frage ist bey weitem nicht entschieden u. s. w.“

Von S. 80. an berührt der Verfasser zwey Hauptpunkte der Politik bey den Alten, woran wir von ihnen lernen könnten: die Entwerfung eines Ideals von einem Staate, und die Bestimmung der Mittel, wodurch ein Staat gegen Verderbung seiner Verfassung gesichert werden kann. Am Schluß sagt er noch Einiges von den Vortheilen, so die Mathematik (S. 94.), und endlich unsre

Natur-

Naturgeschichte (S. 99. f.) noch jetzt aus den Alten ziehen könne.

Die Schreibart in der Tiedemannischen Abhandlung ist weder durch Schönheiten, noch durch Fehler ausgezeichnet. Einige Stellen zeugen von Mangel an Feile, oder (was wir aus Achtung für den Verfasser lieber glauben wollen) von einem nicht fehlerfreyen Abdruck. S. 43. heißt es: „Blos die Aufwerfung solcher Aufgaben, wenn sie auch nicht befriedigend gelöset werden, ist schon dem Selbstdenkenden, besonders im Anfange jeder Untersuchung, wo noch das Streben nach Verbesserung und Bereicherung am lebhaftesten ist, von der größten Wichtigkeit; weil es denn aber erst dem auf Selbstsehen ausgehenden Verstande gewöhnlich an dem fehlt, was er eigentlich zu suchen, und wohin er seinen Blick zu richten hat. Zu dem u. s. w.“ Im letztern Theil dieser Periode sind einige Worte zu viel oder zu wenig. — S. 51. „derjenige Begriff der Freyheit, welcher den Meisten Genüge thun, und durch die meisten Bedenklichkeiten abgeholfen werden kann.“ Statt dessen sollte es heißen: und durch welchen den meisten u. s. f. Eine fehlerhafte Anakoluthie (oder ist etwas ausgefallen?) findet sich in folgender Periode S. 56.: „Obgleich die übrigen Hauptpunkte des physikotheologischen Beweises, der besonders, worin die Güte und Weisheit in der Welteinrichtung von den Neuern viel weiter als von den Alten verfolgt und durch weit mehrere und bessere Belege befestigt sind, so daß die Alten

hier

hier keinen Stoff zu weitern Forschungen darbieten; so ist doch deswegen nicht unmöglich, u. s. w.“ — Undeutsch heißt es S. 93.: „und gleichwohl wird in allen Staaten um diese sich am wenigsten bekümmert.“ Es ließen sich noch ähnliche Unrichtigkeiten anführen. Wir halten es für Pflicht, auf dergleichen aufmerksam zu machen, je mehr wir wünschen, daß die Preisschriften deutscher Gelehrten, die sich an Gründlichkeit des Inhalts mit den Abhandlungen der ehemaligen französischen Akademien wohl messen können, ihnen an Eleganz des Vortrags, wenigstens an Correktheit des Stils, nicht immerfort nachstehen möchten. — Noch bemerke ich zwey Kleinigkeiten. Wenn der Verfasser S. 70 sagt: Samuel Clarke, Wollaston ꝛc. sind auch nie als sehr bewandert in der Litteratur der Alten bekannt gewesen: “ so dachte er wohl nicht an den als scharfsinnigen Kenner der griechischen Sprache bewährten Herausgeber des Homer. S. 68., wo von dem Kantischen Moralprincip die Rede ist, verwechselt er wünschen und vernünftig wollen. Hätte er beydes gehörig unterschieden, so würde sein Räsonnement ganz anders ausgefallen seyn.

Die zweyte Abhandlung (S. 105.) ist überschrieben: Ueber den bisherigen Einfluß der griechischen und römischen Schriftsteller auf Neu-Europäisch-Geistesbildung, und über die möglich-beste Art des Studiums derselben für den Geist des Zeitalters. Schon der Titel zeigt den größern Umfang, den Hr. Jenisch seiner

Beantwortung der Frage giebt, die er aus pädagogischen, kosmopolitischen und ästhetischen Gesichtspunkten betrachtet. Weise hat die Akademie den Preis unter beyde Gelehrte getheilt, und beyde Abhandlungen zusammendrucken lassen, da eine die andere ergänzt, indem Tiedemann, wie wir gesehen haben, sich auf einige ihm am nächsten liegende Wissenschaften, Philosophie, Mathematik und Naturgeschichte, einschränkt; Jenisch aber vorzüglich auf die Werke der Redekünste Rücksicht nimmt. Freylich wäre zu wünschen, daß man auch über die Bereicherungen, die mehrere in beyden Abhandlungen wenig oder gar nicht beachtete Wissenschaften, als Naturlehre, Pädagogik, Kriegskunst, Medizin, Anatomie, Jurisprudenz, Oekonomie, Technologie ꝛc. noch jetzt aus dem Studium der Alten ziehen können, belehrende Winke und Fingerzeige bekommen hätte. In diesen Hinsichten also lassen beyde Schriften dem gelehrten Fleiße noch reiche Nachlese übrig. Indeß wäre es Unbilligkeit, von zwey Männern Alles zu fordern. Uns bleibt also nur der Wunsch, daß mehrere Bearbeiter der genannten einzelnen Wissenschaften, die zugleich Kenner der Alten sind, zur vollständigen Beantwortung der Frage, jeder in seiner Sphäre, gelegentliche Beyträge liefern mögen.

Hr. Jenisch geht aus von der Betrachtung des wohlthätigen Einflusses, der zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften die wiedererweckte alte Litteratur auf Neu-Europäische Bildung in

Denk-

Denkart, Sprache und Geſchmack hatte. Freylich ward über dem ausſchließenden Studium der alten Sprachen die Ausbildung der Europäiſchen Volksſprachen vernachläſſigt, und ſchneller Wachsthum und allgemeine Verbreitung der Cultur gehindert. Aber das ausſchließende Anſehn der Alten, beſonders in allem, was Wiſſenſchaft betrifft, ſank auch wieder bey den Rieſenſchritten der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften. Seit Franz I. wird Frankreich Pflanzſchule des Witzes, Geiſtes und Geſchmacks. In Ludwigs XIV. Zeitalter erregt Perrault's bekanntes Gedicht den Streit über die Vorzüge der Alten und der Neuern. Dieſer Streit wird mit Recht angeſehn als Zeichen und Folge der Fortbildung des menſchlichen Geiſtes und ſeines rühmlichen Beſtrebens, ſich, bey dem immer größern und gerechtern Selbſtgefühl ſeiner Kräfte, von unwürdigen Feſſeln loszumachen. Da in den damaligen Streitſchriften Perrault's Parallele des Anciens et des Modernes &c. noch auf keine Weiſe gründlich widerlegt iſt: ſo drängte ſich dem Rec. der Wunſch auf, einmal ein neues größeres Werk über die Künſte und Wiſſenſchaften der Alten in Vergleich mit den Neuern geſchrieben zu ſehn, welches die Sache unparteyiſcher, gründlicher und vielſeitiger mit der erforderlichen Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit behandelte. Bey den damaligen Streitigkeiten ſchränkte man ſich meiſt nur auf das Auguſtiſche Zeitalter ein, das in der geſammten alten Litteratur doch nicht das allerglänzendſte iſt. Richtiger aber würde

man Periodenweise die Vergleichung anstellen, auch auf das Verlohrne gebührende Rücksicht nehmen, und genauer, als damals geschah, Künste und Wissenschaften, und von beyden wieder jede einzeln, unterscheiden. Zu einem solchen Werke ist endlich nicht wenig vorgearbeitet, und vorliegende Preisschriften allein schon geben dazu sehr ergiebige Ausbeute.

Die Erwähnung der Perraultischen Streitigkeiten führt den Verfasser S. 141. ungezwungen zu seinem Hauptthema. Er fragt zuvörderst: In welchem Zustande befinden sich die Künste und Wissenschaften in unsern Tagen, im Verhältniß gegen die Litteratur der Alten? Darauf wird geantwortet: 1. Unleugbar ist die Neu-Europäische Cultur nicht nur von der alten Litteratur ausgegangen, sondern die letztere ist auch noch immer als Grundlage der erstern anzusehn, wenigstens auf die mannichfaltigste, vielseitigste Art in diese verwebt. Aus der Mythologie, der Geschichte, den Sitten und dem Costume der Griechen und Römer entlehnen unsre Künstler fortdauernd die gewöhnlichsten Gegenstände ihrer Darstellung. In den eigentlichen Wissenschaften deutet schon die Terminologie auf den Ursprung bey den Alten hin, und ist ohne Kenntniß ihrer Sprachen unverständlich. Selbst der in der höhern Schriftstellerey Europens (in den Werken der Dichtkunst, Redekunst, Geschichte und praktischen Philosophie) herrschende Geist erinnert, mit wenigen Ausnahmen, an Nachahmung, wenigstens an Studium, der Alten.

Sogar

Sogar die Originalgenies Shakspeare und Klopstock verdanken ihnen viel. Entbehrlicher aber erscheint die Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache dem spekulativen Philosophen, dem Mathematiker, Physiker, Chemiker, Naturgeschichtschreiber, so lange man blos auf das diesen Wissenschaften im Allgemeinen schlechterdings Nothwendige, nicht auf gewisse besondere Zwecke (S. 152.) sieht. In allen philosophischen Werken der Griechen und Römer sucht man vergebens nach der vollständigen Theorie einer Moral, Aesthetik, Politik oder irgend einer Kunst und Wissenschaft; vergebens nach der völligen Erschöpfung auch nur irgend eines philosophischen Begriffs. (Wenn der Verfasser hier S. 150. dem tiefdenkenden Leibnitz das Prädikat ertheilt: „der fast nicht in geringerm Maaß reiner Denker, als gelehrter Kenner der Alten war:“ so möchten wir richtiger ihn umgekehrt einen Mann nennen, der fast in nicht geringerm Grade gelehrter Kenner der Alten, als reiner Denker war. Denn an gelehrter, umfassender Kenntniß der Alten übertrafen ihn, so sehr er auch Philolog war, doch unter den neueren Gelehrten nicht Wenige; wie Viele aber ihn als reinen Denker übertrafen, müssen wir erst lernen.

II. Die Litteratur des neuern Europa ist so fruchtbar an schriftstellerischen Originalwerken fast jeder Art der Kunst, des Geschmacks und der Wissenschaft, daß wir sie kühn den Meisterwerken der Griechen und Römer entgegen halten, und unter diesen für

manche der unsrigen entweder gar keine, oder keine würdigen Gegenstücke finden. Es folgt S. 154. ff. eine paralleliſirende Aufzählung der alten und neuen Originalwerke (der alten der Griechen und Römer; der neuen der Italiäner, Franzoſen, Britten, Deutſchen, Spanier;) und zwar in den verſchiedenen Gattungen der Dichtkunſt, Geſchichte, Beredtſamkeit, praktiſchen Philoſophie, grammatiſchen und äſthetiſchen Kritik. Bey dieſen Verzeichniſſen möchte man Hrn. Jeniſch mit neuern Namen eher zu freygebig, als zu karg finden. In wiefern hier, wo von vollendeten Meiſterſtücken die Rede ſeyn ſoll (laut S. 154.), die Menge oft den Gehalt erſetzen muß, wie er S. 322. ſagt, vermag Rec. nicht zu reimen. Auf der andern Seite wird man bey den Muſtern der Proſe S. 160 — 164. troz den Claſſifikationen des Verfaſſers, die Namen Büffon, Diderot, Winkelmann, Sturz, Lichtenberg u. ſ. w. ungern vermiſſen. S. 161. hätten ſich doch auch bey den Deutſchen einige gute Biographien nennen laſſen. Warum iſt der Verfaſſer S. 163. gerade nur beym Roman ſo wortkarg, daß er keinen Namen beſonders nennt? Unter den S. 164. erwähnten äſthetiſchen Kritikern der Deutſchen hätten Engel und Eberhard doch nicht vergeſſen werden ſollen. Neben Manſo hätte man auch Jacobs erwartet; nicht weniger die bekannten Verfaſſer einiger meiſterhaften ausführlichen Recenſionen äſthetiſchen Inhalts in der Allg. Literaturzeitung, Schiller, A. W. Schlegel u. ſ. w.: Namen, die auch in andern

Rück-

Rücksichten, so wie noch einige übergangene, hätten genannt werden sollen. — Als Eigenthümlichkeiten der Neuern werden angegeben: Erstens: „eine feinere Prose, so wie sie da die klassischen Geister der Franzosen, die Evremonts, Fontenelle, Lamotte, Sevigne, Voltaire, d'Alembert, in ihre Sprache, und durch dieselbe in die Sprache Neu-Europens verwebt, — jene Prose, die den geistreichen Gelehrten, den scharfsinnigen Psychologen, den zierlichen Darsteller und den angenehmen Gesellschafter, zu gleicher Zeit und Alles in Einem zeigt; also diese feinere Prose, — ohne Beyspiel in den Werken der Griechen und Römer, und gleichsam der feinste Geist des Atticismus der erstern, und der Urbanitas der andern, ein einzig selbst geprägter Charakter des Genius der Neuern; ein Charakter, den ihnen Weiberumgang und verfeinerter Geselschaftston angeschaffen." In der Note heißt es noch: „Bis zu einem gewissen Grade ist dieß auch Charakter der schönen Prose der Griechen und Römer. Aber der Charakter dieser eigentlich französischen Prose ist noch ein (ein noch) feinerer Geist, als der der Alten." Rec. giebt zwar die Bemerkung im Allgemeinen zu: aber nicht ohne Ausnahme. Er muß nämlich von Hrn. Jenisch erst erfahren, worin eigentlich die Feinheit eines Platon und Horaz von den Neuern so übertroffen ist, daß nicht an die Stelle ächter, ungesuchter Feinheit, Raffinement trat. Aber Horaz ist kein Prosaiker? In Rücksicht der Satiren und Epi-

ſteln, in denen er ſich ſelbſt ſermonem pedeſtrem beylegt, kann er, dünkt mich, hier dennoch als Inſtanz angeführt werden. Auf jeden Fall hätte der Verfaſſer Platon's als einer Ausnahme erwähnen ſollen. — Daſſelbe gilt bey der zweyten angegebenen Eigenthümlichkeit der Neuern, der feinern Gattung des Komiſchen, welches nur lächelt, nicht lacht, und nach Hrn. Jeniſch ein feinerer Geiſt der Sokratiſchen Ironie u. ſ. w. ſeyn ſoll. Iſt ihr Geiſt wirklich noch feiner, als der der Sokratiſchen Ironie bey Platon und bey Horaz? Q. E. D. Pikanter mag er ſeyn. Rec. bittet Hrn. Jeniſch um gelegentliche weitere Ausführung ſeiner Gedanken über dieſen intereſſanten Punkt. — Dritte Eigenthümlichkeit der Neuern: Syſtematiſch-philoſophiſche Theorien der menſchlichen Erkenntniß, der Sprachen, der Moral, der Natur-, und des Staatsrechts, der Geſetzgebung, des National-Reichthums u. ſ. w.; überhaupt ſtrengwiſſenſchaftliche Bearbeitung der Gegenſtände unſrer Erkenntniß. Vierte: Philoſophiſche Geſchichte der Kunſt, des Geſchmacks, der Wiſſenſchaft, der Entwickelung der Staaten und Nationen und des menſchlichen Geiſtes überhaupt. Fünfte: größere Vielumfaſſung und Vielſeitigkeit des Genies. — Dieſe iſt nothwendige Folge der mit dem Fortgange der Zeiten vielfacher verſchlungenen Cultur und des immer mehr erweiterten Geſichtskreiſes. An umfaſſendem Geiſte übrigens, (wenn gleich nicht an Vielſeitigkeit des Genies: denn Beſtimmtheit der Sphäre eines Jeden iſt Charakter

rakter der Alten: οἰκειοπραγία, nicht πολυπραγμοσύνη) könnte sich, denk' ich — jeder nach Maaßgabe seines Zeitalters, versteht sich — ein Platon, Aristoteles, Varro, Cicero, Plinius, wohl mit Neuern messen. — Sechste Eigenthümlichkeit: zarte, sanftschwärmende Empfindsamkeit in der Dichtkunst, Milde und Feinheit in der Moral; Weltbürgersinn in der Gesetzgebung, so wie in der Beurtheilung fremder Völker; Adel und Erhabenheit in der Religion; Gewandtheit und Gefälligkeit im gesellschaftlichen Umgange, und durch diese in den Schriften für die feinere gebildete Lesewelt. Das nennt Hr. Jenisch „ausschliessend Geist der neuern Zeit." Also Gewandtheit und Gefälligkeit im Umgang war den Alten fremd? Es gab kein Athen zur Zeit des Perikles, der Aspasia? Kein Rom zur Zeit Cicero's, Horazens ꝛc.? — Dagegen wird S. 169. die hohe, pathetische Beredsamkeit der Alten für unerreicht, wenigstens unübertroffen erklärt, wiewohl S. 172. dieses Urtheil zum Vortheil der Neuern noch etwas näher bestimmt, und zwar so bestimmt wird, daß wer gegen Alte und Neuere gleich unpartheyisch ist, wohl wenig dagegen möchte zu erinnern haben.

III. Der Kreis des Wissenswürdigen hat sich in unsern Tagen, im Vergleich mit den intellektuellen Bedürfnissen der Alten, ungeheuer erweitert, und erweitert sich mit den Fortschritten der Cultur ins Unendliche. — Daraus wird gefolgert: Also sind in unsern Tagen, denen, die sich bey einiger

Geistesbildung den Geschäften des thätigen Lebens widmen allgemeine, encyklopädische Kenntnisse des Zustandes der Wissenschaften und der Litteratur überhaupt, noch heilsamer als Bekanntschaft mit der Sprache und Litteratur der Griechen und Römer, deren Beziehung auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse immer nur sehr einseitig und eingeschränkt ist (S. 176, 177.). Das Studium der alten Schriftsteller und ihrer Sprachen kann in unsern Zeiten nicht als wesentliches, unentbehrliches Bildungsmittel des Edelmanns, Offiziers, Geschäftsmanns, Kaufmanns, Künstlers und Handwerkers, nicht als unerlaßliche Grundlage seiner Bildung (S. 195.), angesehen werden; nicht einmal als wesentliches Bildungsmittel eines jeden, der intellektuelle und ästhetische Cultur nur zur Verschönerung und Veredlung des Lebensgenusses braucht. Als höchst schätzbare Zuthat wird sie der Verfasser auch selbst für das praktische und bürgerliche Leben immer betrachten. (S. 178.) Es sind daher alle Bildner und Führer der Menschheit verpflichtet, griechische und römische Sprache und Litteratur ihr im Ganzen immer entbehrlicher zu machen. (S. 182.) Zur Bildung (aber auch zur größtmöglichen?) für Wahrheit, Geschmack und Sittlichkeit können wir, Hrn. Jenisch zufolge, des Studiums der Alten gar wohl entbehren, und uns mit den Schriftstellern der Neuern, höchstens mit Uebersetzungen der Alten neben den Werken der Neuern, begnügen. Der Verfasser sucht hier zu zeigen, wie neuere Werke auf die Seele eines

Neus

Neueuropäers weit tieferm Eindruck wirken müssen, als alte (S. 184. f.). Was er (S. 186. (vergl. S. 198.) vom Matten, Todten, Leben- und Energielosen sagt, das die alten Schriftsteller im Vergleich mit den neuern haben sollen, ist offenbar wieder unbehutsam ausgedruckt. — Wie? ein Homer, Aeschylus, Aristophanes, Platon, Thucydides ꝛc., die Virgile, Horaze, Juvenale, die Ciceronen, Sallust, Livius, Tacitus; oder, wenn man lieber will, die Lucane, Seneca, Plinius ꝛc. wären matt, todt, leben-, energielos? — Damit wird das lebendigere, oder wenigstens uns, wegen größerer Nähe, lebendiger scheinende Kolorit der Neuern nicht geleugnet; das Pikantere, Raffinirtere der Neuern ohne Bedenken zugestanden. Aber Hr. Jenisch hätte sich mit größern Einschränkungen ausdrücken sollen, wenn er mehr als Halbwahres sagen wollte. Uebrigens glaubt Rec., der S. 190. zum Beweis aufgestellte Jüngling, wofern er schon Philolog genug ist, um die griechischen und römischen Originale innig zu verstehn, wird — ganz gegen die Annahme des Hrn. Jenisch — von der Ilias mächtiger angezogen werden, als vom verlornen Paradies, vom Hochtragischen des Sophokleischen Oedipus nicht minder erschüttert seyn, als vom Hamlet; wird die Platonische Republik, das Symposion, Phädrus, Phädon ꝛc. mit gleicher Wärme ans Herz drücken, als einen Dialog von Hemsterhuis; wird sich von der einfachen Lebensweisheit in Xenophon's Memorabilien nicht weniger, als durch

Garve,

Garve, zum Guten gestärkt, wenn gleich durch diesen mit noch feinerer Lebensweisheit bereichert, fühlten. Ich erinnere dieß, damit nicht mancher Leser das, was Hr. Jenisch von dem Jüngling mit Recht behaupten mag, der literis antiquis *tinctus* est, ihm aufs Wort auch von dem glaube, der ganz damit imbutus est; damit nicht Mängel der Leser für Mängel der größten Schriftsteller gehalten werden. — Auch, was S. 190. steht: blos durch die Uebertragung in die vaterländische Sprache werde es dem Jüngling seyn, als wenn das Lebhafte noch lebendiger, das Energievolle noch energischer, das Große noch größer würde, gilt nur von dem Jüngling, der das Original kaum halb versteht; beym Kenner beyder Sprachen, der alten und der neuen, wird dagegen der Eindruck auch der vollendetsten Uebersetzung im Vergleich mit dem Eindruck der Urschrift immer schwächer seyn. Selbst ein Voß liest seinen griechischen Homer neben dem deutschen, will er den vollen, um nichts verkümmerten Genuß. — Doch begleiten wir den Verfasser auf seinem weitern Gange.

Bis dahin war von dem für allgemeine Cultur und Erziehung Unerlaßlichen oder vielmehr Erlaßlichen die Rede. Nunmehr geht der Verfasser, wie er selbst sagt, vom Allgemeinen zum Besondern, und fragt:

IV. In wie fern und in welchen Rücksichten müssen die Schriftsteller der Griechen und Römer als wesentlicher Theil der Bildung des-

desjenigen angesehen werden, dem intellektuelle Cultur eigentlicher Zweck (und nicht, wie dem Geschäfts- oder Weltmann, blos Mittel zu andern Zwecken) ist, also des künftigen Gelehrten, des genialischen oder gemeinnützigen Schriftstellers, des Bildners der Menschheit? — Wenn er unmittelbar darauf S. 197. sagt: „Wir entfernen hiebey jeden besondern Zweck, den sich jemand bey seinen Studien zur ausschließlichen Bearbeitung dieser oder jener Wissenschaft immer vorsetzen mag, und betrachten blos den letzten und höchsten Zweck aller Bildung, nämlich den der Entwickelung zur edlern, vollkommnern Menschheit und ihrer intellektuellen und moralischen Anlagen:“ so geräth er mit sich selbst in Widerspruch, da er, den letztern Worten zufolge, anstatt, wie er wenige Zeilen vorher wollte, vom Allgemeinen zum Besondern zu kommen, wieder auf das Allgemeine kommt. Doch Rec. meistert ihn nicht etwa wegen einer wenigern glücklichen Wahl der Ausdrücke und Wendungen. Der Grund des Anstoßes liegt tiefer. Ist Entwickelung zur edlern, vollkommnern Menschheit und ihrer intellektuellen und moralischen Anlagen letzter und höchster Zweck aller Bildung, und ist dazu, wie der Verfasser durch den folgenden Theil seiner Abhandlung beweist, das Studium der Griechen und Römer ganz vorzüglich behülflich: so fiele ja wieder dahin, was er zuvor von Entbehrlichkeit des letztern für den größern Theil unsrer auf Bildung Anspruch machenden Zeitgenossen behaup-

hauptete? Hr. Jenisch hätte also entweder vorher, oder an dieser Stelle, was eigentlich geschehn sollte, von dem, was unter einschränkenden Umständen gemeinhin geschehn kann, schärfer unterscheiden müssen. In Beziehung auf das letztere würde man seine Behauptungen über Erlaßlichkeit der alten Litteratur für eine große Klasse gelten lassen; zugleich aber in dem, was nunmehr vom höchsten und letzten Zweck aller Bildung, und dann von der alten Litteratur, als einem Hauptmittel dieser Bildung, folgt, Consistenz mit dem Vorhergehenden gefunden haben. Denn von Erlaßlichkeit würde ich lieber, als von Entbehrlichkeit geredet haben; da jener Ausdruck gleich auf Forderungen, die man der Strenge nach machen könnte, — dieser aber gegentheils auf etwas zur Erreichung des höchsten, letzten Zweckes der Menschheit gar nicht Nothwendiges führt; mithin gewisser Maßen das Objekt, nicht, wie im andern Fall, nur das Subjekt auf eine niedrigere Stufe stellt. Daran hätten sich vielleicht interessante Bemerkungen knüpfen lassen über die zur Erreichung jenes höchsten Zwecks aller Bildung vortheilhaftere Lage (ob es nämlich die des Geschäftsmanns, oder die des Gelehrten, im höhern Sinne des Worts, sey) über Bestimmung und Würde des Gelehrten, über größere oder geringere Allgemeinheit der Pflicht, mit dem Geschäftsleben die wissenschaftlichen Beschäftigungen möglichst zu verbinden ꝛc.

Es wird nun 1) die Methode der Alten in Entwickelung und Darstellung der Wahrheiten empfohlen. Die Alten bilden und nähren durch ihren Ideengang ganz besonders den Geist des Selbstdenkens. Ihre Art, die Ideen zu entwickeln und darzustellen, hat einen eigenthümlichen Grad lebendiger Anschauung, Leichtigkeit, Gemeinfaßlichkeit. Immer pfleg' ich zu sagen, sagt Hr. Jenisch S. 200. (Man kennt diese Lieblingswendung, durch die so treffend der Mann sich selbst charakterisirt, der in der Conversation keineswegs den Stummen macht, schon aus seinen andern Schriften): „die Alten schreiben Text, wir Commentar.“ Ueber die Natürlichkeit und Einfachheit der Entwickelungsmethode der Ideen bey den Alten gute Bemerkungen. Als Beyspiel wird das erste und zweyte Kapitel der Aristotelischen Politik übersetzt und zergliedert. Der strenge, geometrische Denkgeist wird indeß der neuern Philosophie als ausschließendes Eigenthum zugesprochen. 2) Die grichische und römische Sprache haben einen mit allen Neu-Europäischen unvergleichbaren Grad des Nachdrucks, der Gewandtheit, der Eleganz. 3) Die Meisterwerke griechischer und römischer Dichtkunst und Prose übertreffen an untadelhafter Reinheit des Geschmacks den größten Theil der vortreflichsten Werke der Neuern. Bey dieser Gelegenheit versucht Hr. Jenisch S. 233. die Hauptumrisse des Ideals eines Schriftstellers zu entwerfen, und findet die Alten demselben anpassender, als die gepriesensten Neuern,

die

die er mit Bemerkung ihrer Mängel durchgeht. — Hier nur ein Paar kleine Erinnerungen. S. 245. möchte Hr. J. Schlossern den deutschen Rousseau nennen. Dergleichen Umtaufungen sind selten rechtskräftig. Mit R. ist S. höchstens in seinen frühern Schriften in Absicht auf Paradoxie, Energie und schneidenden Ton einigermaßen zu vergleichen. Von Rousseau's Schwung zum Idealischen aber hat S. nichts, und von dessen Geist der Vollendung in Composition und Stil doch zu wenig, obschon er in spätern Schriften ein edles, reiferes Streben nach jener gezeigt hat. — S. 247. heißt der Laokoon Lessing's weitläufigstes Werk. Statt dessen sollt' es dem Zusammenhange nach heißen: dasjenige, was noch den umfassendsten, zugleich am allgemeinsten interessirenden Gegenstand hat. — Der deutsche Sokrates wird Garve S. 248. sehr uneigentlich genannt. Freylich enthalten seine treflichen Schriften einen Schatz ächter Lebensphilosophie, wie ihn die Conversation des weisesten Griechen enthielt: von der so charakteristischen Sokratischen Manier aber ist ihm nichts eigen; von der Ironie z. B. keine Spur. 4) Einfalt, Wahrheit und ächte Kunstdarstellung sind als eigenthümlicher Charakter den Meisterwerken des Alterthums aufgeprägt, und diese sind eben deswegen für die Bildung des reinen und classischen Geschmacks und für die ästhetische Leitung des Genies weit mehr als die Schriftsteller der neuern Nationen anzupreisen. — S. 262. meint der Verfasser, wir würden, wären

ren

ren von den griechischen und römischen Geistesdenkmälern keine bis auf unsre Zeit gekommen, in der Poesie vielleicht die einzige Romanengattung, und einiges vom Drama haben ꝛc. Wie? auch nichts von der lyrischen Poesie? von ihr, die doch so natürlich aus dem erwärmten Gefühl und der erhöhten Phantasie fast jedes gebildeten Menschen hervorquillt? 5) (nicht viertens, wie S. 269 steht.) Die Darstellung der Griechen und Römer, besonders die prosaische, ist überall praktisch und sinnlich schön: dagegen die Darstellung der neuern Schriftsteller etwas speculativ Spitzfindiges und trocken Abgezogenes hat. Andere Empfehlungsgründe der Alten sind 6) der in ihren ästhetischen Geisteswerken herrschende Charakter des Ernstes und moralischer Weisheit. — S. 283. oder 287. vermißte ich Wieland's Agathon, dieß in seiner Art einzige Werk. Hat dieß keine reine, ächte moralische Tendenz, zumal in seiner neuesten Gestalt, wo Archytas Lebensweisheit das Ganze so schön vollendet: so hat sie kein größeres Werk der redenden Künste. — 7) Eine eigenthümliche moralische Ascetik, als Charakter ihrer praktischen Philosophen und prosaischen Schriftsteller. 8) Die Ehrfurcht gebietende Würde des Alterthums.

Alle diese Empfehlungsgründe werden mit mancherley schätzbaren Bemerkungen, wie man sie von des Hrn. Jenisch Geschmack, Scharfsinn, Umblick und Belesenheit gewohnt ist, eindringlich ausgeführt. Freylich kommt auch Vieles vor, was man in seinen andern Schriften, besonders in sei-

ner Vergleichung der XIV. Sprachen, schon gelesen hat; wo es also nur einer Verweisung bedurft hätte. Doch man kennt diese, nicht nachahmenswerthe, Gewohnheit schon an ihm, der auch in Einer Schrift sich oft Wiederholungen erlaubt.

Von S. 304 bis zum Schluß will er noch auf nicht genug gebrauchten und bearbeiteten Stoff in den Alten aufmerksam machen, und den Gelehrten Ideen zu neuen Arbeiten an die Hand geben. Sind gleich die meisten von diesen der Art, daß sie Jedem, der mit dem Alterthum und dem bisher für dasselbe Geleisteten etwas bekannt ist, von selbst schon beyfielen: so wünschen wir doch, daß sie, besonders bey einem und dem andern jüngern Leser, Saamenkörner zu künftigen Aernten seyn mögen.

Viele Bemerkungen in dieser Abhandlung scheinen übrigens dem Rec. nur weitere Ausführung zerstreueter Herderischer und Garvischer Ideen. Wie manches hieher Gehörige Garve insonderheit in seiner Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter, im Allgemeinen mehr angedeutet, als im Einzelnen ausgeführt hat, ist bekannt. Die Manier des Hrn. Jenisch zur Garvischen in der genannten Abhandlung aber verhält sich ungefähr, wie die bemerkte verschiedene Manier der Neuern zu der der Alten in ihrer Art, die Dinge zu sehen und das Gesehene zu bezeichnen. Die Darstellungsweise ist bey G. einfach

bey

bey J. mit einer Menge von mancherley Nebenvorstellungen gewürzt.

Nur noch Einiges über Ton und Stil in der Abhandlung des letztern. Es herrscht darin ein lebhafter Geist, der oft mit sich fortreißt, dessen Gang oder Lauf aber nicht selten zu rasch und zu schwankend ist. Daß ein Mann, wie Hr. J., der die Muster der Alten und Neuern so wohl kennt und meist so verständig würdigt; der insonderheit die Eigenschaften des musterhaften Prosaikers so richtig anzugeben weiß, als in dieser Abhandlung geschieht, in seine eigne Prose nicht mehr Haltung bringt, durch Fleiß und Feile, durch Feile und Fleiß, die er S. 252. andern so dringend empfiehlt, ihr nicht größere Correktheit giebt, das würde unbegreiflich seyn, wenn nicht auch hier das probo meliora, deteriora sequor, seine Anwendung fände, und wenn er weniger schriebe, um weniger flüchtig schreiben zu dürfen. Wie nachlässig zusammen geworfen ist z. B. folgende Periode S. 119, 120.: „Denn wenn ich gleich nie in Abrede seyn werde, daß die glücklichen Nachahmer der Griechen und Römer von den klassischen Original-Schriftstellern der Franzosen, Britten und Deutschen übertroffen werden, so soll man mich doch auch nie überreden, daß, besonders die deutschen Gelehrten, noch kaum seit drey Decennien angefangen haben, Ausdruck und Darstellung in ihrer Muttersprache mit der Sorgfalt zu feilen, als man es in jener Epoche fast durchgängig in der lateinischen that: und daß selbst bis jetzt nur wenige

Gelehrten dieser Nation sich einer so richtigen Kenntniß der deutschen Sprache und einer so glücklichen Handhabung jeder Eigenthümlichkeiten und Vorzüge derselben, rühmen können," (daß nur wenige es können, davon soll man den Verfasser nie überreden? Also glaubt er, daß viele es können? Nichts weniger. Aber er sagt etwas anders, und will etwas anders sagen. Der Ausdruck läuft mit dem Gedanken fort —) „als wir in den Schriften der meisten unter den genannten lateinischen Gelehrten in Rücksicht der Sprache der Cicerone und Virgile wahrnehmen." — Eben so fehlt in kleinern Redetheilen die Feile; z. B. S. 301.: „Dieses einfache und originelle Gepräge von Einfachheit ꝛc. Was gewinnt doch wohl die Prose durch Eintauschung der staubbeschmutzten Brille der Alten S. 133. gegen die bestaubte? — Floskeln, wie Kant ὁ πανυ S. 202. die man, gottlob! kaum aus der neulateinischen Complimentensprache der Philologen ausgemerzt hat, fehlten uns noch! — Darf man im Deutschen sagen, wie S. 210.: dieser ihre Natur statt: die Natur dieser? — S. 193. erfahren wir etwas von den schnellen Fortschritten junger Kinder in der französischen Sprache. — Der Organ auf derselben Seite wird Druckfehler seyn. Ist es deutsche Wortfolge S. 185.: „Nicht diejenigen, deren alle Darstellungen — den innern Sinn des Wahren ꝛc. treffen." — Noch einige Kleinigkeiten: Ziemt sich's solche unerhörte Wahrheiten, wie S. 181. hier einer Berliner Akademie

mie zu ſagen: „Denn was wirkt überall umfaſſender, tiefeindringender in das allgemeine Heil der Menſchen, als Erziehung? Troz aller, der menſchlichen Natur von ſchiefſinnigen Verläumdern angeſchuldigten Bösartigkeit, werde ich immer zuverſichtlich behaupten, daß das menſchliche Geſchlecht, weiſer erzogen, auch beſſer ſeyn wird?“ Stellte der Verfaſſer dieß große Paradoxon etwa in die hier etwas unerwartete Parentheſe, um es hinter dieſer Palliſade zu verſtecken, zu ſichern? — S. 231. ſagt Jeniſch: „Der verzierte und geſchraubte Stil einiger der neueſten deutſchen Schriftſteller kann, glaub' ich, uns ſattſam beweiſen, wie frühe der in allen Jahrhunderten ſo ſeltene Phönix auch in unſerm Vaterlande, wo einige treffliche Genien ihn ſo glücklich zu feſſeln wußten, ſich aus ſeinen eignen Schwingen Brennreiſer (!) zu ſeiner Zerſtörung ſammlet.“ Herder nämlich ſagt im Eingang ſeiner Preisſchrift: Urſachen des geſunkenen Geſchmacks ꝛc.: „Kaum ließ der Geſchmack ſich irgendwo auf einer glücklichen Stelle nieder: ſo ſammlete er ſich auch bald Brennreiſer zu ſeinem eignen Grabmale, bis ſpät aus ſeiner Aſche anderswo ein anderer Phönix entſtand, und wieder das Schickſal hatte, wie ſein Vater.“

Hr. Jeniſch misdeute unſre Aeußerungen nicht. Rec. hat ſeine Abhandlung mit Luſt geleſen, und ſich mancher der hier gegebenen Anſichten des klaſſiſchen Alterthums gefreuet, zumal da ſie mit ſeinen eignen, längſt gefaßten, größten-

theils übereinstimmten, nur manches seiner Gefühle ihm bis zur Bestimmtheit von Urtheilen verdeutlichen. Aber er wünschte, Hr. Jenisch schriebe nicht blos εἰς τὸ παραχρῆμα, sondern mit einem Blick, wenn nicht εἰς ἀεί, doch auf künftige Zeiten. Dazu berechtigt sein vielseitiges Talent, das Rec. mit Achtung stets anerkannt hat. Welche von seinen bisherigen vielen prosaischen Schriften (denn über die Borussias suspendirt Rec. sein Urtheil, da er auf dem Wege seiner Lectüre noch nicht bis zu diesem Werke gelangt ist) wird er künftigen Zeiten als etwas καθ' ὑναμιν Vollendetes darzubringen wagen? Von welcher wird er selbst alle Spuren der Eile und Flüchtigkeit wegleugnen?

XI.

Ilithyia oder *die Hexe*, ein archäologiſches Fragment nach Leſſing, von *C. A. Böttiger.* Weimar, im Verlage der Hoffmanniſchen Buchhandlung. 1799. 54. S. gr. 8.

Die Veranlaſſung zu dieſer kleinen, aber gehaltvollen Schrift gab ein merkwürdiges Bruchſtück in Leſſings Collectaneen (I. S. 406.), worin eines Steines beym Stephanonius Erwähnung geſchieht, deſſen Erklärung Leſſing unter dem Titel: Ilithyia oder die Hexe herauszugeben gedachte. Die Gemme, deren Umriß hier das Titelblatt darſtellt, zeigt uns eine Frau in ein langes, enge an den Leib anſchließendes und hochgegürtetes Gewand gekleidet, welche mit vorwärts gebogenem Kopfe und Oberleibe, über einander geſchlagenen Beinen, und mit verſchränkten, auf die Kniee aufgeſetzten Fingern, auf einem einfachen antiken Seſſel ſitzt. Schon Pietro Stefanonio erkannte in dieſem ſchöngeſchnittenen Steine die Agrippina; Maffei (Gemme antiche figurate, Vol. I. tav. 10.) pflichtete ihm bey, und wollte eine ernſthafte und tiefſinnige Gebehrde in der Figur entdecken, welche

Sorgen und Betrübniß über die Ermordung ihres Gemals zu erkennen gäbe. Lessing widersprach, und auch Eschenburg gab darin seinem Freunde Recht, daß die Miene mehr Ruhe und Festigkeit, aber auch heitern Bedacht und Klugheit auszudrücken scheine. Allein das Räthsel des Titels, den Lessing seiner Erklärung bestimmt hatte, blieb dunkel, und der gelehrte Herausgeber der Collectaneen vermochte es nicht zu lösen. In der That gehörte auch Lessings umfassende Belesenheit, seine Kunstkenntniß und glückliche Combinationsgabe dazu, wenn die Lösung so gelingen sollte, wie sie dem verdienstvollen Verfasser der vorliegenden Schrift gelungen ist; hätte er sich in demselben Grade auch Lessings Klarheit und Anmuth in der Darstellung bemächtiget, so würde man beym Lesen kaum daran denken, daß die Idee von Lessing erfunden, aber von einem andern Gelehrten ausgestattet und bestätiget worden sey.

Die Ausstattung selbst ist so reich an neuen und scharfsinnigen Bemerkungen über Kunstdarstellung und Mythologie, daß wir uns begnügen müssen, nur die Hauptideen auszuheben. Jene Figur also ist keine andere, als die ungünstige, die Geburten hindernde Ilithyia, welche auch die Geburt des Herkules, nach der bekannten Dichterfabel, erschwerte. Man darf, nach diesem Winke, die Abbildung nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachten, und man wird sich sogleich an die Schilderung erinnern, welche Ovid in seinen

Ver-

Verwandlungen (IX, 297.) von der unholden Ilithyia giebt: ſubſedit in illa Ante fores ara, dextroque a poplite laevum Preſſa genu, digitis inter ſe pectine junctis, Suſtinuit nixus; und bald darauf von der Dienerin der Alkmena (V. 310.) Divam reſidentem vidit in ara, Brachiaque in genibus digitis connexa tenentem. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Ovid bey dieſer Schilderung auf beſtimmte Kunſtvorſtellungen Rückſicht nahm. Wenigſtens werden dergleichen Abbildungen von Pauſanias (IX, 11. p. 34.) erwähnt, wenn er das vorgebliche Haus des Amphitruo zu Theben beſchreibt. „Hier ſind auch, ſagt er, auf Stein in halberhabener Arbeit Weiber zu ſehen, deren Abbildungen durch die Länge der Zeit ſehr undeutlich geworden ſind. Man nennt ſie Hexen (Φαρμακίδας), die von der Hexe, wie man ſagt, geſchickt wurden, um die Wehen der Alkmena zu hemmen, und die Geburt zu hintertreiben.“ Man ſieht, welchen Grund Leſſing zu der Benennung „Hexe“ hatte. Uebrigens wurden Verſchränkungen und Verflechtungen der Arme und Hände für Zauberknoten gehalten; ſie waren, wie Plinius ſagt, ſeit Alkmenens Entbindung im ganzen Alterthume verrufen, und niemand durfte in öffentlichen Verhandlungen mit übergeſchlagenen Knieen ſitzen. Daher erblicken wir auch auf alten Denkmälern dieſe Stellung mit völlig übereinander geſchlagenen Knieen nur ſelten, und eine noch größere Seltenheit iſt die Haltung der Hände auf den Knieen mit engverſchränkten

Fingern. Beide Haltungen vereinigt, sehen wir auf unserer Gemme: nur der Umstand, daß der Figur das hexenartige Ansehen mangelt, könnte der Lessingischen Hypothese noch ungünstig scheinen. Allein mit Recht erinnert Hr. Böttiger, daß die Ilithyia (nach der gewöhnlichen Verschönerungsmanier, welche ja auch den Parcen ein holdes, jugendliches Ansehen verlieh) hier zur Gestalt einer römischen Matrone veredelt worden ist. Die alte, steife Ilithyiengestalt findet der Verfasser in der Abbildung, welche Petau (antiquariae suppellect. portiuncula, nachgestochen in Sallengres Thesaur. Antiquit. To. II., c. 1013.) von der Göttin der schweren Geburten, der Postverta, auf dem Relief eines alten Gedächtnißsteines gegeben hat, und die auf dem Titelblatte der Böttigerischen Schrift dem Umrisse der Gemme beygefügt worden ist. Sie erscheint hier als eine Büste, welche aus einem Cylinder hervorgeht. Die Gemmen selbst, welche die hemmende Geburtsgöttin mit ihren bindenden Zauberknoten darstellten, scheinen zu Amuleten bestimmt gewesen zu seyn.

Wenn die Leser dieser sinnreichen Ausführung der Lessingischen Idee ihren Beyfall mit uns schenken; so werden sie gewiß die Forschungen selbst, worauf jene ganze Erklärung sich gründet, für noch lehrreicher anerkennen. Hr. Böttiger hat sich hier glücklich bemühet, eines der verschlungensten Fabelgewirre des Alterthums, die Mythen der

Ilithyia,

Ilithyia zu entwickeln. Noch ist zwar nicht alles im Hellen; allein die Dunkelheiten, welche gerade diesen Theil der Schrift hie und da beschatten, sind vielleicht Folge des Gegenstandes, der jetzt zum erstenmale auf diese Art behandelt ward.

Der Verfasser lehrt zuvörderst, zufolge einer Hauptstelle, welche sich beym Pausanias (I, 18. p. 64. ed. Fac.) über die göttliche Geburtshelferin findet, eine doppelte Stammsage über die Ilithyia unterscheiden. Die eine stammte von den Hyperboreern, die andere aus Creta ab. Der Dienst der hyperboreeischen Ilithyia, welche die gebährende und allernährende Natur in einem Sinnbilde darstellte, war über die asiatischen Küsten des schwarzen Meeres nach Kleinasien gekommen, wo er sich mit dem Dienste der phrygischen Cybele verband. Als die große Mutter mit den vielen Brüsten, wurde sie vorzüglich in Ephesus verehrt, wo hyperboreeische Mädchen, Amazonen, ihre Feyer verherrlichten. Mit dem späteren Dienste des heiligen kretensischen Zwillingspaars, der Kinder der Latona, verschmolzen, wurde die Artemis der Griechen, die Diana der Römer daraus. Zu Ortygia, in einem heiligen Haine am Flusse Cenchreos, unweit Ephesus, war nach der ältesten Sage Artemis geboren. Allein die Priester der ältern Gottheiten, der schon früher in Kleinasien eingewanderten Olympier, und die Diener so vieler Localgötter, leisteten der Einführung dieses neuen Dienstes des Apollo und der Artemis hartnäckigen Widerstand. Eine Priestercolonie der neuen Götter aus Lycien — denn von dort-

dorther kam Latona mit ihren Zwillingen an die ionische Küste — flüchtete sich in den Mittelpunkt der griechischen Inselgruppen, nach Delos, wo der neue Dienst durch Feste und Hymnen gefeyert ward. Olen (heißt es, und mit diesem Namen personificirte man die ganze in Delos einwandernde Priestercolonie) war Stifter dieser Feste: in Liedern und mimischen Tänzen wurden hier die Drangsale, welche der neuen Religion des heiligen Zwillingspaars so eben begegnet waren, durch die Irrsaale der kreisenden Latona vorgestellt, die endlich in Delos eine ruhige Geburtsstätte gefunden, und bey allem Widerstand der Juno, mit Hülfe der hyperboreeischen Ilithyia, entbunden worden war. Latonens Tochter, Artemis, die nach einem anderen Mythus zu Ephesus geboren worden, schmilzt mit Ilithyia zusammen, weil sie hier zuerst von ihrer Mutter geboren, derselben sogleich bey ihrer Entbindung vom Apollo Hebammendienste leistete. — Die andere Ilithyia gehört zu der kretischen Götterdynastie. Jene war die günstige, den Geburtsschmerz lösende; diese die ungünstige, die Gebährerin mit scharfem Pfeil treffende Göttin. Nach uralten kretensischen Localsagen nämlich waren Zeus und Here, die Stammgötter dieser Götterdynastie, zugleich als Stifter und Repräsentanten der Ehe (hier noch zwischen Bruder und Schwester) angesehen. Die Ehe der Stammgötter wird in mystischen Gebräuchen das Vorbild der entwilderten pelasgischen Stämme, und Hera (hera, die Herrin, Frau) auf alle folgende Jahrhunderte

derte die Vorsteherin und Schutzfrau aller Geschäfte und Vorfälle des ehelichen Lebens. Die Verhältnisse der mannbaren Reife und der Entbindung drückte die Bildersprache jener Menschen, die Ursachen und Wirkungen am leichtesten in Stammtafeln und Theogonieen versinnbildeten, durch die vom Zeus und der Hera erzeugten Töchter aus, Hebe die reife Jungfrau, Ilithyia die Gebährerin. Nunmehr erscheint die Geburtshelfende Göttin immer im Gefolge ihrer Mutter, der ehrwürdigen Hera, welche den Beystand ihrer Tochter bald sendet, bald verweigert. Ja sie selbst ist nach einer einfacheren Darstellung die ans Licht bringende Helferin, Juno Lucina. Diese Junonische Ilithyia scheint Homer allein zu kennen. Ueber mehrere Stellen dieses Dichters, so wie über die Pindarische Mythologie, wird nun, nach diesen Entwickelungen des Verfassers, ein helleres Licht verbreitet. Allein in dies Detail ihm zu folgen, verstatten die Grenzen dieser Anzeige nicht. Wir haben unsern Zweck erreicht, wenn es uns gelungen ist, durch Auswahl und Zusammenstellung der Punkte, welche uns neu und vorzüglich wichtig schienen, die Leser nicht blos auf die Schrift aufmerksam gemacht, sondern auf die Lectüre derselben zugleich vorbereitet zu haben.

XII. *Berli-*

XII.

Berliniſcher Damenkalender für das Jahr 1800, herausgegeben von *Sophie Mereau.* mit 14 Kupfern. Berlin, bey Vnger 1800. in 12. (1 Thlr. 8 Gr.)

Aus dem Kreiſe der belletriſtiſchen Almanache, welcher mehr durch zufällige Umſtände und durch die Nachſicht der genügſamen Leſewelt, als durch Begünſtigung der Muſen alljährlich erweitert wird, hebt ſich nächſt einigen andern der vorliegende Damenkalender mit anſpruchloſer Würde hervor. Die berühmte Dichterin, der die Ausſtattung deſſelben von dem Verleger übertragen worden, hat mit ſo ſichtbarer Zweckmäßigkeit und mit ſo zartem Sinn für weibliche Unterhaltung gearbeitet, daß man ihr gern danken wird; ſollte man auch unzufrieden ſeyn, daß die Geberin, die ſo ſchön zu geben verſteht, jetzt ſo ſpärlich gegeben hat. Denn nur zwey Erzählungen Eliſe, und der Prinz von Conde, beide von Madame Mereau, und einige Gedichte, wovon ihr blos vier zugehören, machen den belletriſtiſchen Theil des Almanachs aus. Wenn wir in den letzten die Zartheit und Wärme

des

des Gefühls, das alle Produkte dieser Dichterin beseelt, und sich, fern von erborgter Kunst, wie von selbst in reinen Wohllaut auflöset, mit Vergnügen wieder fanden: so empfanden wir dies in den prosaischen Erzählungen zwiefach, weil uns hier die schöne Vereinigung des einfachen Stils mit lebendiger Darstellung, der Anmuth der Phantasie mit einem feinen psychologischen Gefühl überraschte. Kaum hätten wir der Verfasserin des Blütenalters der Empfindungen die Sterigkeit zugetrauet, mit welcher hier in der ersten Erzählung richtige Beobachtungen planmäßig durchgeführt, und durch Entwickelung der sich allmählich und unter verschiedenen Umständen bildender Charaktere dem Verstand und Herzen näher gebracht werden. Die Tendenz dieser Erzählung ist nicht schwer zu erkennen. Der Beschränkung einer harten Stiefmutter entrissen, wird Elise, ein unverdorbenes Mädchen mit natürlich guten Anlagen, in die Schwestergemeine gebracht, wo sie sich unter der stillen sorgsamen Leitung ihres Vaters bilden soll. Hier bewirken äußere Umstände, „daß (S. 23.) das Verlangen, „sich auf eine gewisse vernünftige Art zu bilden, sie „mit großer Gewalt ergriff. Der Stand des „häuslichen Lebens war das Ziel, was vor allen „ihre Sehnsucht reizte; aber sie wollte keine ge„wöhnliche Hausfrau; sie wollte mit Geschmack, „mit Anmuth häuslich seyn.“ Durch unverrücktes, lebhaftes Nacheifern ihres Zwecks, zu dessen Ausführung sie mit Besonnenheit die schicklichsten Mittel wählte, gelang es ihr, den Wunsch

zu erreichen. Anton, ihr Jugendgespiele, bildete sich auf ähnliche Weise. „Schon früh (S. 38.) „hatte er durch Nachdenken für sein ganzes Leben „sich den Plan gemacht, den unwillkührlichen Einge„bungen seines Gefühls zu folgen, und nur in „der Anwendung der hiezu passenden Mittel seine „Vernunft zu gebrauchen. Mit der Ueberzeu„gung, daß es gut sey, irgend einen Zweck, wenn „er nur natürlich und gut ist, fest zu verfolgen, „war er festen Schrittes einer selbstständigen Lage „und der Verbindung mit seiner Geliebten entge„gen gegangen.“ Sie erfolgte endlich, die ersehnte Verbindung. „Die vorige isolirte Lage (S. 35.) „kettete die Liebenden fester an einander, und ent„faltete manchen geheimen Schatz des Herzens, „der in einem zerstreuten Leben vielleicht nie ent„zaubert worden wäre. Ihre Beschäftigungen „waren natürlich, der Gesundheit der Seele und „des Körpers zuträglich, und ihre Freuden waren „Natur, Ruhe und Liebe.“ —

Die zweyte Erzählung, der Prinz von Conde', nach dem Französischen, als ein Beytrag zur Sittengeschichte der damaligen Zeiten, ist in einer andern Manier verfaßt, aber nicht ohne mannichfaltiges Interesse. Die Charaktere entfalten sich hier zum Theil selbst, ohne Zuthun der Dichterin, aus der rasch fortschreitenden Handlung, und die überraschenden Scenen, welche von Stolz, Liebe, Eifersucht und Intrigue herbeygeführt werden, halten die gespannte Aufmerksamkeit bis zum Schluß und der völligen Entwickelung gefesselt.

Von

Von dem poetischen Anhange dürfen wir uns nicht trennen, ohne die Leser durch einige ausgehobene Proben auf den Geist, der uns aus diesen Gedichten anspricht, aufmerksam gemacht zu haben. Vorzüglich hat uns das Lied an ein Abendlüftchen gefallen, welches die größte Zartheit der Empfindung und Darstellung vereiniget. Hier die letzten Strophen:

Ach! fern, ach! fern, wie deine Aetherschwingen,
Entfloh das Glück!
Und deine leichten, stillen Flügel bringen
Es nie zurück!

Statt jener Ruhe, die dein Hauch mir sandte,
Verglimmt das Herz,
Das einst in reger Lebensglut entbrannte,
In stillem Schmerz.

Du kehrst zurück mit himmlischem Gefieder
Im Abendschein,
Und küssest mich in süßem Aether wieder,
Doch ach! allein!

Diesen Gedichten der Madame Mereau stehen andere zur Seite, mit dem Namen Franziska unterschrieben. Die Nachbarschaft ehret hier gegenseitig. Denn auch in diesen ist sanfte Schwärmerey mit holder Einfalt gepaart; und sie lösen sich mit jenen in einen so reinen, wir möchten sagen, schwesterlichen Einklang auf, daß sie jedem, der Gefühl mitbringt, dieß vielfach wecken werden.

Jedoch einige ausgewählte Proben werden auch hier sprechender als unser Urtheil seyn. Wir wählen das letzte Gedichte „Abendgemälde.“

Leise wallt die Abenddämmrung nieder,
Und der Stern der Liebe hebt sein stralend Haupt,
Flimmert durch der Laube leichten Flieder,
Der der jungen Rose sanfte Glut umlaubt.

Matt ringt noch das Tagslicht mit den Schatten
Und mit feuchten Schwingen sinkt der Thau herab,
Küßt mit leichtem Hauch die Blumen-Matten,
Kühlt der Sonne Glut in ihrem Busen ab.

Wogend hüllt der Nebel leichter Schleyer
Rund umher der Berge Riesenangesicht,
Und schon glimmt hervor zur Abendfeyer,
Lieblich, wie des Lieblings Blick, das Mondenlicht.

* * *

Alles naht mit ahndendem Entzücken
Sich der süßen Trösterin der Ruh;
Ruhe schwirrt im zarten Laut der Mücken,
Ruhe weht im Abendhauch mir zu.

Laß auch mich in deine Arme sinken,
Reiche freundlich Lethens Schaale mir;
Tröstendes Vergessen will ich trinken,
Doch den Dank vergeß' ich nimmer dir!

XIII.

Analyse der Dichtkunst des Aristoteles *).

Die ganze Pedanterey und der Fanatism, die auf den Jahrhunderten vor der Wiedergeburt der Wissenschaften lagen, waren erforderlich, und mußten vorausgehen, um einem Namen, wie dem des Aristoteles, einen lächerlichen Anstrich zu geben. Fast für jede Ueberspannung seiner enthusiastischen Bewundrer hat man ihn verantwortlich gemacht. Aber der Mann, der von seinem Lehrer sagte: Ich bin Platons, mehr aber der Wahrheit Freund; hatte die Menschen nicht gelehrt, Autoritäten der Wahrheit vorzuziehen, und der, welcher sie zuerst unterrichtete, alle ihre Begriffe den Formen des Denkens zu unterwerfen, hätte solche Menschen nicht als Schüler anerkannt, welche auf Alles die Antwort in Bereitschaft hatten: Der Meister hat es gesagt. Da seine Dialektik der Theologie zum Grunde gelegt worden war, so wurde seine Lehre durch ihre Verbindung mit der

*) Aus dem ersten Theile von de la Harpe Cours de Littérature ancienne et moderne; einem Werke, von dem wir nächstens eine ausführliche Anzeige liefern.

Lehre der Kirche, so zu sagen, geheiligt. Daher die Verbote bis in das vorige Jahrhundert, in den Schulen eine andre Philosophie zu lehren, als die seinige. Der sanfte Weise, der sich im Lyceum zu Athen über die Elemente der Logik unterhielt, konnte nicht voraussehen, daß einst die Wuth Schlüsse zu machen, vereinigt mit der Raserey des Sektengeistes, Mörder und Verbrecher hervorbringen, daß man sich beym Namen Aristoteles erwürgen würde. Aber dieser Name bleibt nicht minder ehrwürdig, so grausam man ihn auch gemißbraucht hat. Selbst jetzt, wo die Fortschritte der Vernunft einen Theil seiner Werke unbrauchbar gemacht haben, ist der übrige genug, ihn als einen außerordentlichen Mann aufzustellen. Sicherlich war er einer der größten und denkendsten Köpfe, welche die Natur hervorgebracht hat. Er umfaßte das ganze Gebiet des menschlichen Geistes, nur mit Ausnahme der Phantasie, und war er auch weder Redner noch Dichter, so gab er gleichwohl der Rhetorik und Dichtkunst vortrefliche Gesetze. Sein bewundernswertheftes Werk ist ohne Zweifel seine Logik. Er war der Schöpfer dieser Wissenschaft, die allen andern zur Grundlage dient, und wer nur ein wenig in sie eingedrungen ist, der kann nicht umhin, den Scharfsinn und die Anstrengung zu bewundern, welche dazu gehörten, um alle mögliche Schlüsse auf eine kleine Anzahl bestimmter Formen zurückzubringen, in welche sie nothwendig gehören, und außer welchen sie niemals seyn können. Auch scheint er es gefühlt

fühlt zu haben, wie sehr ihm dieses Werk zur Ehre gereichen könne, denn am Schlusse seiner analytischen Bücher, welche dieses Meisterstück in der Methode enthalten, vergißt er nicht zu bemerken, daß er die übrigen von ihm behandelten Gegenstände mit vielen Schriftstellern gemein habe, daß aber diese Materie ganz neu, und nichts von dem, was er hier aus einander gesetzt, jemals vor ihm gesagt worden sey. „Sie hat mich, setzt er hinzu, Zeit und Mühe genug gekostet. Deshalb darf ich wohl wegen dessen, was ich etwa übergangen, auf Nachsicht, für meine Entdeckungen aber auf Erkenntlichkeit Anspruch machen.“

Unter die schönsten Denkmäler seines Geistes, so wie des ganzen Alterthums, gehört seine Naturgeschichte. Um dieses Werk zu schreiben, gab ihm Alexander, sein ehemaliger Schüler, 800 Talente, ungefähr 1,080,000 Thaler, nebst dem Befehl, die seltensten Thiere aus allen Theilen der Erde für ihn aufzusuchen. Ein solches Geschenk und solche Befehle konnte nur Alexander geben. Das waren allerdings große Hülfsmittel: mehr aber war, was Aristoteles aus seinem Geiste zog, wenn man einem Richter Glauben beymessen will, dessen Competenz in diesem Fache Niemand bestreiten wird, Büffon. Dieser Schriftsteller, dessen Urtheil über den Stagiriten man nicht ungern lesen wird, sagt in der Einleitung zu seiner Naturgeschichte: „Dieses Werk ist vielleicht noch jetzt das beste, was wir in dieser Art haben. — Er kannte die Thiere vielleicht besser und unter allge-

meinern Gesichtspunkten, als man sie jetzt kennt. — Er bringt Facta auf Facta herbey, und schreibt nicht ein unnützes Wort nieder. Auch hat er in einem kleinen Bande eine unzählige Menge Thatsachen zusammengefaßt, und ich halte es für so unmöglich, alles was er über diesen Gegenstand zu sagen hatte, welcher der Präcision so wenig fähig zu seyn scheint, auf weniger Worte zurückzuführen, daß es eines Genies, wie er war, bedurfte, um zu gleicher Zeit Ordnung und Deutlichkeit beyzubehalten. Dieses Werk des Aristoteles kommt mir wie ein Inhaltsverzeichniß vor, das man mit größter Sorgfalt aus mehrern tausend Bänden ausgezogen hat, voll von Beschreibungen und Bemerkungen aller Art; es ist der gelehrteste Auszug, der je gemacht worden ist, wenn die Wissenschaft wirklich Geschichte von Thatsachen ist; und wollte man auch annehmen, daß Aristoteles den Inhalt seines Buchs aus gleichzeitigen Schriftstellern genommen habe, so muß man doch aus dem Plan seines Werks, der Anordnung, der Wahl der Beyspiele, der Richtigkeit der Vergleichungen, aus gewissen Wendungen in den Ideen, die ich gern den philosophischen Charakter nennen möchte, folgern, daß er selbst viel reicher war, als diejenigen, von denen er geborgt hatte.“

Dieß war der nehmliche Aristoteles, den man beynahe mit der Verachtung bezeichnet hätte, welche die scholastische Philosophie seit Descartes begleitete. Diese vorgebliche Wissenschaft ist in der That nichts weiter, als ein Gewebe schiemäri-

scher

scher Abstractionen und betrüglicher allgemeiner Sätze, über die man unaufhörlich streiten kann, ohne irgend etwas zu lernen, oder zu verstehen. Man kann nicht läugnen, daß sie gänzlich auf die Metaphysik des Aristoteles gegründet sey, die denn auch nicht viel mehr werth ist. Gleichwohl haben wir ihr den Lehrsatz zu verdanken, der in der alten Philosophie so berühmt, und auch in der unsrigen angenommen ist, daß die Ideen, welche die Objekte darstellen, durch das Organ der Sinne in unsrer Seele entstehen. Dieß ist das Hauptprincip der Metaphysik von Locke und Condillac; dieß war vielleicht die einzige ächte Wahrheit in der Aristotelischen; und sie allein hat man in den Schulen verworfen, weil sie den angebohrnen Begriffen zuwider lief, die man lange als einen religiösen Glaubensartikel ansah, und welche durch die grosen Entdeckungen neuerer Philosophen, die zuerst die ächte Metaphysik begründet haben, durchaus verworfen worden sind. Hat er sich übrigens in dieser Laufbahn verirrt, zu einer Zeit, wo die Philosophie sie eben erst eröffnet hatte, so sind es, wie mich dünkt, Verirrungen, die man entschuldigen muß, weil sie mit der Natur des menschlichen Geistes zusammenhängen. In der That muß auch in denjenigen Wissenschaften, deren Gegenstand die Natur und die Speculation ausmacht, das Gegentheil von dem eintreten, was man immer in den Künsten und andern Wissenschaften bemerkt. Hier sind die Fortschritte stets rasch; die Vervollkommnung schnell. Man fliegt zum Ziele,

sobald es nur gesteckt worden, weil dieses gewiß, und der Weg dahin bald bekannt ist. Auch steigt die schöne Dichtkunst und die wahre Beredsamkeit bis zu den entferntesten Epochen zurück; aber der doppelte Umstand, welcher ihren glücklichen Erfolg am meisten befördert, nehmlich, die Schnelligkeit in der Auffassung der Gegenstände, und die Fähigkeit sie nachzuahmen, ist gerade das, was den Gang des Menschen in der Untersuchung der Wahrheit aufhält. Ihr kann man sich nicht so leicht nähern; nur durch den Weg der Erfahrung kommt man an sie, und dieser ist lang und beschwerlich. Der menschliche Geist ist ungeduldig, und die Erfahrung langsam. Daher schließt er sich an die verführerischen Phantome an, welche man Systeme nennt. Auch sind die größten Geister für die Täuschung der Systeme am empfänglichsten. Der Umfang ihrer Kräfte duldet keine Schranken, der Zustand des Zweifelns ist für sie peinigend; und so fanden des Cartes und Leibniz, während sie nach den ersten Principien der Dinge suchten, Wirbel und Monaden. Schreiten nun solche Führer voraus, so folgt natürlich der übrige, nachsprechende, Hause, gleich einer Heerde, nach, und man verwendet die Zeit, in der man die Wahrheit suchen sollte, auf das Studiren von Irrthümern. Die Schranken des Geistes des Aristoteles waren zwanzig Jahrhunderte hindurch die Schranken des menschlichen Geistes. Nur erst zu den Zeiten eines Galilei, Copernicus und Bacon lernte man endlich begreifen, daß es besser sey, unsre Welt zu beob-

beobachten, als eine zu schaffen, und daß eine richtige Erfahrung, aus der man eine Thatsache erklären könne, mehr Werth habe, als das sinnreichste System, welches nichts beweiset. Dann fiel des Aristoteles Philosophie, mit ihr aber nicht sein Ruhm, weil dieser, wie wir gesehen haben, sich auf Ansprüche gründet, welche die Zeit geheiligt hat.

Die Schreibart dieses Philosophen ist auch in seinen besten Werken von sehr auffallenden Fehlern nicht frey. Er treibt die Strenge des philosophischen Styls und die Affectation der Methode bis zur Ueberspannung. Daher seine Trockenheit und Weitschweifigkeit. Er wollte, wie es scheint, in Allem Platons Gegner seyn; nicht zufrieden eine andre Lehre einzuführen, schuf er sich auch einen andern Styl. Dem Platon warf man zu viel Schmuck vor: Aristoteles hat ganz und gar keinen. Um ihn zu lesen, muß man bloß die Absicht haben, sich zu unterrichten. Auch fällt er zuweilen in Dunkelheit; seiner Weitschweifigkeit, seinen Wiederholungen nach, traut er der Fassungskraft seiner Leser bald zu wenig, bald muthet er ihr zu viel zu. In unsern Tagen hat man das Wesentliche seiner Logik ganz, und zwar sehr verständlich, concentrirt. Seine Dichtkunst, von der nur noch ein Theil übrig ist, der uns das Verlohrne sehr bedauern läßt, hat die besten Ausleger an vielen Stellen in Verlegenheit und Uneinigkeit gebracht. Seine Rhetorik, aus welcher Quinctilian alle seine Hauptbegriffe, Eintheilungen und Definitionen entlehnt hat, ist in den ersten Theilen abstrakt und

weitschweifig, aber in Ansehung der Sachen ein Muster der Analyse. Diese beyden Schriften sind, nebst seiner Politik, das vollkommenste, was er hervorgebracht hat. Mit Vergnügen erinnert man sich, daß Aristoteles sie für den Alexander schrieb, und beyde Namen stellen noch nach so vielen Jahrhunderten eine schöne Verbindung des Ruhms auf. Dieß ist eine der Ausnahmen (denn es giebt deren mehr als eine) von dem Satze, welchen Thomas mit so vielem Nachdrucke aufgestellt hat, daß sich Könige und Philosophen gemeiniglich nicht mit einander vertrügen; weil ihre Größe, wie er sagte, gegen einander anstoße. So dachte Philipp von Macedonien nicht, als er jenen berühmten Brief an den Aristoteles schrieb, der so oft angeführt worden ist, und nicht oft genug angeführt werden kann: „Ich melde Dir die Geburt „eines Sohnes. Dank sey den Göttern, daß sie „mir ihn gegeben haben, mehr aber, daß sie ihn „zur Zeit des Aristoteles gebohren werden ließen.“ Der Erzieher Alexanders trennte sich nicht eher von ihm, als bis dieser zur Eroberung Persiens auszog. Er erhielt die größten Befreyungen für seine Vaterstadt, Stagira, und für Athen, die Vaterstadt der Künste, von dem Vater seines Zöglings. Um in einer Republik zu philosophiren, zog er sich nach Athen zurück, nachdem er einen König erzogen hatte. Die Athenienser räumten ihm das Lyceum ein, seine Schule daselbst zu eröffnen, und schon dieser Name zeigt sattsam, daß der kurze Lobspruch, den ich ihm eben ertheilt habe, vor dieser

Ver-

Versammlung nicht unschicklich angebracht war. Vielleicht ist es eine bemerkenswerthe Thatsache in der Geschichte des menschlichen Geistes, daß später als zweytausend Jahre, nachdem Aristoteles das Lyceum in Athen gestiftet hatte, das Französische Lyceum mit seinem Lobe und seinen Werken eröffnet worden ist.

Und nun zur Analyse der Dichtkunst selbst! Wenn wir ein Gedicht lesen, oder bey der Aufführung eines Schauspiels gegenwärtig sind: so finden wir uns alle geneigt, uns von dem Eindrucke, welchen das Ganze oder das Detail auf uns gemacht hat, Rechenschaft zu geben. Dieß ist eine Art von Kritik, deren jeder fähig ist, und welche das meiste Vergnügen gewährt: wenn es aber darauf ankommt, bis zu den ersten Grundsätzen der Künste aufzusteigen, und in dieser Untersuchung einem philosophischen Gesetzgeber zu folgen, so bedarf es einer schärfern, ausdauerndern Aufmerksamkeit. Deshalb läßt man Kinder keine Werke der Art lesen, ein solches Studium hält man für ihr Alter zu schwer: dem reifern hingegen ist es interessanter, weil man darin die Richtigkeit und den ganzen Umfang dieser allgemeinen Ansichten und Grundbegriffe mit Vergnügen wahrnimmt, deren Anwendung zu jeder Zeit dieselbe ist. Laßt uns also, da wir von der Poesie, der ältesten aller Künste des Geistes unter allen bekannten Völkern, sprechen wollen, einer Kunst, die dem Menschen am natürlichsten scheint, laßt uns mit dem Führer, den wir uns gewählt haben, untersuchen, warum

sie zuerst cultivirt worden, und worauf sich das Vergnügen gründe, welches sie uns gewährt. Hiervon giebt Aristoteles zwey Gründe an *): „Die Poesie scheint ihren Ursprung zwey Dingen „zu verdanken, die in unsrer Natur liegen. Das „Nachahmen ist dem Menschen, von der frühesten „Kindheit an, eigen, und dadurch zeichnet sich der „Mensch vor allen andern Geschöpfen am meisten „aus. Durch Nachahmung erlangt er seine ersten „Kenntnisse, und Alle finden an Nachahmungen „Vergnügen. Denn Gegenstände, die wir in „der Natur mit Widerwillen betrachten, wie ab„scheuliche Thiere, Leichname, sehen wir in der „Abbildung mit Vergnügen.“

Diese Gedanken sind richtig und unwiderleglich; auch hat Boileau aus der letzten Stelle gewiß folgende beyde Verse in seiner Dichtkunst entlehnt:

Il n'est point de serpent, ni de monstre odieux,
Qui, par l'art imité, ne puisse plaire aux yeux, etc.

Ob wir aber gleich die Wahrheit dieses Grundsatzes anerkennen, so müssen wir doch zugleich bemerken, daß er, so wie die meisten, deren Entwickelung uns noch beschäftigen wird, einige Einschränkung erfordert. Der gesunde Verstand, der sie aufstellt, lehrt

*) Poetik, Kap. 4. — La Harpe hat nicht immer richtig übersetzt, und daher manche falsche Folgerungen aus seiner Uebersetzung gezogen. Wir sind hier größtentheils der so vorzüglichen Buhlischen deutschen Uebersetzung gefolgt.

lehrt uns zugleich, sie nicht in so strenger Allgemeinheit zu nehmen, welche nur für die Mathematik gehört. Ist also die Nachahmung gleich eine Quelle des Vergnügens, so ist doch nicht Alles in gleichem Grade nachahmenswerth. Selbst in der Malerey, deren Hauptgegenstand materielle Nachahmung ist, muß eine Auswahl beobachtet werden, und viele Dinge würden nicht für diese Kunst taugen; wie viel mehr in der Poesie, welche vor allen andern mit sorgfältiger Auswahl nachahmen, und durch Nachahmung verschönern soll. Diese Vorschrift scheint ganz einfach zu seyn. Horaz und Boileau haben beyde ein Gesetz gegeben, worin sie bedächtig einschränken, was Aristoteles als allgemeinen Grundsatz aufgestellt hat, wie wir gleich wahrnehmen werden, wenn wir seinen Weg verfolgen. Gleichwohl wird es, selbst seitdem die Kunst vervollkommnet worden, häufig außer Acht gelassen, und wenn uns irgend etwas die großen Verirrungen des menschlichen Geistes darthun kann, so ist es dieses, daß wir bey dem ersten Schritte, den wir thun, nachdem wir kaum eine Grundwahrheit festgesetzt haben, schon auf einen Mißbrauch stoßen, der damit getrieben worden ist. Ich spreche hier nicht allein von den Engländern, denen der Dichter des Tempels des Geschmacks mit so vielem Recht zuruft:

Sur votre theatre infecté
D'horreurs, de gibets, de carnages,
Mettez donc plus de verité
Avec de plus nobles images.

Aber

Aber auch wir Franzosen, die Corneille's und Racine's Beyspiele im vorigen Jahrhunderte größere Feinheit lehrten, wir thun seit einiger Zeit Schritte zu empörenden oder ekelhaften Darstellungen zurück, die nur für die Kindheit der Kunst gehören. Beyspiele davon sind zu zahlreich und zu bekannt, als daß ich sie anzuführen nöthig hätte.

Als Voltaire den Tankred schrieb, so verbreitete sich das Gerücht, man werde ein Schaffot darin sehen, auf welchem Amenaide stirbt. Dem Dichter aber war es nicht in Sinn gekommen. „Geben Sie ja dieß Beyspiel nicht," schrieb ihm jemand darüber; „denn wenn das Genie ein Schaffot auf der Bühne errichtet, so werden die Nachahmer bald jemand darauf rädern lassen."

Uebrigens ist es etwas ganz gewöhnliches, daß die Mittelmäßigkeit solche Ungeheuer in einer Epoche erzeugt, wo man sich quält etwas Besseres hervorzubringen, weil man die Grenze des Guten nicht kennt; daß die Liebe zum Neuen sie beklatscht, und die Vernunft darüber spottet. Das aber ist nicht gut, wenn man auf Sensibilität Anspruch machen will, und doch solcher Erschütterungen bedarf; denn jenes Wort ist auch eins von denen, die jetzt auf der Tagesordnung stehen. Man braucht es so lächerlich verschwenderisch, daß ein vernünftiger Mensch sich wohl bedenken muß, wo er es anwende, wenn er nicht mit der Mode zum Gelächter werden will. Es ist der Lieblingsausdruck der abgestumpften Menschen, welche, für jeden Reiz fühllos, dennoch erschüttert seyn wollen; die sich

immer

immer über Mangel an Reizbarkeit beklagen, der in der That doch nur in ihnen liegt. Für sie gehören solche schauderhafte Darstellungen, wie Hinrichtungen für den Pöbel; ihrentwegen fallen die Dichter in Wahnsinn und die Schauspieler in Convulsionen; mit einem Worte, es ist der Unsinn der Extreme, der jeder Art von Genuß so nachtheilig ist: dieß nennt man jetzt Sensibilität. Und wer darf sich ihrer eigentlich rühmen? Der Mann, der eine Thräne fallen läßt, wenn er zufälliger Weise im Theater einige Verse vom Racine mit dem Accente der Wahrheit sprechen hört, nicht aber der, welcher Bravo schreyt, wenn — Jeder fülle nach Belieben diese Periode aus, die würklich nur mich allein in Verlegenheit setzt.

Die Betrachtung des ersten Aristotelischen Satzes hat uns etwas weit geführt. Wir kehren zu der Gattung des Reizes zurück, welchen die Nachahmung für alle Menschen hat, und wovon uns der Philosoph den Grund angeben will. „Die „Ursache davon, fährt er fort, ist diese, daß „nicht allein den Philosophen, sondern allen Men„schen die Beschäftigung ihrer Erkenntnißkraft sehr „angenehm ist; daher ergötzt man sich an der An„schauung eines Gemäldes.“ Diese Idee ist eben so richtig als tiefgedacht, doch könnte man ihr wohl eine größere Ausdehnung geben, wenn man in vielen Fällen die Einbildungskraft an die Stelle dessen setzte, was der Verfasser hier der Erkenntnißkraft allein zuschreibt. Würklich erhält jede Nachahmung unsre Imagination auf angenehme Art in

Uebung;

Uebung; denn sie ist nichts anders, als das Vermögen der Seele, uns Gegenstände als gegenwärtig vorzustellen; und es ist immer ein Vergnügen für uns, Bilder, die uns die Kunst aufstellt, mit denen zu vergleichen, die unser Gedächtniß bereits gefaßt hat.

Die zweyte Haupturſache der Dichtkunst ist, nach dem Aristoteles, der Geschmack, den wir an dem Rhythmus und dem Gesange *) empfinden, und der uns nicht weniger natürlich ist, als der an der Nachahmung. Um die Richtigkeit dieser Bemerkung einzusehn, muß man sich erinnern, daß die Gedichte ursprünglich abgesungen wurden, und, was noch mehr ist, daß man in allen Sprachen nichts anders als in abgemessenen Worten singt, welches die nahe Verbindung des Gesangs mit mit Rhythmus beweiset. Dieses griechische Wort ist in der französischen Sprache häufig in Gebrauch, weshalb es einer genauern Erklärung bedarf, denn technische Worte, die ins gemeine Leben übergehen, werden von weniger unterrichteten Personen oft falsch verstanden, oder schlecht angewendet. Den Rhythmus erklärt Batteux so: c'est un espace determiné, fait pour symmétriser avec un autre du même genre **). Diese allgemeine Definition ist nothwendig etwas abstrakt; erhält aber mehr Klarheit durch ihre Anwendung auf drey Dinge, welche des Rhythmus besonders

*) Eigentlich: Harmonie.

**) Batteux, Les quatre poetiques, T. I. p. 249.

ders empfänglich sind, auf die Rede, den Gesang und den Tanz. In der Rede ist er eine bestimmte Folge von Sylben oder Wörtern, die einer gleichen Folge entsprechen. So besteht der Rhythmus in dem Alexandriner aus zwölf Sylben, welche allen Versen derselben Art durch ihre Intervalle oder ihre Verbindungen eine gleiche Dauer geben. Im Tanze besteht er in einer Folge von Bewegungen, welche ihrer Form, ihrer Zahl und ihrer Dauer nach im Ebenmaaße stehen. Es ist bekannt, daß dem Menschen nichts natürlicher ist, als der Rhythmus: Die Schmiede schmieden das Eisen nach dem Takte, wie Virgil es von den Kyklopen bemerkt; ja selbst unsre Bewegungen sind größtentheils rhythmisch, das heißt, sie haben eine Art von Ebenmaaß. Dieser Hang zum Rhythmus machte, daß man die Worte in ein Maaß brachte, woraus der Vers entstand, und eben so auch die Töne, wodurch die Musik ward. Anfangs, sagt Aristoteles, machte man rohe Versuche, Impromtüs; denn das Wort, das er hier braucht (αὐτοσχεδιάσματα), führt auf diese Idee. Dergleichen Versuche entwickelten sich nach und nach, und gaben der Poesie ihre Entstehung, die sich nach dem verschiednen Charakter ihrer Urheber in zwey Gattungen schied, in die heroische, welche dem Lobe der Götter und Heroen geheiligt war, und die satyrische, welche schlechte und lasterhafte Menschen schilderte. In der Folge leitete die Epopöe von der Erzählung zur Handlung und erzeugte die Trägödie, und auf gleiche Weise brachte die Sathre

die Komödie hervor. „Da die Idee der Tragö-
„die und Komödie einmal aufgefaßt war, fährt
„der Philosoph fort, so machten die Dichter, je
„nachdem ihr Genius sie zu der einen oder der an-
„dern von beyden Dichtarten trieb, statt der Jam-
„ben, Komödien, und statt der epischen Gesänge,
„Tragödien, weil die Formen der letztern erhabner
„und edler waren, als die Formen jener.“ Diese Bemerkung beweiset, daß man bey den Griechen, so wie bey uns, der dramatischen Dichtkunst immer den ersten Platz anwies. Auch ist zu bemerken, daß es unter den verschiedenen Gattungen der griechischen Poesie, von welcher Aristoteles in dem Theile seiner Schrift, welcher verloren gegangen ist, zu handeln verspricht, solche giebt, wovon keine mehr übrig sind, die Dithyramben, die Nomen, die Satyren und die Mimen. Die letztern waren, wie man aus einigen Stellen der Alten schließt, eine sehr ausschweifende Dichtungsart; die Nomen, ein religiöses Gedicht, zu Feyerlichkeiten bestimmt; die Dithyrambe, ihrem Ursprunge nach bestimmt, die Thaten des Bacchus zu preisen, die sich in der Folge auf analoge Gegenstände, nehmlich auf das Lob berühmter Männer ausbreitete. Von Allen ist nichts als der Name übrig geblieben. Bekannt ist es, daß Archilochus, Hipponax und viele Andre persönliche Satyren verfertigten; allein mit eben dieser Benennung belegten die Griechen auch Dramen, deren Inhalt burleske Fröhlichkeit ausmachte. Der Kyklope des Euripides ist das einzige, übrig geblieben

bliebne Stück dieser Art, und dieser läßt uns den Verlust der übrigen nicht sehr bedauern.

Von der Komödie und der Epopöe spricht Aristoteles wenig, weil er sie für die folgenden Bücher versparte. Die letzte ist, nach seiner Meynung, wie die Tragödie, eine Nachahmung des Schönen *) durch die Rede, und beyde unterscheiden sich dadurch, daß jene vermittelst der Erzählung, und diese durch Handlung nachahmt. Zu dieser Verschiedenheit, welche in der Form liegt, setzt er noch die Dauer, die in der Epopöe unbestimmt ist, dagegen die Tragödie sich in den Zeitraum eines Sonnenumlaufs einzuschränken sucht, (dieß sind seine eignen Worte) oder ihn doch nur wenig überschreitet. Der Philosoph entfernt sich hier, wie man sieht, sehr weit von der pedantischen Strenge, die man seinen Grundsätzen zum Vorwurfe gemacht hat. Er gesteht dem, was wir die Regel von vier und zwanzig Stunden nennen, die vernünftige Ausdehnung zu, ohne welche man sich mehrerer interessanter Stoffe enthalten müßte, und räumt der Dauer einiger Stunden nicht mehr oder weniger Wichtigkeit ein, als ihr gebührt. Ueber die Epopöe, verglichen mit der Tragödie, sagt er mit vieler Einsicht: „Alles was die Epopöe hat, „findet auch bey der Tragödie statt; nicht alles „aber, was dieser eigen ist, findet sich auch in der

*) Nicht des Schönen sondern des Erhabnen, στυδαιον. Kap. 5.

„Epopöe.“ *) Die letztere, meynt er, könne ohne Unterschied in gebundner oder ungebundner Rede geschrieben seyn, eine Behauptung, von der sich die Neuern entfernt haben, denn wenn schon Einige sie haben annehmen wollen, so hält man sie doch meistens für paradox; und so viel Bewunderung auch der Telemach verdient, so hat er doch niemals den Namen eines Gedichts erlangen können, den ihm auch der Verfasser nie zu geben gedacht hat. Fragt man nach dem Grund dieser Verschiedenheit zwischen den Alten und uns, so liegt sie vielleicht in der hohen Meynung, die wir mit Recht von dem seltnen Verdienste haben in Versen, und in einer Sprache gut zu schreiben, in welcher die Versification so äußerst schwer ist. Dieses Verdienst haben wir von einem so großen Werke, wie das epische Gedicht ist, nicht trennen wollen, und überhaupt will uns Dichtkunst ohne Versification nicht in die Gedanken. Dazu haben wir wohl auch vielen Grund. Jede Schwierigkeit verleiht theils den schönen Künsten einen Reiz mehr, sobald sie überwunden ist, theils eröffnet sie eine reiche Quelle neuer Schönheiten. Man muß die Ehre einer so schönen Kunst, wie die Poesie ist, nicht herabwürdigen; wie viele würden nicht Dichter seyn wollen, wenn man es in Prose seyn könnte, und der prosaischen Dichter giebt es ja ohnehin schon genug. Uebrigens dachten die Römer, wie es scheint, hierüber nicht anders als wir, und hatten

*) Ebendas.

hatten von einem Gedichte, das nicht in Versen geschrieben war, keinen Begriff. Man kann selbst annehmen, daß bey den Griechen die allgemeine Meynung über den Aristoteles die Oberhand behielt, weil man aus keiner einzigen Stelle der Alten den Beweis führen kann, daß man einen Prosaisten als einen Dichter angesehen habe. Bey dieser Gelegenheit glaube ich einen artigen Ausspruch von Voltaire erzählen zu dürfen, den man freylich nicht ernsthafter nehmen muß, als er es selbst wollte, der aber doch den Enthusiasmus deutlich genug bezeichnet, den er von dem Dichter für seine Kunst verlangte. Einer seiner Freunde kam in sein Zimmer, trat aber zurück, weil er ihn arbeiten sahe, aus Furcht ihn zu stören. „Immer „kommen Sie herein," rief ihm Voltaire munter zu, „ich mache nichts, als schlechte Prose." Wenn man den Werth der seinigen bedenkt, so sieht man leicht, wie man diesen Scherz zu nehmen habe.

Was Aristoteles von der Komödie sagt, besteht in folgenden Wenigen. *) „Die Verände„rungen der Tragödie und die Ursachen, welche sie „veranlaßten, sind bekannt; bey der Komödie „hingegen weiß man sie nicht, weil man Anfangs „kein großes Interesse daran nahm. Denn erst „spät gab der Archon wohl einmal einen komischen

*) Kap. 5. La Harpe hat auch hier theils nach dem unberichtigten Texte, theils paraphrasirend übersetzt.

„Chor, und es geschah aus freyer Willkühr. „Selbst aus der Epoche, wo die Komödie schon „gewisse Formen hatte, kennt man wenig Dichter „derselben; wer aber die Masken aufbrachte, oder „die Prologen, oder mehr Schauspieler, und der„gleichen, läßt sich nicht bestimmen. Epichar„mus und Phormis waren die ersten, welche Fa„beln erdichteten. Ursprünglich kam diese Neue„rung aus Sicilien. Zu Athen machte Krates „den Anfang, die jambische Manier zu verlassen, „und statt wirklicher, erdichtete Begebenheiten zum „Stoffe für die Komödie zu machen.“

Hierbey läßt sich weiter nichts als die Gewohnheit der Alten bemerken, welche aus theatralischen Darstellungen eine öffentliche Feyerlichkeit machten. Einer von den Archonten, den ersten obrigkeitlichen Personen Athens, hatte zugleich die Direction der Schauspiele insbesondere auf sich. Er kaufte die Stücke von den Verfassern, und ließ sie auf Kosten des Staats aufführen. Diese Einrichtung hatte eine doppelte Folge; theils verhinderte sie die Vervollkommnung der Kunst in allen ihren Theilen, welche bey uns statt gefunden hat, wo die Gewohnheit eines täglichen Schauspiels die Beurtheilung der Richter mehr geübt und sie selbst strenger gemacht hat, theils arbeitete sie aber auch dem Ueberdruß entgegen, und widersetzte sich länger dem Verderbnisse der Kunst; wenigstens finden wir nicht, daß, nach den Zeiten des Euripides und Sophokles, die Griechen alle Regeln der gesunden Vernunft so gänzlich vergessen

sen hätten, wie es bey uns geschehen ist. In den Zeiten dieser großen Männer und vorzüglich durch ihre Werke erreichte die Tragödie ihren höchsten Glanz. „Nachdem sie viele Ver„änderungen erfahren hatte, blieb sie auf der Stufe „stehn, weil sie nunmehr ihren natürlichen Cha„rakter zu haben schien.“ — „Die Untersuchung, „ob die Tragödie in ihren Formen bereits vollen„det sey, oder nicht, sowohl überhaupt genommen, „als in Hinsicht auf die Zuschauer, ist eine andre „Frage.“ *) In diese Untersuchung will er hier nicht eingehn; vielleicht daß er sie in dem verlornen Theile seiner Werke anstellt. Genug, diese Behutsamkeit zeugt von vielem Verstande, welcher weder der Kunst noch dem Genie Grenzen zu bestimmen gemeynt ist.

Die Komödie definirt er durch „eine Nach„ahmung schlechterer Charaktere, aber doch nicht „in Beziehung auf alle Arten des Lasters, sondern „bloß in Hinsicht auf das Lächerliche, welches eine „Gattung des Häßlichen ist.“ **) Hier ist, wie mich dünkt, der Hauptgegenstand der Komödie und ihr unterscheidender Charakter sehr richtig aufgefaßt. Die Erfahrung hat den Gesetzgeber gerechtfertigt, so oft man statt des Ungereimten und Lächerlichen hassenswerthe Laster in der Komödie hat angreifen wollen. Der Verfasser des Glorieux

*) Kap. 4.

**) Kap. 5.

ist im Ingrat gescheitert. Zwar erregt der Tartüffe auch unsern ganzen Haß, indessen geben doch die Grimaßen seiner Scheinheiligkeit und seine fromme Sprache, neben seinen verliebten Unternehmungen, diesem Charakter eine komische Wendung, welche seine Abscheulichkeit und Niederträchtigkeit in etwas mindern; und es ist das Meisterstück der Kunst, ihn theatralisch gemacht zu haben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht Aristoteles zur Tragödie über, die er für die höchste und schwerste Anstrengung hält, deren die Künste der Einbildungskraft fähig sind. Er definirt sie „durch die Darstellung einer richtigen und vollstän„digen Handlung, von bestimmter Größe, in ei„ner für das Ohr gefälligen Sprache, — wel„che vermittelst der Furcht und des Schreckens die„selben Leidenschaften in uns verbessern soll.“ *)

Ich bleibe hier gleich bey dem letzten Punkte stehen, weil er falsch verstanden worden ist, und würklich leicht mißverstanden werden kann. Jedermann muß hier die Frage aufwerfen: Was heißt Schrecken und Mitleid, indem sie erregt werden, verbessern, oder, wie der Text sagt, reinigen? Im vorigen Jahrhunderte, wo es alle Kunstrichter für etwas Wesentliches ansahen, daß die Werke der Phantasie einen moralischen Zweck haben müßten, glaubte man in obiger Stelle diese vermeynte Regel zu finden. Ihr gemäß richtete man auch seine Erklärungen ein. Corneille, zum

Bey-

*) Kap. 6.

Beyspiel, drückt sich noch am wahrscheinlichsten und besten also darüber aus: „Das Mitleiden „über ein Unglück, worein wir unsers Gleichen gerathen sehen, läßt uns dasselbe für uns selbst befürchten; diese Furcht bewürkt den Wunsch, es „zu vermeiden, und dieser Wunsch treibt uns, „diejenige Leidenschaft, welche Personen, die wir „bedauern, vor ursern Augen ins Unglück stürzt, „in uns zu reinigen, zu mäßigen, und sogar auszurotten; nehmlich des gemeinen, aber natürlichen und unzubezweifelnden Grundes wegen, daß „man, um die Würkung aufzuheben, die Ursach „wegräumen müsse.“ Diese Logik ist sehr richtig; wenn aber Aristoteles nichts weiter hätte sagen wollen, so würde er sich in der einfachsten Sache von der Welt übel ausgedrückt haben; er hätte nur sagen dürfen, daß die Tragödie durch Schrecken und Mitleid diejenigen Leidenschaften in uns bessere, welche die Unglücksfälle, deren Darstellung eben dieses Schrecken und diese Furcht hervorbringt, verursachen; allein dieß sagt er ganz und gar nicht, vielmehr sind seine eignen Ausdrücke: Schrecken und Mitleid reinigen, mäßigen, modificiren (das griechische Wort enthält diese analogen Ideen), und eben weil man ihm nicht Wort für Wort folgen wollte, entfernte man sich von seiner Idee. Seine Meynung, wie man sie neuerlich sehr richtig dargestellt hat, ist diese: der Zweck jeder theatralischen Nachahmung, eben in dem Augenblicke, worin sie Mitleid und Schrecken erregt, bestehe darin, daß, indem erdichtete Begebenheiten vor

unsre Augen gestellt werden, das Allzuschmerzliche, was dieses Mitleid und dieses Schrecken, wofern jene Begebenheiten würklich wären, haben müßte, in uns gemildert, gemäßigt würde. So verstanden, ist des Aristoteles Idee eben so richtig als klar. Denn wer würde zum Beyspiel den Anblick von Leiden, wie die eines Oedipus, einer Andromache oder Hekabe ertragen, wenn sie sich in der Würklichkeit vor unsern Augen zutrügen? Ein solches Schauspiel würde uns schmerzen, statt angenehm zu seyn; nun aber hat die Nachahmung so vielen Reiz, so viel Wunderbares, daß sie das zum Vergnügen umschafft, was außerdem würklicher Schmerz seyn würde. Dieß ist das Geheimniß der Natur und der Kunst, wenn sie vereint würken; ein Geheimniß, das ein Philosoph, wie Aristoteles, zu entschleyern würdig war.

Ich halte mich hier für verbunden zu erklären, daß ich selbst in einem „Versuche über die „griechischen Tragiker," durch das Ansehen der besten Ausleger verleitet, die alte, jetzt von mir bestrittene, Erklärung angenommen habe, ob ich sie gleich sehr einschränkte, und alle Folgerungen bestritt, die man daraus zog, und welche mir sehr falsch zu seyn schienen. In Batteux Uebersetzung der Aristotelischen Dichtkunst fand ich die neue Erklärung, der ich den Vorzug zugestehen zu müssen glaubte. Er verbreitet sich weitläuftig über ihre Gründe, und mir scheinen sie entscheidend zu seyn.

Nicht

Nicht selten hat die Unwissenheit aus den Widersprüchen Vortheil zu ziehen gesucht, welche unter den Kennern und Liebhabern der alten Literatur herrschen. Wenn diese so uneinig unter einander sind, hieß es, welchen Glauben kann man ihnen wohl beymessen? Hierüber kann man sich auf das Zeugniß eines Jeden berufen, der eine andre, als seine Muttersprache, studirt hat, sey es auch eine lebendige. Diese Kenntniß ist zu der Ueberzeugung hinlänglich, daß es keine Sprache gäbe, in deren Werken nicht Stellen enthalten seyn sollten, worüber Fremde, die sie lesen, nicht verschiedener Meynung wären. Mit weit größerem Rechte muß man der nehmlichen Schwierigkeiten in den todten Sprachen gewärtig seyn, deren uralte Denkmäler sich sehr verändern konnten und mußten. Indessen bleibt darum die Uebereinstimmung über den größten Theil derselben Schriften nicht unmöglich, weil der Fall weit häufiger ist, daß keine Dunkelheit statt findet, wenn man nicht geflissentlich eine suchen will.

Wir wollen nun zu den andern Theilen der Definition schreiten. „Die Tragödie ist die Dar„stellung einer wichtigen Handlung.“ Allerdings. Nur die Neuern sind von diesem Grundsatze abgewichen. Diese Mischung des Ernsten und des Komischen, ist es, welche die englischen und spanischen Stücken so entstellt; es ist ein Ueberbleibsel der Barbarey. Aristoteles setzt hinzu: „sie müsse „vollständig und von bestimmter Größe seyn,“ und erläutert dieses so: „Ein Ganzes ist, dem Anfang,

„Mitt-

„Mittleres und Ende zukommen.“ Ueber die Größe drückt er sich folgendermaaßen aus: „Da „jedes Schöne, sey es ein Thier, oder irgend ein „anderes Objekt, aus gewissen Theilen besteht, so „müssen diese nicht nur in richtiger Ordnung und „Verhältnisse zu einander seyn, sondern auch eine „angemessene, nicht jede beliebige Größe haben; „denn das Schöne liegt in der bestimmten Größe „und Ordnung. Daher wird weder ein sehr klei„nes Thier schön seyn, weil die Momente der An„schauung, da die Succession in der Zeit unmerk„lich ist, in einander fallen; noch ein sehr großes, „weil hier die Anschauung nicht Alles auf einmal „fassen kann, und dem Betrachtenden, da nicht „alle einzelnen Theile von ihm übersehen werden „können, das Ganze verloren geht, z. B. ein „Thier von zehntausend Stadien im Umfange. „So wie deswegen Körper und Thiere eine be„stimmte, leicht übersehliche Größe haben müssen, „so müssen auch die Fabeln eine bestimmte Länge „haben. Die Grenze der Länge vorzuschreiben, in „Rücksicht auf die theatralischen Vorstellungen und „den herrschenden Geschmack, gehört nicht für die „Theorie. — Im Allgemeinen kann man sagen, „diejenige Handlung habe eine hinlängliche Größe, „bey welcher, der Wahrscheinlichkeit oder Noth„wendigkeit gemäß, die Reihe der Begebenheiten „vom Glück zum Unglücke, oder vom Unglück „zum Glücke übergeht.“ *)

Je

*) Kap. 7.

Je weiter man über diese Vorschriften nachdenkt, je mehr bemerkt man, daß sie sich auf eine große Kenntniß der menschlichen Natur gründen. Wer könnte zum Beyspiel daran zweifeln, daß die Stücken des Lope de Vega und Shakspeare, welche der Begebenheiten so viele umfassen, daß man sich mit dem besten Gedächtnisse nur mit Mühe davon Rechenschaft geben kann, — daß solche und ähnliche Stücken nicht das gehörige Maaß überschreiten, und daß man zugleich mit Verletzung dieser Regel auch der gesunden Vernunft Hohn sprach? Denn wir sind denn doch nur eines gewissen Grades von Aufmerksamkeit, einer gewissen Dauer von Unterhaltung, Belehrung und Freude empfänglich. Es ist folglich Sache des Geschmacks, dieses richtige und nothwendige Maaß zu fassen, und hierüber ist der Gesetzgeber mit den Dichtern einig. Wie viel sagt er nicht überdieß über das Wesen des Schönen, über die Nothwendigkeit, dem Geiste nicht mehr darzulegen, als er umfassen kann, wenn man Interesse und Bewunderung erwecken will, tief und hell Gedachtes! Wir wollen es nur gestehen: durch gewagte Gedanken, die nur durch Sonderbarkeit und Paradoxie den Anstrich von Neuheit erhalten, die Menge einen Augenblick blenden, das ist vielen Menschen gegeben: aber durch sichere, allgemeine Ansichten, deren Wahrheit man bey jeder neuen Anwendung immer mehr entdeckt, die Nachkommen unterrichten, der Erfahrung der Jahrhunderte durch Urtheilskraft vorzueilen, das ist nur größern Geistern verliehen.

Aristo-

Aristoteles nimmt ferner noch die für das Ohr gefällige Sprache in seine Definition auf, welche zum Effekt der Poesie mitwürken soll. Diese Annehmlichkeit läßt sich für uns auf das Vergnügen zurückführen, welches die Versifikation und Deklamation enthält; bey den Alten bestand es vielmehr in der Melopoeie oder dem in Noten gesetzten Recitative, in der Musik der Chöre und deren rhythmischen Bewegungen. „Jede Tragödie," so schließt er, „muß nothwendig sechs Theile enthal„ten; die Fabel oder Handlung, die Sitten oder „Charaktere (denn Beydes bedeutet hier Eins), „den wörtlichen Ausdruck, die Gesinnungen, die „Dekoration und die musikalische Begleitung." *) Setzen wir statt des letzten die Deklamation, so paßt Alles auf unsre neuere Tragödie. Aber wir wollen erst das Folgende hören, und dann urtheilen, ob Aristoteles die Tragödie gekannt habe. „Das Wichtigste von allen ist die Zusammensetzung „der Handlung. — Sie ist die Hauptsache der „Tragödie. Ohne Handlung könnte keine Tragö„die seyn. — Wenn jemand einen Charakter „schildert, Gesinnungen in schöne Phrasen kleidet, „wird er doch den eigenthümlichen Zweck der Tra„gödie nicht erreichen; weit eher wird dieß bey ei„nem Stücke der Fall seyn, wo zwar jenes Erfor„niß weniger befriedigt wird, das sich aber durch „die Fabel und die Composition der Handlung em„pfiehlt. — Auch bringen es Anfänger in der „Poesie

*) Kap. 6.

„Poesie eher im Ausdrucke und in der Charakter-„schilderung zur Vollkommenheit, als in der Com-„position der Handlungen.“

Dieß Alles ist noch jetzt eben so wahr, als zu der Zeit, wo der Philosoph schrieb. Daß auf dem Theater das hauptsächlichste Verdienst darin bestehe, eine Handlung zu erfinden, und Interesse zu erregen, das beweisen eine Menge Stücke sattsam, die man mit Vergnügen spielen sieht, zu lesen aber gar nicht begierig ist. Inzwischen ist doch eine Verschiedenheit zu bemerken, die zwischen den Griechen und uns statt hat; daß nehmlich, aus Aristoteles Worten zu schließen, die Erfindung des Stoffes und des Plans bey ihnen das seltnere Verdienst war, da wir es in den Styl setzen. Wir besitzen zwanzig dramatische Dichter, deren Stücke sich auf dem Theater erhalten haben, und nur zwey, (ich rede hier bloß von den Verstorbenen, über die Lebenden richte die Nachwelt) welchen eine ununterbrochene Beredsamkeit des Verses zu Gebote stand, und die die höchste Vollkommenheit im tragischen Style erreicht haben, Racine und Voltaire. Der große Corneille kann mit ihnen nicht verglichen werden; er brach die Bahn, und konnte nicht Alles vollbringen; auch kann er, seiner Schreibart wegen, unter den klassischen Schriftstellern auf keinen Platz Anspruch machen, ob er gleich fast in allen Gattungen von dramatischen Schönheiten Muster geliefert hat. Woher diese Verschiedenheit zwischen den Griechen und uns? Meines Erachtens, liegt sie

in

in der Natur der Sprache und der Tragödie. Die griechische Sprache, die harmonischste unter allen bekannten Sprachen, machte die Versifikation sehr leicht, und die Musik verlieh ihr noch einen Reiz mehr. Diese Vereinigung war unstreitig den Griechen sehr angenehm, weil Aristoteles ausdrücklich sagt: „Die musikalische Begleitung sey „das wichtigste, die Seele zu reizen und zu ver„gnügen.“ Wir können auf diese Würkung aus unsern Opern schließen, worin wir die stärksten Gefühle, die in uns erregt werden, hauptsächlich der Musik verdanken. Die zweyte Ursache des Unterschieds, den wir untersuchen, beruht in der Natur der griechischen Tragödie selbst, welche allezeit auf ihre eigne Geschichte, ja, wie der Stagyrit ausdrücklich sagt, auf eine kleine Anzahl von Familien eingeschränkt war. Unter uns kann das dramatische Genie seine Stoffe aus allen bekannten Theilen der Welt zusammen suchen. Ja für ihn giebt es noch eine Welt mehr, die den Alten unbekannt war, und um Alles zu umfassen, was sie dem dramatischen Dichter darbieten kann, ist es genug, sich an die Alzire zu erinnern.

Wir dürfen uns also darüber nicht wundern, daß es gewöhnlicher unter uns ist, auf Stoffe zu stoßen, die für das Theater passen, als ein Trauerspiel mit ächtem Dichtergeiste zu schreiben. Aber ein bemerkenswerther, glücklicher Zug in unsrer Litteratur ist es, daß diejenigen von unsern dramatischen Dichtern, welche am besten geschrieben haben, uns auch am meisten interessiren, daß in

unsern

unsern am besten gearbeiteten Stücken auch die meiste Beredsamkeit herrscht, und diese Vereinigung aller Arten von Vollkommenheit ist es, welche unser Theater über alle Theater der ganzen Welt erhoben hat.

Aristoteles fährt fort, die Regeln der Tragödie zu bestimmen. „Die Fabel hat Einheit, nicht, wenn sie sich nur auf Eine Person, sondern wenn sie sich auf Eine Handlung beziehet. — Die Fabel muß, da sie Darstellung einer Handlung ist, nur Eine Handlung, und diese ganz darstellen, und die Theile der Handlung müssen so zusammengesetzt seyn, daß durch Versetzung oder Wegnehmung eines Theils das Ganze verändert und zerrüttet würde. Was da seyn, oder fehlen kann, ohne die Handlung merklich zu verändern, ist nicht einmal für einen Theil derselben anzusehen.“ *)

Dieß ist die vollständigste und richtigste Idee, die man sich von der Verflechtung eines Drama machen kann; wodurch alle die fremdartigen Episoden, alle die eingeschalteten Partheien, mit welchen man die Schauspiele so oft anfüllt, wenn man sie nicht aus dem Stoffe selbst zu nehmen vermag, verwiesen werden. Aristoteles fährt fort: „Es ist nicht sowohl Zweck des Dichters, wirklich geschehene Begebenheiten zu erzählen, als vielmehr solche, die hätten geschehen können, die möglich waren

*) Kap. 8.

waren, nach Gründen der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit.“ Deshalb sagt Boileau:

Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable.

„Der Historiker und der Dichter unterscheiden sich nicht dadurch, daß der eine metrisch, der andre ohne Sylbenmaaß erzählt; man könnte ja auch die Geschichte des Herodot in Sylbenmaaß bringen; sie würde, metrisch abgefaßt, nichts desto weniger eine Geschichte seyn, als sie es in Prose ist; sondern dadurch unterscheiden sich beyde, daß der eine wirklich geschehene Begebenheiten erzählt, der andre solche, die hätten geschehen können. Daher ist denn auch die Poesie philosophischer und nützlicher, als die Geschichte. Denn die Poesie geht mehr auf das Allgemeine, und die Geschichte mehr auf das Besondere.“ *)

Vielleicht ist diese Unterscheidung nicht ganz genau; denn es ist schwer, historische Personen zu schildern, ohne daß einige Kenntniß des Menschen überhaupt daraus hervorgehen sollte. Allein man sieht doch aus dieser Stelle, daß die Alten die Dichtkunst aus einem ernsthaftern und bedeutendern Gesichtspunkte ansahen, als wir jetzt thun, und dennoch hätten uns Mahomet und die Henriade

*) Kap. 9. Die letzten Worte übersetzt La Harpe so: Celle-ci ne peint que les individus: l'autre peint l' homme. Auf diese freylich allzufreye Uebersetzung bezieht sich das Folgende.

de belehren können, wie viel die Dichtkunst in der Moral vermöge.

Der Philosoph unterscheidet die Tragödie, welche auf die Geschichte gegründet ist, von der, die allein auf Erfindung beruhet, und billigt beyde; indessen ist von der letzten Art keine griechische Tragödie übrig. Nur die episodische Gattung tadelt er geradezu. „Eine episodische Fabel nenne ich, wo die Episoden weder nach Wahrscheinlichkeit, noch nach Nothwendigkeit mit einander verbunden sind. Dergleichen Stücke machen schlechte Dichter aus Mangel an Talent, gute Dichter aus Nachgiebigkeit gegen die Schauspieler; denn wenn sie bey den theatralischen Wettstreiten das Stück mehr ausdehnen müssen, als die Natur der Handlung erlaubt, so sind sie oft genöthigt, den natürlichen Zusammenhang der Handlung zu unterbrechen, und manches einzuflechten, was nicht hinein gehört.“ *)

Hieraus sieht man, daß die Klagen über die unvermeidliche Tyranney nichts weniger als neu sind, welche diejenigen über den Künstler ausüben, die die einzigen und unentbehrlichen Instrumente seiner Kunst ausmachen.

Was die Folge und Verbindung der Begebenheiten anlangt, welche aus einander entstehen müssen, so führt er hierüber einen treflichen Grund an. „Selbst bey zufälligen Begebenheiten erregen doch diejenigen die höchste Verwunderung,

*) Ebendas.

die gleichsam absichtlich geschehen, und vorbereitet zu seyn scheinen; wie z. B. die Statue des Mytis in Argos den Mörder desselben tödtete, die auf ihn fiel, indem er sie betrachtete. So etwas scheint nicht von ungefähr sich zuzutragen.“

Er unterscheidet die einfachen Stücke von den verwickelten. Unter jenen versteht er diejenigen, worin alle Personen einander kennen; unter diesen, die, worin eine Wiedererkennung vorkommt. Noch setzt er einen zweyten Unterschied fest, daß sich in jenen Einheit und Zusammenhang, und in diesen Peripetie befinde. *) Dieses Wort bedeutet Glückswechsel, Veränderung der Situation der Hauptpersonen. Allein, da ich nicht begreife, wie ein Schauspiel einer Peripetie, sey sie auch noch so unbedeutend, entbehren kann, so muß ich diese Unterscheidung verwerfen.

Die Erkennungen und die Peripetien führt er mit Recht als die beyden großen Hülfsmittel an, Mitleid oder Schrecken zu erregen. Als Muster dieser Gattung nennt er die Situation der Iphigenie, die ihren Bruder in dem Augenblick erkennt, wo sie ihn zu opfern im Begriff ist, und die der Merope, wie sie ihren eignen Sohn tödten will, in dem Wahne ihn zu rächen. Von diesen beyden Stoffen verwarf Voltaire den einen, weil er die Auflösung für unmöglich hielt, und Guimond de la Touche, welcher diese Schwierigkeit weniger achtete, als ihn das Pathetische desselben rührte, behan-

*) Kap. 10.

behandelte ihn auf eine so interessante Weise, daß man ihm den unvermeidlichen Fehler in der Entwickelung verzeiht. Auf welche Weise aber Voltaire die Merope des Maffei benutzt, daß er sie im Ganzen übertroffen hat, indem er die glücklichsten Züge hinzusetzte; daß es ihm gelang, das tadelloseste, das klassischste von seinen Schauspielen, und ein solches daraus zu machen, welches am besten eine Parallele mit der Vollkommenheit eines Racine aushalten konnte, das ist eine bekannte Sache.

Zu diesen beyden Mitteln, Interesse zu erregen, die aus dem Innern der Handlung selbst genommen sind, setzt Aristoteles noch ein drittes, die Dekoration, d. i. alles was stark in die Augen fällt, als Tödtungen, Kämpfe, theatralische Zubereitungen; jedoch bemerkt er sehr richtig, dieses Mittel stehe unter jenen beyden, und erfordre weniger poetisches Talent. „Denn, sagt er, die Fabel muß so zusammengesetzt seyn, daß man schon beym Anhören der Begebenheiten Schauder und Mitleiden empfindet, wie bey der Geschichte des Oedip. — Diejenigen aber, welche durch die Dekoration nicht sowohl das Furchterregende, als vielmehr das Wunderbare hervorbringen wollen, gehen über den Zweck der Tragödie hinaus. — Man muß nicht jede Art des Vergnügens von der Tragödie erwarten, sondern bloß dasjenige, welches sie gewähren kann.“ *)

*) Kap. 14. La Harpe begeht hier eine große Verwirrung. Unter die drey Bestandtheile der Fabel

Hier finden wir also den großen Grundsatz, der uns so eben beschäfftigte, und womit Aristoteles vor zweytausend Jahren schon im voraus denen geantwortet hat, die mit dem einzigen Worte: „Das ist in der Natur," Alles gesagt zu haben glauben. Als ob jede Natur schön genug wäre, den versammelten Menschen gezeigt zu werden, als ob Schauspiele und schöne Künste Nachahmung der gemeinen, und nicht einer verfeinerten Natur wären.

Schon bin ich in der Dichtkunst des Aristoteles ziemlich weit gekommen, woraus ich nur die Hauptideen gezogen, und alles weggelassen habe, was zur griechischen Tragödie allein gehört. Nur bey dem bleibe ich stehen, was auf die unsrige Anwendung leidet. Indessen wage ich es, wiewohl nur äußerst selten, andrer Meynung zu seyn. So sagt er z. B. man müsse keine tugendhaften Personen aufstellen, deren Glück sich in Unglück kehre, weil dieß weder Furcht noch Mitleid errege, sondern

rechnet der Stagirit, außer dem Glückswechsel und der Wiedererkennung, nicht die ὄψις, die Dekoration, sondern das Pathos, das Leiden. (Kap. 6.) Dieß besteht, ihm zu Folge, in einer verderblichen oder schmerzlichen Handlung, Ermordungen u. s. w. — Die Dekoration hingegen, von der er Kap. 6. und 14. spricht, ist ein Bestandtheil der Tragödie selbst, und diese stellt Aristoteles mit der Peripetie und der Wiedererkennung in keine Parallele.

dern gräßlich sey. *) Diese Regel wird meines Erachtens durch viele Beyspiele widerlegt Hippolytus ist tugendhaft, und dennoch erregt sein Tod Mitleiden, ohne zu empören; so auch Brittannicus; und ähnlicher Beyspiele könnte man mehr anführen. Wahr aber ist das folgende: daß, ein Bösewicht, der glücklich werde, am wenigsten tragisch sey. Einer der größten Fehler im Atreus ist der, daß dieses Ungeheuer am Ende des Stücks, mit der Freude eines Barbaren, der schrecklichen Lage spottet, in die er den Thyest versetzt hat, und mit der Zeile schließt:

Et je jouis enfin du fruit de mes forfaits.

Niemand wird einen solchen Eindruck gern von der Bühne mitnehmen. Auch im Mahomet triumphirt das Laster, aber der Böse wird doch wenigstens durch den Verlust dessen bestraft, was er liebt, er fühlt Reue und Betrübniß. Und gleichwohl fühlt man bey aller Kunst des Dichters den Fehler in dieser Entwickelung, den einzigen Flecken in diesem großen Werke. „Wenn ein Bösewicht, der vorher glücklich war, nun unglücklich wird, so kann das zwar Philanthropie, nicht aber Furcht noch Mitleid erregen; denn Mitleiden erregt der Unglückliche, der es nicht zu seyn verdient, und Furcht, der, mit welchem wir uns in gleicher Lage befinden.“ So richtig diese Bemerkung ist, so hindert sie doch gar nicht, daß der Böse in einem

*) Kap. 13.

Drama sehr wohl gestraft werden könne, und Aristoteles Meynung geht nur dahin, daß Furcht und Mitleid nicht dadurch erregt werde, sondern auf andre Art zu erwecken sey. Darin hat er vollkommen Recht. Denn wenn der Böswicht, der Unterdrücker, der Tyrann auf der Bühne zur Strafe gezogen werden, so bringt nicht diese Bestrafung Furcht oder Mitleid hervor; beydes ist das Resultat der Gefahren, oder des Unglücks, worin sich die uns interessirenden Personen befinden, und so wie nun diese durch die Bestrafung des Bösen aus jenem Unglücke, aus jener Gefahr gerissen werden, so wird die dramatische Wirkung hervorgebracht. Mag denn also in der Iphigenie, von der wir eben sprachen, Thoas vom Pylades umgebracht werden, von dem man nicht weiß, wo er herkommt, dieß macht die tragische Entwickelung nicht aus; aber dieser Tod befreyt den Orest und Iphigenien, für welche wir uns interessiren, und der Zuschauer geht zufrieden davon. So fällt auch das Schrecken und das Mitleid in der Rodogüne nicht in den Moment, worin sie den Giftbecher leert, den sie ihrem Sohne bereitete, sondern in den, wo dieser Sohn, in der schrecklichsten Situation, die gedacht werden kann, zwischen einer Mutter und einer Geliebten, die er beyde in Verdacht haben kann, den Giftbecher zum Munde führt; — dieser Moment erschüttert, und verlangt und erhält für alle vorhergehende Unwahrscheinlichkeiten Verzeihung.

„Der

„Der mittlere Charakter zwischen diesen beyden Extremen bleibt übrig. Es ist ein solcher, der auf der einen Seite nicht ausgezeichnet durch Tugend und Verdienst, auf der andern nicht durch Bosheit und schändliche Verbrechen, unglücklich wird, sondern durch einen Fehler derer Personen, die im hohen Ruhme und blühenden Glücke leben.“

Man muß sich immer erinnern, daß Aristoteles nur von den Personen spricht, auf welche das Interesse fallen sollte, und das, was er hier von der Art von Charakteren sagt, welche Corneille die vermischten nennt, schien diesem großen Manne ein Strahl zu seyn, welcher über die Kenntniß des Theaters und der ganzen nachahmenden Dichtkunst überhaupt hellen Tag verbreitet. In der That hat man bemerkt, daß es nichts interessanteres giebt, als diese dem menschlichen Herzen so natürliche Vermischung. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint Achills Charakter in der Iliade so dramatisch; und Phädra auf dem Theater durch Leidenschaften und Reue nicht weniger. Hieraus kann man am besten den Irrthum und die Ungerechtigkeit derer abnehmen, die es, so zu sagen, für Gewissenssache halten, sich nur für die vollkommen guten Personen zu interessiren, und eine Tragödie nach den Grundsätzen der bürgerlichen Gesellschaft beurtheilen. Wenn eine Person in Leidenschaft eine schöne Handlung aus Triebfedern begeht, die aus dieser Leidenschaft selbst genommen sind, so sagen sie: noch schöner würde sie

seyn, wenn sie aus reinen Quellen entspränge. Dieß ist aber ganz falsch. Schön wäre sie in moralischer Hinsicht, aber schlecht auf dem Theater. Wir würden nichts als kalte Bewunderung fühlen, statt daß ein Charakter, von Leidenschaft hingerissen, selbst in dem Lobenswürdigen, was er thut, uns rührt, uns hinreißt.

Allen diesen Quellen des Pathetischen muß man noch eine hinzusetzen, und zwar die reichste von allen, obschon Aristoteles ihrer nicht erwähnt, weil die Griechen nur einmal aus ihr schöpften, die unglückliche Liebe. Diese reiche Fundgrube der Neuern benutzten die Alten gar nicht, wenn man die Phädra ausnimmt, deren Geschichte in Griechenland so berühmt war, und die doch selbst beym Euripides weit weniger interessant ist, als beym Racine. Schon dieser einzige Unterschied, daß wir die Liebe tragisch behandelt haben, die Alten nicht, hat der Kunst unter uns ein weit fruchtbareres und ausgebreiteteres Feld angewiesen, als man bey ihnen kannte. Welcher Schatz für das Theater ist nicht eine Leidenschaft, der wir eine Zayre, einen Tankred, eine Ines, eine Ariane und noch einige andre verdanken, Stücke, die ein besondres Verdienst, das so viele andre ersetzt, so viele Fehler vergessen macht, bezeichnet, das Verdienst, Thränen hervorzulocken!

Was die Entwickelung anlangt, so giebt Aristoteles denjenigen Stücken den Vorzug, worin die Peripetie aus Glück sich in Unglück wendet. Er drückt sich hierbey über den Euripides so aus:

„Die-

„Diejenigen sind im Irrthume, die es dem Euripides zum Vorwurfe machen, daß viele seiner Stücke sich mit Unglück endigen. So aber ist es gerade recht. Am deutlichsten zeigt es sich dabey, daß solche Stücke bey den Wettstreiten, wenn sie auf der Bühne gegeben werden, die tragischste Würkung thun. Und Euripides, wenn auch die Oekonomie seiner Stücke nicht immer gut ist, ist doch unter allen Dichtern der tragischste.“

Man darf nicht vergessen, daß in Sachen des Geschmacks nicht alle Grundsätze absolut wahr seyn müssen; genug, wenn sie hinlänglich wahr, das heißt, auf viele Fälle anwendbar sind. Von dieser Beschaffenheit ist auch gegenwärtiger Grundsatz; im Allgemeinen hat er seine Richtigkeit. Die vier vorhin genannten Stücke geben den Beweis hiervon: alle endigen sich so, wie es Aristoteles verlangt, und gehören unter die interessantesten. Gleichwohl giebt es Entwickelungen der entgegengesetzten Art, die gleichfalls große Würkung hervorbringen, diejenigen nehmlich, worin die Personen, welche die Zuschauer glücklich zu sehen wünschen, schnell aus großer Gefahr gerissen werden, und wo dieser Wechsel durch natürliche und unerwartete Mittel bewürkt wird. So ist die Auflösung in der Adelheid. Ich gestehe, daß ich wenig kenne, die ihr an Schönheit gleich kommen. Sie macht von Aristoteles Regel eine Ausnahme. Wenn er aber sagt, die Auflösung müsse allezeit aus dem Stoffe selbst genommen werden, so ist

dieß

dieß eine allgemeine Vorschrift, wovon keine Ausnahme statt finden kann.

Ueber Sitten und Charaktere verbreitet er sich weit weniger, weil dieser Gegenstand weniger verwickelt ist. Ein Charakter, sagt er, — und alle Kunstrichter wiederholen dieß, — muß sich vom Anfang bis zum Ende gleich bleiben. Diese Vorschrift gilt für jedes dramatische Werk, und ist vielleicht nie treffender und glücklicher befolgt worden, als in einem übrigens mittelmäßigen Stücke von Destouches, dem Unentschlossenen. Dieser Charakter wankt das ganze Stück hindurch zwischen zwey Frauen, die er heyrathen will; endlich entschließt er sich, weil ein Entschluß gefaßt werden muß: kaum aber ist er verheirathet, als er im Weggehen vor sich die Worte sagt, womit sich zugleich das Stück endigt:

J'aurais mieux fait, je crois, d'epouser Célimene.

Man kann den Dichtern über den nehmlichen Gegenstand keine bessere Anweisung geben, keine, die mehr erwogen zu werden verdiente, als diese: „Der Dichter muß in der Zeichnung der Charaktere, so wie in der Composition der Handlung, immer auf das Nothwendige oder Wahrscheinliche sehen. Es muß also nothwendig oder wahrscheinlich seyn, daß eine Person von dem Charakter so rede oder handle, daß diese Handlung diese Folge habe.“ *) Daß diese Vorschrift so häufig übertreten

*) Kap. 15.

ten worden, darüber darf man sich nicht wundern. Um sie zu befolgen, dazu bedarf es reifer Beurtheilungskraft, einer Eigenschaft, die sich nicht häufiger findet, als eine blühende Phantasie, und beyde sind doch wesentliche Talente eines tragischen Dichters. Wenn nun noch gar hinzukommt, „daß man übertriebene Forderungen an die Dichter macht, daß, da es schon in jeder einzelnen Gattung vorzügliche Muster gegeben, man jetzt von einem Dichter verlangt, daß er einen jeden seiner Vorgänger, in dem was er in seiner Art Vorzügliches hat, übertreffen solle?“ *) So sprach Aristoteles vor länger als zweytausend Jahren; was würde er sagen, wenn er jetzt lebte?

Ueber den Styl drückt er sich als Grammatiker aus, der mit den Griechen von ihrer eignen Sprache redet, und verweiset die Lehre von den Gedanken in die Rhetorik; weil hierüber in der Poesie und Prose dieselben Vorschriften gelten. Was er über die musikalische Begleitung zu sagen hatte, welche bey den Alten den letzten Theil der dramatischen Nachahmung ausmachte, ist verlohren gegangen. Zwar ist dieß eigentlich unsrer Tragödie fremd, indessen würde es uns doch von der alten Musik einen deutlichen Begriff geben, den wir so entbehren müssen. — Ich schränke mich daher nur auf das ein, was er im Allgemeinen von dem Ausdrucke sagt. Er soll sich über den gemeinen Ton erheben, er soll Metaphern und Figuren enthalten,

*) Kap. 18.

halten, dabey aber verständlich seyn. „Wenn Jemand seine ganze Diction aus Metaphern zusammensetzt, so entstehen Räthsel, setzt er sie aus fremden Worten zusammen, so entstehen Barbarismen.“ *) Er empfiehlt also über diese beyden Punkte viel Behutsamkeit und Vorsicht. „Bey weitem am schwersten ist der schickliche Gebrauch der Metaphern. Denn dieß erfordert ein eignes Talent, läßt sich nicht von Andern lernen, und ist auch immer ein Beweis des Genies. Es setzt voraus, daß man Aehnlichkeiten schnell auffinde.“

Alles, was die Epopöe angeht, ist auf zwey Kapitel eingeschränkt, weil sie viele Grundsätze mit der Tragödie gemein hat. Das Wenige, was Aristoteles darüber sagt, werde ich unten zu prüfen Gelegenheit haben.

Das letzte Kapitel der Poetik behandelt eine sehr überflüssige Frage, dergleichen die Griechen, so gut als wir, aufgeworfen zu haben scheinen. Nehmlich diese, ob die Epopöe oder die Tragödie den Vorzug verdiene? — Was kommt darauf an, wenn nur eine jede gut ist! Uebrigens ist die Erörterung der Frage ganz kurz. Er stellt seine Gründe für und wider auf, und entscheidet zu Gunsten der Tragödie.

*) Kap. 22.

XIV.

Biographische Nachrichten.

Barthelemi-Mercier-Saint-Leger. *)

Barthelemi-Mercier, bekannter unter dem Namen des Abbé de St. Léger, einer der größten Litteratoren unsrer Zeit, war geboren zu Lyon, den 1. April 1734, aus einer guten Familie, die verschiedene ehrenvolle Aemter in dieser Stadt verwaltet hatte. Er zeigte in seiner Jugend ein glückliches Gedächtniß, eine seltne Fassungskraft und große Lebhaftigkeit des Geistes. Die Fortschritte, die er in den Wissenschaften machte, waren seinen Talenten angemessen. Seine Wißbegierde bestimmte die Wahl seines Standes. Er zog die Verbindung mit einer Gesellschaft, die eine Menge Gelehrten unter sich aufzuweisen hatte, viele Bibliotheken und gelehrte Hülfsmittel aller Art besaß, jeder andern Verbindung vor, und trat im J. 1749 in den Orden der regulären Chorherrn. Da

*) Nach einem Aufsatze von Chardon-la-Rochette im Magasin Encyclopédique, T. II. Nr. 6.

Da er hier, dem Gebrauche gemäß, noch einmal den Cursus der Rhetorik und Philosophie machen mußte, ehe er zur Theologie übergieng, wurde er in die Abtey von Chatrices, in der Diözes von Châlons-sur-Marne, geschickt. Hier fand er einen ehrwürdigen Greiß, der mit ausgebreiteten Kenntnissen einen liebenswürdigen Charakter verband, Caulet, ehemaliger Bischoff von Grenoble, der aber diese Stelle niedergelegt hatte, um die letzten Tage seines Lebens in der Einsamkeit und unter seinen Büchern zuzubringen. Dieser alte, fast blinde Mann gewann den jungen Mercier lieb, vertraute ihm die Aufsicht über seine Bücher an, machte ihn mit den Anfangsgründen der Bibliographie und Literargeschichte bekannt, und gewöhnte ihn frühzeitig an die Ordnung und Methode, die er nachher sein ganzes Leben hindurch beobachtet hat. Niemals vergaß Mercier die Lehren dieses ehrwürdigen Prälaten; er sprach oft und mit einer Begeisterung von ihm, die dem Lehrer und dem Schüler gleiche Ehre machte.

Im zwanzigsten Jahre gieng er nach Paris in die Abtey der h. Genoveva, wo die reichhaltige Bibliothek — eine der schönsten Sammlungen der Hauptstadt — sogleich seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Der als Astronom und Geograph rühmlich bekannte Pingré war damals erster Bibliothekar. Mercier suchte seine Freundschaft, benutzte seinen Unterricht, und wurde in allen seinen bibliothekarischen Arbeiten sein treuster Gehülfe. In dem königlichen Almanach von

1759

1759 wird er als zweyter Bibliothekar aufgeführt, und als Pingré im J. 1769 nach dem indischen Meere reiste, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, trat Mercier als erster Bibliothekar an seine Stelle, und bekleidete diesen Posten bis 1772. Diese zwölf Jahre wurden für die Bibliothek und die Wissenschaften auf das nützlichste angewendet. Die gelehrten Zeitschriften wurden von ihm mit einer Menge interessanter Bemerkungen und Untersuchungen bereichert. In seinem acht und zwanzigsten Jahre fieng er an, Theil an dem Journal von Trévoux zu nehmen, das er, von 1762 an, bis im October 1764, mit Pingré und dem Abbé Guillaume-Germain Guyot, und von dieser Zeit an, bis im Julius 1766, allein besorgte. Er war ein strenger Richter aller Werke, die mit seinem Lieblingsstudien in Verbindung standen, und seine ausgebreitete Lectüre bot ihm immer sichre Waffen gegen die Fehler und Irthümer an, die sich in bibliographische und litterarische Werke eingeschlichen hatten.

Den 6. September 1764 legte Ludwig XV. den ersten Stein zu der prächtigen Kirche der heiligen Genoveva, und wollte, nach dieser Ceremonie, die Bibliothek besehn. Mercier hatte die seltensten Bücher zurechte gelegt. Der König, der von seinen Ministern, seinem Hofstaate und seinem Bibliothekar, Bignon, begleitet wurde, besah sie alle mit der größten Aufmerksamkeit, und ließ sich die charakteristischen Kennzeichen der Seltenheiten erklären, die man ihm vorlegte. Von

Zeit zu Zeit sah er sich um, und sagte: Bignon, habe ich dieses Buch in meiner Bibliothek? — Bignon, der es nicht wußte, versteckte sich hinter Choiseul und sagte kein Wort; aber Mercier antwortete an seiner Statt: Nein, Sire, es ist nicht in Ihrer Bibliothek. — Der König verweilte länger als eine Stunde bey diesem Geschäffte, betrachtete alles, und ließ sich alles erklären, was er nicht verstand. Mercier benutzte diese Gelegenheit, dem Könige ein Projekt zur Erbauung eines neuen Gebäudes für die Bibliothek der Abtey St. Victor vorzulegen, das in der Folge ausgeführt wurde, ohne daß Mercier den Ruhm oder eine andere Belohnung davon eingeärntet hätte. Der König vergaß indessen weder den Bibliothekar, noch das, was er von ihm gelernt hatte. Unter den Büchern, die ihm vorgelegt worden waren, befand sich auch die seltne Bibel von Sixtus dem V. Er hatte sich alle Kennzeichen derselben ausführlich erklären lassen. Als er einige Zeit darauf aus der Messe kam und unter die Gallerie von Versailles gieng, bemerkte er unter andern Zuschauern auch den Bibliothekar von St. Geneviève. Sogleich sah er sich um und sagte zu seinem ersten Minister: Choiseul, an welchen Zeichen erkennt man die Bibel von Sixtus dem V. — Sire, antwortete dieser, das habe ich niemals gewußt. — Hierauf wendete sich der König an Mercier und sagte ihm, ohne das mindeste auszulassen, die Lection auf, die er auf der Bibliothek gelernt hatte.

In seinem zwey und dreißigsten Jahre wurde Mercier, zur Belohnung der den Wissenschaften geleisteten Dienste, vom Könige zum Abt S. Leger in Soissons ernennt. Vor seiner Congregation war er zum Prior von St. Pierre de Mont-Luçon erwählt worden; aber dem Verf. dieser Biographie ist weder die Zeit seiner Ernennung bekannt, noch auch wenn er diese Stelle niedergelegt hat.

Im J. 1772 veranlaßten ihn einige Streitigkeiten, seine Stelle als Bibliothekar aufzugeben. Er verließ die Abtey und wählte eine Privatwohnung. Hier widmete er sich ungestört den Arbeiten, wozu er in der Bibliothek der h. Genoveva den Grund gelegt hatte. Die erste Frucht seiner Muße war: das Supplément à l'Histoire de l'Imprimerie par Prosper Marchand, das 1773 erschien, und 1775 mit zahlreichen Vermehrungen von neuem aufgelegt wurde. Jetzt unternahm er auch eine gelehrte Reise, um seine Freunde in Holland und in den Niederlanden, mit denen er seit langer Zeit in Briefwechsel stand, zu sehen. Ueberall wurde er mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen, alle wissenschaftlichen und literarischen Schätze standen ihm offen. er machte die Bekanntschaft einer Menge von Männern, die sich einen Namen gemacht hatten, was auch immer ihre Arbeiten und Studien seyn mochten. Seine gelehrte Notice raisonnée des ouvrages de Gaspard Schott, 1785, beweißt, daß er

in den Wissenschaften eben so bewandert war, als in der Literatur.

Nach seiner Rückkehr setzte Mercier seine gelehrten Untersuchungen über die lateinischen Dichter des Mittelalters fort, mit denen er sich schon seit geraumer Zeit beschäftigt hatte. Biographische Nachrichten von einem jeden derselben, eine Analyse ihrer Werke, zugleich mit Auszügen der hervorstechendsten Stücke, anziehende Anekdoten u. d. sollten den Inhalt dieses Werkes ausmachen, welches er zum großen Theil vollendet hat.

Indessen war dieß nicht die einzige Arbeit, die ihn beschäftigte. Allen literarischen Journalen theilte er seine Bemerkungen mit. Eine gewisse Fröhlichkeit des Geistes, eine große Leichtigkeit des Ausdrucks, ein unerschöpflicher Reichthum an Anekdoten und unbekannten Zügen, machten seine Aufsätze allen Liebhabern der Literatur doppelt interessant. Außerdem wurde er ohne Unterlaß bald mündlich, bald schriftlich befragt. Wer eine Bibliothek anlegte, oder einen Catalogus verfertigte, oder sich mit einem Gegenstande der Literargeschichte beschäftigte, wendete sich an ihn, als ein untrügliches Orakel. Die berühmte Bibliothek des Duc de la Vallière verdankte ihm zum Theil ihr Daseyn, ohne daß er einen Gehalt oder eine Belohnung von ihrem Besitzer annehmen wollte. Mit dem nämlichen Eifer und der nämlichen Uneigennützigkeit beschäftigte er sich mit der Bibliothek Soubise. Diese literarischen Arbeiten, diese ihm so angenehmen Zerstreuungen, die Besuche, die

er

er von allen fremden Gelehrten erhielt, welche nach Paris kamen, der Umgang mit den gelehrtesten und einsichtsvollsten Männern der Hauptstadt und eine vortrefliche Laune, alles dieses zusammengenommen, machte sein Leben höchst angenehm, bis die Revolution ausbrach und zwey Stände vernichtete, von denen sich der eine vorzüglich für unverwundbar hielt. Seine Freygebigkeit, Wohlthätigkeit und Großmuth hatte ihm nicht erlaubt, Schätze aufzuhäufen, so daß ihn die Einziehung der geistlichen Einkünfte in eine unbequeme Lage versetzte. Indeß ergriff er seine Parthey als ein Philosoph, verließ sein Haus und miethete eine kleine Wohnung in der Vorstadt Saint-Jaques. Ein Theil seiner Bekannten und Freunde war verschwanden; aber die Liebe zur Arbeit und zum Studiren war ihm geblieben. In seinem Studierzimmer, unter seinen Büchern, beschäftigt mit der Ausführung seiner literarischen Plane, sah er die convulsivischen Bewegungen, welche Frankreich erschütterten, nur von Ferne. Allmählich nahm die Revolution einen furchtbaren Charakter an, und man fand es nothwendig, die Zerstörer, die überall nichts als Ruinen sehn, und ohne Unterschied alle Denkmäler der Künste zertrümmern wollten, in ihrem reißenden Laufe aufzuhalten. Man ernannte verschiedene Commissionen, um aus den Häusern, die ein Eigenthum der Nation geworden waren, dasjenige auszusuchen, was aufgehoben und geschützt zu werden verdiente, und vereinigte dieselben durch ein Dekret vom 18. Oct.

1792 in eine einzige, die den Namen der Commission der Denkmäler (Commission des monumens) erhielt. Mercier wurde zum Mitgliede derselben ernannt und erfüllte seine Pflicht mit dem größten Eifer. Hier hatte er mehr als einmal Gelegenheit, die ungereimten Entwürfe Barrere's, der ebenfalls ein Mitglied der Commission geworden war, in ihrem lächerlichen Lichte zu zeigen. Eines Tages z. B. kündigte jener berüchtigte Demagog die glänzende Idee an, aus allen Büchern der Nationalbibliothek einen kurzen Auszug zu machen, diesen von Didot prächtig drucken zu lassen, und dann das übrige zu verbrennen. Mercier zeigte der Commission mit leichter Mühe, daß hierdurch die Absicht des neuen Omar doch nicht erreicht werden würde, da die Nationalbibliothek nicht alle Exemplare der Werke besäße, aus denen sie bestände, und es also nicht in der Macht der Commission stände, diese Werke zu vernichten. Den 29. Frimaire des II. Jahres wurde die Commission aufgehoben und durch die commission temporaire des arts ersetzt. Mercier kehrte in seine Einsamkeit zurück, aber ohne die Ruhe wiederzufinden, die er das erstemal hier genossen hatte. Die Ermordungen des 2. und 3. Septembers hatten ihm mehrere Freunde entrissen, mit denen er auf das engste verbunden gewesen war. Diese schrecklichen Scenen, die sich seiner Einbildungskraft ohne Unterlaß aufdrängten, und die Schlachtopfer, welche Robespierre's Blutgericht täglich zur Guillotine schickte, erfüllten

erfüllten ihn mit einer Unruhe und mit Beſorgniſſen, die er vorher niemals gekannt hatte. Den 19. Meſſidor des II. J. (7. Julius 1794) ſtieß er zufälliger Weiſe auf einen Zug von Wagen, die 67 Perſonen zum Tode führten. Er will fliehen, aber alle Auswege ſind von Zuſchauern verſtopft, und da er alſo warten muß, hebt er ſeine Augen auf, und erkennt, mitten unter dieſen Schlachtopfern, ſeinen vertrauteſten Freund, den Abbe Noyer, ehemaligen maître des requêtes. Außer ſich vor Schmerz und Schrecken will er nach Hauſe zurückkehren; aber ſeine Kräfte verlaſſen ihn, und er muß in ein unbekanntes Haus eintreten, um wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Von dieſem Augenblicke an hat er ſich nicht wieder erholt. Seine ſchöne, edle, Achtung gebietende Geſtalt ſchwand allmählig dahin; die Krankheit, die ihn in das Grab ſtürzte, entwickelte ſich: Sorgen aller Art untergruben ſeine ſonſt ſo feſte und unerſchütterliche Geſundheit. Der Beyſtand der Kunſt und der Freundſchaft hielt die letzte Kataſtrophe nur noch kurze Zeit auf; und der 24. Floreal des VII. J. (13. May 1799) endigte ſein ehrenvolles und rühmliches Leben. Mit ihm ſtarb ein unglaublicher Vorrath nützlicher Kenntniſſe, die er in einem Zeitraum von funfzig Jahren durch ununterbrochnes Studiren geſammelt hatte.

Die Revolution hatte dieſem unermüdeten Gelehrten den größten Theil ſeiner Einkünfte entriſſen; er mußte Opfer aller Art bringen und ſelbſt

seinen einzigen Bedienten verabschieden, als ihm die Schwächlichkeit des Alters fremder Hülfe am meisten bedürftig machte. Doch die Freundschaft nahm sich seiner an. Er fand in dem Hause, das er bewohnte, eine achtungswerthe Familie, mit der ihn das Bedürfniß eines angenehmen Umgangs und die Gemeinschaft des Unglücks vereinigte. Diese Verbindung trug viel zur Erleichterung seiner letzten Jahre bey.

Im J. 1795 (den 3. Jan.) vertheilte der National-Convent eine Summe Geldes unter mehrere Gelehrten und Künstler, die durch die Revolution in Dürftigkeit gerathen waren. Man setzte Mercier's Namen in die dritte Klasse, und sein Antheil betrug 1500 L. in Assignaten. Eine solche Art der Aufmunterung war eine Demüthigung.

Das Ausland bewarb sich um seinen Besitz. Man bot ihm in Warschau und Mayland die Stelle eines ersten Bibliothekars und ansehnliche Gehalte an: Pabst Pius VI. und der König von England ließen ihm die schmeichelhaftesten Anträge machen, aber er zog sein Vaterland und seine Freunde vor.

Indeß machte seine lange Krankheit einen Aufwand nöthig, der sein Vermögen überstieg. Einige seiner Freunde stellten dem Minister des Innern (François de Neufchateau) seine kritische Lage vor; vorzüglich verwendete sich Laserna-Sant-Ander, Bibliothekar der Centralschule zu Brüssel, nachdrücklich für ihn, und erbot sich,

ihm

ihm seine Stelle abzutreten. Diese Verwendung war nicht fruchtlos. Der Minister verwilligte ihm (1. Ventôse VII. J.) zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über die lateinischen Dichter des Mittelalters, monatlich eine Summe von 200 L. und bemühte sich auch in der Folge seinen Zustand durch alle Art von Unterstützung zu erleichtern. Er genoß diese Hülfe nur sehr kurze Zeit.

Mercier war mit einer starken und stolzen Seele und mit einem vortreflichen Herzen geboren. Er besaß alle die soliden Eigenschaften, welche die Grundlage der menschlichen Gesellschaft sind; er war ein guter Verwandter, ein treflicher Freund, ein guter Bürger; nachsichtig gegen die, deren Meynungen von den seinigen abwichen, selbst standhaft in Behauptung seiner eignen Prinzipien. Er hatte lange Zeit in der Gesellschaft der angesehensten, geistreichsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit gelebt, und sich ihren Ton zu eigen gemacht. Sein Umgang war um desto angenehmer, da er voll Munterkeit, voll von Einfällen, Anekdoten, pikanten Zügen war, die er aus seiner ausgebreiteten Lectüre und Correspondenz sammelte. Er vergnügte, er erheiterte, belehrte und reizte zum Nachdenken. Aber die literarischen Scharlatans, welche täglich den leichtglaubigen Leser betrügen; die unwissenden Uebersetzer, welche die kostbaren Werke des Alterthums nicht übersetzen, sondern verunstalten — diese erregten seinen Unwillen. Dann ergriff er die Feder und legte sie nicht eher nieder, bis er sie in ihrer Blöße dargestellt hatte.

Doch hat er nur einen kleinen Theil seiner Bemerkungen bekannt gemacht. — Bis an sein Ende behielt er diesen reinen Haß gegen die schlechten Schriftsteller. Etwa einen Monat vor seinem Tode theilte ihm der Verf. dieser Biographie die Fortsetzung eines Werkes mit, das gut entworfen, aber in mehrern wesentlichen Theilen fehlerhaft ausgeführt ist. Kaum hatte er einige Seiten gelesen, als sich Mercier aufrichtete und ausrief: „Wie? Sie wollen das ungeahndet hingehen lassen?“ — Ja, antwortete ich, denn ich würde, wie das Sprichwort sagt, meine Zeit und mein Oel verlieren; ich würde den Verf. gegen mich aufbringen, ohne ihn zu bessern; und dem größten Theile der Leser ist es gleichgültig, ob sie belehrt werden, wenn man sie nur ihre Langeweile vergessen macht. — „Aber die Ausländer werden glauben, daß wir dieß billigen!“ — Ich fühle die ganze Stärke dieses Grundes; aber ich habe nicht Lust, die Stimme in der Wüste zu seyn. —

Die Gewohnheit oder vielmehr das dringende Bedürfniß zu arbeiten begleiteten ihn bis in die Augenblicke von Geistesabwesenheit, die vor seinem Tode hergiengen. Noch den Abend vorher schickte er, in seinen Phantasien, eine Abhandlung an einen Freund: „Bringen Sie ihm das,“ sagte er zu der Freundin, die ihn wartete, „ich habe nicht mehr Kraft genug, die letzte Hand daran zu legen; aber er wird es mit Vergnügen thun.“ — Einige Augenblicke darauf, rief er sie von neuem, und sagte: „Nun, was hat er gesagt?“ — Er

ist

ist sehr zufrieden damit; er wird es Ihnen morgen bringen. — Hierauf recitirte er zwey Verse von Virgil über die Freundschaft, und übersetzte sie auf der Stelle in französische Verse. —

Er hinterläßt eine Menge schätzbarer Papiere und Bücher, die mit seinen Anmerkungen angefüllt sind. Er war für das Schicksal derselben sehr besorgt, ohne doch etwas zur Sicherung ihrer Existenz thun zu können. Es ist ungewiß, in welche Hände sie fallen werden.

XV.

Italienische Literatur.

Poesie di *Lorenzo Pignotti Aretino.* Pisa dalla nuova tipografia. 1798. III. Vol. Die Italiener halten diesen noch lebenden Dichter für ihren vorzüglichsten Fabulisten. Bertola rühmt in seinem Saggio sopra la Favola den Reichthum der Beschreibungen und das geistreiche Leben in den Bildern dieses Dichters, den man aber von einer allzugroßen Ueppigkeit, die bisweilen in einen blosen Wortreichthum ausartet, nicht freysprechen kann. Die schon ehemals bekannten Fabeln sind mit sieben neuen vermehrt, von denen folgende zur Probe dienen mag:

La Pecora et lo Spino.

La pioggia, il tuon, la grandine
Misti al fischiar del vento
Suonar facean per l'aere
Un orrido concento.

Fuggia pel bosco timida
In questa parte e in quella
Cercando alcun ricovero
Une smarrita agnella:

Vieni,

Vieni, disse, nascondìti
Lo spino, entro al mio grembo
Ti copro, quà non penetra
Il procelloso nembo.

V'entra la buona pecora,
E fralle spine intanto
Tutto s'impaccia e intricasi
Il suo lanoso manto.

Dipoi, cessato il turbine,
Quando a partir s'appresta;
Sente lo spin che presela
Si forte per la vesta,

Ch'uscir non spera libera
D'all'unghie sue rubelle,
Se la lana non lasciavi,
E forse ancor la pelle:

Escita alfin col laccro
Manto, e graffiata il tergo
Maledì più del turbine
Quell' infedele albergo.

Temete litiganti sventurati
Più delle liti stesse gli avvocati.

Die Erfindung iſt von Lamotte, der den Leſer auf einem kürzern Wege zum Ziele führt:

Un Brébis choisit, pour éviter l'orage,
Un buisson épineux qui lui tendait les bras.
La brébis ne se mouilla pas;
Mais sa laine y resta. La trouve-vous bien sage?

Plaideur,

Plaideur, commente ici mon sens.
Tu cours aux tribunaux pour rien, pour peu de chose,
Du tems, des frais, des soins; puis, tu gagnes ta cause.
Le gain valait-il les dépens?

Unser Hagedorn hat mit dem Franzosen an Kürze gewetteifert, aber ihm auch den einzigen poetischen Zug — qui lui tendait les bras — entrissen:

Ein Schäfchen kroch in dicke Hecken,
Dem rauhen Regen zu entgehn,
Hier konnt' es freylich trocken stehn,
Allein die Wolle blieb ihm stecken.

Die Erzählung des französischen Dichters ist viel eleganter, obgleich nichts weniger als poetisch: die italienische Fabel ist mahlerischer, aber das ächte poetische Leben, das so manche Fabel von Lafontaine beseelt, vermißt man doch in ihr. — Diese Sammlung enthält noch einige Gedichte andrer Art. Das Grab Shakespear's, zu welchem die Vertheidigung dieses Dichters von Miß Montague Veranlassung gegeben hat, ist ein Traum, in welchem Pignotti die Apotheose des englischen Dichters erblickt, dem Apoll bey dieser Gelegenheit die Ehre verkündigt, die ihm eine geistreiche Frau erweisen werde. Miß Montague erscheint selbst und Phöbus krönt sie mit seinem Lorbeer; der Träumende erwacht unter dem Beyfallsgeschrey der Versammlung. — Fast die nehmliche Fiktion,

tion, die mit einem mäßigen Aufwande von Einbildungskraft beſtritten werden konnte, kömmt in Popens Schatten vor. Eine freye Nachahmung der 2. Epiſtel des II. Buchs von Horaz iſt nicht ohne Verdienſt; aber die Energie und die ſeelenvolle Leichtigkeit des Originals findet man hier nicht wieder. Hier iſt eine Stelle daraus:

Son derisi e segnati dalle genti
I cattivi poeti; ma che monta?
Godon de' scritti lor paghi e contenti,
E a lodarsi da se la lingua han pronta;
Ma chi vuol divenir buon scrittore,
Convien che sia di sè crudel censore.

Egli oserà dar bando alle parole
Di grazie, forza e di chiarezza prive,
Che tratte a stento delle rime sole,
Non da ragion vi penetrar furtive;
Altre ne arriverà mezzo sepolte
Del tempo, e in fra la ruggine ravvolte;

Piene però di forza, e a cui l'eguali
Tu cercheresti invan, voci già usate
Da Buondelmonte, ovver da' suoi rivali;
Altre ne adottera che altrovenate
L'uso fè cittadine, onde più bella
Più ricca sia l'italica favella.

Le frasche poterà lusureggianti
De' versi sciolti, con gentil cultura
Addolierà le voci aspre, e di tanti
Nienti purgherà i versi: la natura
Poi parrà che versati abbia da vena
Facil carmi, che costan tanta pena.

Dieſen

Diesen Strophen entsprechen folgende Verse des Originals:

Ridentur mala qui componunt carmina; verum
Gaudent scribentes, et se venerantur, et ultro
Si taceas, laudant quidquid scripsere beati.
At qui legitimum cupiet fecisse poema
Cum tabulis animum censoris sumet honesti.
Audebit quaecunque parum splendoris habebunt,
Et sine pondere erunt, et honore indigna ferentur,
Verba movere loco, quamvis invita recedant
Et versentur adhuc intra penetralia Vestae.
Obscurata diu populo bonus eruet, atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum,
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis
Nunc situs informis premit et deserta vetustas.
Adsciscet nova, quae genitor produxerit usus;
Vehemens et liquidus puroque simillimus amni,
Fundet opes, Latiumque beabit divite lingua.
Luxuriantia compescet, nimis aspera sano
Laevabit cultu, virtute carentia tollet;
Ludentis speciem dabit et torquebitur; ut qui
Nunc satyrum, nunc agrestem Cyclopa movetur.

Diese drey Bände machen den Anfang einer Sammlung neuer italienischer Dichter, unter dem Titel: Parnasso degli Italiani viventi. Die anakreontischen Gedichte von Savioli, und die Epigrammen von Rossi werden den vierten Band einnehmen; auch der fünfte und sechste ist Rossi's Gedichten und Fabeln bestimmt. Der siebente und achte Band wird die Gedichte von Pindemonte enthalten.

XVI.

XVI.

Französische Literatur.

Oeuvres complètes de *Léonard*, récueillies et publiées par *Vincent Campenon*. à Paris, 1798. 3 Vol. 8vo. Der vorzüglichste Theil dieser Sammlung, welche den Fehler einer allzugroßen Vollständigkeit hat, besteht in den Idyllen, die Leonard's Ruhm als Dichter gegründet haben. Er hat in dieser Gattung bisweilen die ältern Dichter, und sehr oft unsern Geßner nachgeahmt, und oft ist ihm der Ausdruck des Gefühls und die Darstellung der Natur gelungen. Seine Poesie ist oft anmuthig und lieblich, nicht selten naiv; aber an Wärme fehlt es ihr zuweilen. Die Idylle, la Solitude, verräth ausgezeichnete Anlagen für die elegische Gattung, zu der sie eigentlich gerechnet werden muß. Alle seine poetischen Arbeiten haben das Verdienst der Eleganz und einer genauen Uebereinstimmung des Ausdrucks mit dem Gegenstande. Weder die Ideen, noch seine Ausdrücke sind gesucht oder übertrieben; doch erhebt er sich auch selten, und er scheint die Gefahr bisweilen mit Aufopferung der poetischen Energie

vermieden zu haben. Unter seinen kürzern Gedichten gehört folgendes zu den vollendetesten:

Les deux ruisseaux.

Daphnis, privé de son amante,
Conta cette fable touchante
A ceux qui blâmaient ses douleurs:
Deux ruisseaux confondaient leur onde,
Et sur un pré semé de fleurs
Coulaient dans une paix profonde.
Dès leurs source aux mêmes deserts
La même pente les rassemble,
Et leur voeux sont d'aller ensemble
S'abîmer dans le sein des mers.
Faut-il que le destin barbare
S'oppose aux plus tendres amours!
Ces ruisseaux trouvent dans leur cours
Un roc affreux qui les sépare.
L'un deux, dans son triste abandon,
Se déchaînait contre sa rive;
Et tous les echos du vallon
Répondaient à sa voix plaintive.
Un passant lui dit brusquement:
Pourquoi sur cette molle arène
Ne pas murmurer doucement?
Ton bruit m'importune et me gêne.
N'entends-tu pas dit le ruisseau,
A l'autre bord de ce coteau
Gémir la moitié de moi-même?
Poursuis ta route, o voyageur,
Et demande aux dieux que ton coeur
Ne perde jamais ce qu'il aime.

Eine

Eine Tragödie, Oedipus, und ein Lustspiel, Emil betitelt, vergrößert diese Sammlung, ohne ihren Werth zu erhöhen. Der Erhaltung würdiger war ein Roman Alexis, eigentlich eine Idylle in Prose mit Versen vermischt. Die Prose hat alle Eleganz, und selbst den Reichthum, den diese Dichtungsart erlaubt, und die Verse gehören zu den vorzüglichsten in dieser Sammlung. Von dem Temple de Gnide und dem Gedichte Les Saisons verdienten nur einige Verse aufbewahrt zu werden. Den ganzen letzten Band nehmen Briefe zweyer Liebenden in Lyon ein, zu denen eine wahre Geschichte — die tragische Ermordung eines Mädchens durch einen Liebhaber, der nicht von ihr überlebt seyn wollte — Veranlassung gegeben hatte.

XVII.

Engliſche Literatur.

Fears in Solitude. Written in 1798. during the Alarm of an Invasion. To which are added *France* an Ode; and *Frost at Midnight.* By S. T. *Coleridge.* 1798. 23. S. 4to. Der Verf. beſchreibt in dem erſten der hier genannten Gedichte ſeinen einſamen Landſitz, deſſen Ruhe und Schönheit der Stimmung ſeines Gemüthes entſpricht. Aber indem er ſich der Betrachtung dieſer ſtillen Freuden überlaſſen will, fühlt er ſein Herz durch den Gedanken an Krieg und Mord auf das heftigſte beunruhigt. Er glaubt ſchon den hereinbrechenden Feind und ſeinen ſtillen Wohnſitz von ſchrecklichen Scenen entſtellt zu ſehn. Er glaubt, daß die Sünden und die Irreligioſität ſeiner Landsleute dieſe Züchtigungen verdienen:

The sweet words
Of christian promise, words that even yet
Might stem destruction, were they wisely preach'd,

Are

Are mutter'd o'er by men, whose tones proclaim
How flat and wearisome they feel their trade.
Rank scoffers some, but most too indolent,
To deem them falsehoods, or to know them truth.
O blasphemous! the book of life is made
A superstitious inſtrument on which
We gabble o'er the oaths we mean to break,
For all must swear — all, and in every place,
College and wharf, council and justice-court,
All, all must swear, the briber and the brib'd,
Merchant and lawyer, senator and priest,
The rich, the poor, the old man and the young,
All, all make up one scheme of perjury,
That faith doth reel; the very name of God
Sounds like a juggler's charm; and bold with joy,
Forth from his dark and lonely hiding-place
(Portentous sight) the owlet *Atheism*,
Sailing on obſcene wings athwart the noon,
Drops his blue fringed lids, and holds them close,
And hooting at the glorious sun in heaven,
Cries out „where is it?"

Dieſer Stelle gleicht alles übrige. Der Verf. ſcheint die beſte Abſicht von der Welt zu haben; aber weder ſeine Gedanken zeigen gereinigte Vorſtellungen von Moral und Religion, noch iſt auch ſein Vortrag ſonderlich geeignet, das Gute, was er ſagt, zu empfehlen und dem Herzen ſeiner Leſer nahe zu legen.

Leonidas a Poem, by William Glover. Adorned with Plates. Printed for F. I. du Roveray by T. Bensley. 1798. 8. 2 Vol.

The Rape of the Lock, an Heroi-comical Poem, by Mr. Pope. Adorned with Plates. Printed for F. I. du Roveray. 8.

Dieſe beyden Ausgaben bekannter Gedichte empfehlen ſich durch die Schönheit des Druckes und der ſie begleitenden Kupfer.

Poems by Robert Farren Cheetham, of Brazen-Nose College. Oxon. 1798. 44 S. 4. Ein Theil dieſer Gedichte beſtehet aus Oden, die ſich nicht über das Mittelmäßige erheben. Anakreontiſche Oden und Sonnette gelingen dem Verf. beſſer. Unter den letztern zeichnen ſich folgende aus:

Sonnet to a drooped Vine. Written in a young Lady's pocket-book.

In truth, nectareous plant, I grieve to see
Thy branches trampled on the miry ground,
While not one foſtering hand of man is found,
To ſoothe thy lot and lend ſupport to thee!

Why didſt thou not accept thy native aid,
And round the elm thy circling arms entwine?
Then hadſt thou never droop'd thy friendleſs head,
But ſtood ſecure as yonder neighbouring vein;

Which

Which ſmiles, unmov'd by every burſting ſtorm,
Nor fears the tumult of the angry ſkies;
Though threatening clouds the face of heaven deform,

It clasps its elm and every blast defies.
Floranthe, see an hidden moral here,
For more is meant than meets the careleſs ear.

Sonnet to Sapphira.

Oft as the feather'd choirs, with descant ſhrill,
Wake from its curtain'd ſleep the infant day;
Oft as the Sun emits his fierceſt ray,
Oft as he sinks behind the diſtant hill;

So oft my thoughts revert, with sweeteſt pain,
To thee, Sapphira, day spring of my soul;
Nor would I baniſh tempered grief's controul,
For all the wealth that earth and ſeas contain.

Whene'er my ſolitary footsteps roam,
To thee my mind, unfettered, swiftly flees,
A pardon'd truant from its native home;
Frequent I waft a kiſs into the air,
And bid the genius of the southern breeze
The balmy freightage to Sapphira bear.

Poems by the Rev. Joach. Ralph. of Sebergham. With the Life of the Author. London, 1798. 8. 140 S. Der Verf. dieſer Gedichte, welcher ſchon ſeit länger als funfzig Jahren todt iſt, war Pfarrer in einem reizenden

Dorfe in Cumberland, wo er seine Tage dem Unterrichte der Jugend und der Beschäftigung mit den Musen widmete. Ohne von dem Glücke begünstigt zu seyn, übte er die glänzendsten Tugenden aus, und bewirkte durch seine Lehren und sein Beyspiel eine heilsame Reform in den Gesinnungen und Sitten seiner Pfarrkinder. Seine Gedichte waren nicht für das Publikum bestimmt, und erst nach seinem Tode wurde eine kleine Auflage derselben für seine dankbaren Schüler und Freunde veranstaltet. Die meisten derselben sind Landgedichte im Cumberlandischen Dialekt, denen ein Glossarium der unbekanntern Wörter und Redensarten beygefügt ist. Unter den übrigen verdient folgendes ausgezeichnet zu werden:

Lines on a little Miss bursting into Tears upon reading the story of the Babes in the wood.

As the sad tale with accents sweet,
The little ruby lips repeat,
Soft pity feels the tender breast
For infant innocence distress'd;

The bosom heaves with rising woe,
Short and confused the pauses grow;
Brimful the pretty eye appears,
And bursts at last a flood of tears.

Sweet softness! still, o still retain
This social heart, this sense humane;
Still kindly for the wrethed bleed,
And no returns of pity need.

In

In plenty flow the days, and eaſe,
Soft pleasures all conspire to pleaſe;
Long may a Sire's affection bleſs,
And long a mother's tenderneſs.

And thou, o Bard! whose artleſs tongue,
The sadly pleasing story sung,
With pride a power of moving own,
No tragic Muse has ever known.

Compleat is thy succeſs at laſt
The throng admir'd in ages paſt,
Prais'd lately, Addiſon, thy lays,
And Nature's self now deigns to praiſe.

The Bees. A Poem from the fourteenth Book of Vaniere's Praedium ruſticum. By *Arthur Murphy.* Eſq. 1799. 8. Eine Jugendarbeit des Verfaſſers, die ſich weder durch poetiſchen Geiſt, noch durch Schönheit der Sprache oder der Verſifikation auszeichnet. Es würde dem literariſchen Ruhme des bekannten Verf. zuträglicher geweſen ſeyn, der Verſuchung, ein ſo unbedeutendes Uebungsſtück in das Publikum zu bringen, zu widerſtehn.

Original Sonnets on various Subjects, and Odes paraphrased from Horace. By *Anna Seward.* 1799. 4. 179 S. Dieſe Sammlung von Sonnetten, deren Anzahl ſich über hundert beläuft, enthält manche reizende Blume der Empfindung. Sie empfehlen ſich durch rührende Einfalt, Mannichfaltigkeit des Inhalts und originale Wendungen der Einbildungskraft.

Die vorzüglichste Stärke der Verfasserin scheint in Schilderungen der Natur zu bestehen, die sie oft auf glückliche Weise mit Zügen der Empfindung paart. Hier sind einige Proben ihrer Manier:

That song again! — its sounds my bosom thrill,
Breathe of past years, to all their joys allied;
And as the notes thro' my sooth'd spirits glide,
Dear Recollection's choicest sweets distill

Soft as the Morns calm dew on yonder hill,
When slants the Sun upon its grassy side,
Tinging the brooks, that many a mead divide
With lines of gilded light; and blue and still,

The distant lake stands gleaming in the vale.
Sing, yet once more, that well remember'd strain,
Which of made vocal every passing gale,

In days long fled, in Pleasure's golden reign,
The youth of chang'd *Honora!* now it wears
Her air — her smile — spells of the vanish'd years!

Sonnet.

See withered Winter, bending low his head;
His ragged looks stiff with the hoary dew;
His eyes, like frozen lakes, of livid hue;
His train, a sable cloud; with murky red
Streak'd. — Ah behold his nitrous breathings shed
Petrific death! — Lean wailful birds pursue,
On as he sweeps o'er the dun lonely moor,
Amid the battling blast of all the winds,

That,

That, while their ſleet the climbing sailor blinds,
Lash the white surges to the sounding shore,
So com'ſt thou, Winter, finally to doom
The sinking year; and with thy ice-dropt sprays,
Cypreſs and yew, engarland her pale tomb,
Her vaniſhed hopes, and aye-departed days.

Bey den paraphraſirten Oden von Horaz nahm die Verfaſſerin, wie ſie in der Vorrede ſagt, die allgemeine Idee des Dichters, die ſie meiſtentheils erweitert, um den Sinn klärer zu machen, und die Bilder dem Auge näher zu bringen; ſie hofft auf dieſe Weiſe ihren Paraphraſen den Geiſt originaler Arbeiten mitzutheilen. Daß man bey dieſer Art zu verfahren den Geiſt des Originals zerſtören muß, fällt in die Augen. Aehnlichkeit des Stoffes iſt alles, was übrig bleiben kann. Zur Probe, wie die Verf. ihren Horaz erweitert, kann folgende Ode dienen:

To the Hon. Thomas Erskine.

Horace, Book the Second, Ode the third, imitated. October, 1796.

Conscious the mortal stamp is on thy breast,
O Erskine! still an equal mind maintain,
That wild Ambition ne'er may goad thy reſt,
Nor Fortune's smile awake thy triumph vain.

Whether thro' toilſome tho' renowned years
'Tis thine to trace the Law's perplexing maze,
Or win the sacred Seals, whose awful cares
To high decrees devote thy honor'd days.

Where

Where silver'd Poplars with the stately Pines
Mix their thick branches in the summer sky,
And the cool ſtream, whose trembling surface
ſhines,
Laboriously oblique, is hurrying by;

There let thy duteous Train the banquet
bring,
In whose white cups the liquid ruby flows,
As Life's warm season, on expanded wing,
Presents her too, too transitory rose;

While every Muse and Grace auspicious wait,
As erſt thy Hand maids, when with brow se-
rene,
Gay thou didſt rove, where Buxton views
elate
A golden Palace deck her savage scene.

At frequent periods woo th' inspiring Band,
Before thy days their summer course have run,
While with clos'd ſhears the fatal Sifters ſtand,
Nor aim to cut the brilliant thread they spun.

Precarious tenant of that gay Retreat,
Fann'd by pure gales on Hampsteads airy downs,
Where filial troops for thee delighted wait,
And their fair mother's smile thy banquet
crowns!

Precarious tenant! — ſhortly thou may'st
leave
These, and propitious Fortune's golden hoard:
Then spare not thou the stores, that ſhall re-
ceive,
When set thy orb, a less illuſtrious Lord.

What

What can it than avail thee that thy pleas
Charm'd every ear with Tully's periods bland?
Or that the subject Passions they could seize,
And with the thunder of the Greek command?

What can it than avail thee that thy fame
Throw tenfold lustre on thy noble Line?
Since neither birth, nor self-won glory, claim
One hour's exemption from the sable shrine.

E'en now thy lot shakes in the Urn, when Fate
Throws her pale edicts in reverseless doom!
Each issues in its turn, or soon, or late,
And lo! the great Man's prize! — a *silent Tomb!*

The Love of Gain. A Poem imitated from the tirteenth Satire of Juvenal. By *M. G. Lewis.* Esq. M. P. Author of the Monk, Casle Spectre etc. 1799. 4. 31 S. Diese Nachahmung ist ohne Zweifel eine der verunglücktesten Arbeiten des bekannten Verfassers. Er bleibt in jeder Rücksicht hinter seinem Original zurück. Seine Gedanken und Bilder sind oft verworren und mehr auf einander gehäuft als geordnet. Dieser Fehler wird durch einzelne glückliche und starke Verse nicht gut gemacht.

Inkle and Yariko, a Poem. By Mr. *C. Brown.* 1799. 4. 55 S. Die bekannte Geschichte der Yariko, die in Addisons Erzählung unterhaltend und rührend ist, ist hier durch die Ohnmacht

macht des Versifikators uninteressant und langweilig geworden.

Romances. By *I. D' Israeli.* 1798. 314 S. 8. Die meisten dieser Erzählungen sind aus morgenländischen Dichtern mit Glück übergetragen. Prose ist mit Versen gemischt, aber die letztern stehen jener an Anmuth, Klarheit und Wohlklang nach. Ein poetischer Versuch über das romantische Gedicht eröffnet diese Sammlung. Er beschreibt die romantische Stimmung der umherziehenden Araber und die im Orient herrschende Sitte, sich an heitern Abenden um ein Zelt oder dem Dache des Hauses zu versammeln, und die Zeit mit Mährchen zu verkürzen. Er spricht hierauf von den spanischen historischen Balladen, den Minstrels- und den gothischen Mährchen, mit ihren moralischen Allegorien. Die Liebe, sagt der Verf., wurde nun von Langerweile ergriffen, und um sie gegen den Einfluß derselben zu sichern, wird ihr die Fiction von der Schönheit zugeführt. Aus der Verbindung von beyden wird die Romanze erzeugt:

She softly parting his incumbering wings;
(To smiling Love more lovely smiles she brings)
„My name is Fiction; by the Graces taught;
To Love, unquiet Love, by Beauty brought;"
She said, and, as she spoke, a rosy cloud
Blush'd o'er their forms, and shade and silence shroud!
Through heaven's blue fields that pure caress is felt,

A thouſand colours drop, a thouſand odours melt!
O'er the thin cloud celeſtial eyes incline,
(They laugh at veils, too beautifullyfine,)
His feeling wings with tender tremors move,
His nectar'd locks his glowing bosom rove,
Their rolling eyes in lambent radiance meet,
With circling arms and twin'd voluptuous feet:
Love ſigh'd — Heav'n heard! and love delighted bowed,
Olympus gaz'd, and ſhiver'd with the god!
'Twas in that extacy, that amorous trance,
That Love and Fiction got the child Romance.

Das nächſte Stück, der arabiſche Petrarch, enthält die Geſchichte von Mejnoun und Leila, deren unglückliche Liebe zu einer unendlichen Menge morgenländiſcher Erzählungen Veranlaſſung gegeben hat. D' Iſraeli hat ſeiner Erzählung ein Gedicht des Nezami, eines Perſers, zum Grunde gelegt. Außerdem findet man hier Love and Humility und The Lovers, oder The Birth of the pleaſing Arts, zwey unterhaltende und geiſtreiche Erzählungen.

Saint Michael's Mount; a Poem. By the Rev. William Liſle Bowles. 1798. 4. Ein Gedicht aus der jetzt ſo beliebten Gattung, welche keinen romantiſchen Fleck in Großbritannien unbeſungen läßt. Der bekannte Verf. dieſes Gedichts beſitzt eine lebhafte Einbildungskraft und die Kunſt, die Beſchreibung der unbeſeelten Natur durch Einmiſchung des ſentimentalen und moraliſchen inter-

interessant zu machen. Aber indem er Gedanken und Bilder zu dicht auf einander häuft, vermißt man in seiner Poesie Leichtigkeit und Klarheit. Zu den interessanten Stellen des gegenwärtigen Gedichts gehört folgende Betrachtung, die aus der Vergleichung der gothischen Sitten mit den jetzigen entspringt:

So fade the modes of life with slow decay,
And various ages various hues display!
Fled are the grimly shadows of Romance,
And pleas'd we see in beauteous troop advance
New arts, new manners, from the gothic gloom
Escap'd, and scattering flow'rs that swetlier bloom!
Refinement wakes — before her beaming eye
Dispers'd, the fumes of feudal darkness fly.
Like orient morning on the Mountain's head,
A softer light on life's wide scene is shed:
Lapping in bliss the sense of human cares,
Melody pours forth her thousand airs;
And like the shades that on the still lake lye,
Of rocks, or fringing woods, or tinted sky;
Painting her hues on the clear tablet lays,
And herown beauteous world with tender touch displays!
Then *Science* lifts her form, august and fair,
And shakes the night-dews from her glitt'ring hair:
Meantime rich *Culture* cloath the living waste,
And purer patterns of *Athenian Taste*
Invite the eye, and wake the kindling sense;
And milder *Manners*, as they play, dispense,

Like

Like tepid airs Spring, their genial influence.
Such is thy boaſt, *Refinement;* but deep dies
Oft mar the splendor of thy noon-tide skies:
Then Fancy, sick of Follies, that deform
The face of day, and in the sunſhine ſwarm;
Sick of the fluttering fopp'ries that engage
The vain purſuits of a degenerate age;
Sick of smooth Sophiſtry's inſidious cant,
Or cold Impiety's defying rant;
Sick of the muling sentiment that sighs
O'er its dead bird, while Want unpitied cries;
Sick of the pictures that pale Lust inflame,
And flush the cheek of Love with deep deep ſhame;
Would fain the ſhade of elder days recall,
The gothic battlements, the banner'd hall,
Or liſt of Elfin harps the fabling rhyme,
Or wrapt in melancholy trance sublime,
Pause o'er the working of some wond'rous tale,
Or bid the Spectres of the Castle hail!

The Pleasures of Hope; with other Poems. By *Thomas Campbell.* Edinburgh. 1799. 8. Dieſes Gedicht iſt ein Gegenſtück zu den Pleaſures of Imagination und den Pleaſures of Memory. Der Verf. eröfnet es mit einer Vergleichung zwiſchen den Schönheiten entfernter Gegenſtände in einer Landſchaft und der Ahndung des zukünftigen:

At summer eve, when Heav'n's aerial bow
Spans with bright arch the glittering hills below,
Why to yon mountain turns the musing eye,

Whose sun-bright summit mingles with the sky?
Why do those cliffs of shadowy tint appear
More sweet than all the landscape smiling near?
'Tis distance lends enchantment to the view,
And robes the mountain in its azure hue.

Thus with delight we linger to survey
The promis'd joys of life's unmeasured way;
Thus from afar, each dim discover'd scene
More pleasing seems than all the past has been;
And every form, that Fancy can repair
From dark oblivion, glows divinely there.

Er ſchildert hierauf den Soldaten, wenn er das Schlachtfeld betritt, wo die Hofnung des Sieges und Ruhms ſeinen Muth erhalten kann; worauf einige häusliche Scenen folgen, in denen der Einfluß der Hofnung auf die Liebe der Eltern zu ihren Kindern gut und treffend beſchrieben iſt.

Lo! as the couch where infant beauty sleeps,
Her silent watch the mournful mother keeps;
She, while the lovely babe unconscious lies,
Smiles on her little son with pensive eyes,
And weaves a song of melancholy joy —
„Sleep, image of thy father, sleep, my boy
No lingering hour of sorrow shall be thine;
No sigh that rends thy father's heart and mine;
Bright as his manly sire, the son shall be
In form and soul; but ah! more blest than he.
Thy fame, thy worth, thy filial love at last
Shall soothe this aching heart for all the past.

With

With many a ſmile my ſorrows ſhall repay
And chase the world's ungenerous ſcorn away.

„And say, when ſummoned from the world and thee
I lay my head beneath the willow tree,
Wilt thou, ſweet mourner! at my ſtone appear,
And ſoothe my parted ſpirit ling'ring near?
Oh wilt thou come? at evening hour, to ſhed
The tears of memory o'er my narrow bed;
With aching temples on thy hand reclin'd,
Muſe on the laſt farewell I leave behind,
Breathe a deep ſigh to winds that murmur low,
And think on all my love and all my woe?"
So ſpeaks Affection, 'ere the infant eye
Can look regard, or brighten in reply;
But when the cherub lip has learnt to claim
A mother's ear by that endearing name;
Soon as the playful innocent can prove
A tear of pity, or a ſmile of love,
Or cons his murm'ring taſk beneath her care
Or liſps with holy look his evening pray'r,
Or gazing, mutely penſive, ſits to hear
The mournful ballad warbled in his ear;
How fondly looks admiring Hope the while,
At every artleſs tear, and every ſmile;
How glows the joyous parent to deſcry
A guileleſs boſom, true to ſympathy.

Von dieſen beſchränktern Scenen richtet der Verf. ſeine Augen auf das ganze Menſchengeſchlecht, und beſchäftigt ſich mit der Idee von ſeiner Veredlung und ſeinen Fortſchritten in den Wiſſenſchaften, der Freyheit und Tugend. Bey dieſer Gelegenheit

macht des Versifikators uninteressant und langweilig geworden.

Romances. By *I. D' Israeli.* 1798. 314 S. 8. Die meisten dieser Erzählungen sind aus morgenländischen Dichtern mit Glück übergetragen. Prose ist mit Versen gemischt, aber die letztern stehen jener an Anmuth, Klarheit und Wohlklang nach. Ein poetischer Versuch über das romantische Gedicht eröffnet diese Sammlung. Er beschreibt die romantische Stimmung der umherziehenden Araber und die im Orient herrschende Sitte, sich an heitern Abenden um ein Zelt oder dem Dache des Hauses zu versammeln, und die Zeit mit Mährchen zu verkürzen. Er spricht hierauf von den spanischen historischen Balladen, den Minstrels- und den gothischen Mährchen, mit ihren moralischen Allegorien. Die Liebe, sagt der Verf., wurde nun von Langerweile ergriffen, und um sie gegen den Einfluß derselben zu sichern, wird ihr die Fiction von der Schönheit zugeführt. Aus der Verbindung von beyden wird die Romanze erzeugt:

She softly parting his incumbering wings;
(To smiling Love more lovely smiles she brings)
„My name is Fiction; by the Graces taught;
To Love, unquiet Love, by Beauty brought;"
She said, and, as she spoke, a rosy cloud
Blush'd o'er their forms, and shade and silence shroud!
Through heaven's blue fields that pure caress is felt,

A thouſand colours drop, a thouſand odours melt!
O'er the thin cloud celeſtial eyes incline,
(They laugh at veils, too beautifullyfine,)
His feeling wings with tender tremors move,
His nectar'd locks his glowing bosom rove,
Their rolling eyes in lambent radiance meet,
With circling arms and twin'd voluptuous feet:
Love ſigh'd — Heav'n heard! and love delighted bowed,
Olympus gaz'd, and ſhiver'd with the god!
'Twas in that extacy, that amorous trance,
That Love and Fiction got the child Romance.

Das nächſte Stück, der arabiſche Petrarch, enthält die Geſchichte von Mejnoun und Leila, deren unglückliche Liebe zu einer unendlichen Menge morgenländiſcher Erzählungen Veranlaſſung gegeben hat. D' Iſraeli hat ſeiner Erzählung ein Gedicht des Nezami, eines Perſers, zum Grunde gelegt. Außerdem findet man hier Love and Humility und The Lovers, oder The Birth of the pleaſing Arts, zwey unterhaltende und geiſtreiche Erzählungen.

Saint Michael's Mount; a Poem. By the Rev. William Liſle Bowles. 1798. 4. Ein Gedicht aus der jetzt ſo beliebten Gattung, welche keinen romantiſchen Fleck in Großbritannien unbeſungen läßt. Der bekannte Verf. dieſes Gedichts beſitzt eine lebhafte Einbildungskraft und die Kunſt, die Beſchreibung der unbeſeelten Natur durch Einmiſchung des ſentimentalen und moraliſchen inter-

interessant zu machen. Aber indem er Gedanken und Bilder zu dicht auf einander häuft, vermißt man in seiner Poesie Leichtigkeit und Klarheit. Zu den interessanten Stellen des gegenwärtigen Gedichts gehört folgende Betrachtung, die aus der Vergleichung der gothischen Sitten mit den jetzigen entspringt:

So fade the modes of life with slow decay,
And various ages various hues display!
Fled are the grimly shadows of Romance,
And pleas'd we see in beauteous troop advance
New arts, new manners, from the gothic gloom
Escap'd, and scattering flow'rs that swetlier bloom!
Refinement wakes — before her beaming eye
Dispers'd, the fumes of feudal darkness fly.
Like orient morning on the Mountain's head,
A softer light on life's wide scene is shed:
Lapping in bliss the sense of human cares,
Melody pours forth her thousand airs;
And like the shades that on the still lake lye,
Of rocks, or fringing woods, or tinted sky;
Painting her hues on the clear tablet lays,
And herown beauteous world with tender touch displays!
Then *Science* lifts her form, august and fair,
And shakes the night-dews from her glitt'ring hair:
Meantime rich *Culture* cloath the living waste,
And purer patterns of *Athenian Taste*
Invite the eye, and wake the kindling sense;
And milder *Manners*, as they play, dispense,

Like

Like tepid airs Spring, their genial influence.
Such is thy boaſt, *Refinement;* but deep dies
Oft mar the splendor of thy noon-tide skies:
Then Fancy, sick of Follies, that deform
The face of day, and in the sunſhine ſwarm;
Sick of the fluttering fopp'ries that engage
The vain purſuits of a degenerate age;
Sick of smooth Sophiſtry's inſidious cant,
Or cold Impiety's defying rant;
Sick of the muling sentiment that sighs
O'er its dead bird, while Want unpitied cries;
Sick of the pictures that pale Lust inflame,
And flush the cheek of Love with deep deep ſhame;
Would fain the ſhade of elder days recall,
The gothic battlements, the banner'd hall,
Or liſt of Elfin harps the fabling rhyme,
Or wrapt in melancholy trance sublime,
Pause o'er the working of some wond'rous tale,
Or bid the Spectres of the Castle hail!

The Pleasures of Hope; with other Poems. By *Thomas Campbell.* Edinburgh. 1799. 8. Dieſes Gedicht iſt ein Gegenſtück zu den Pleaſures of Imagination und den Pleaſures of Memory. Der Verf. eröfnet es mit einer Vergleichung zwiſchen den Schönheiten entfernter Gegenſtände in einer Landſchaft und der Ahndung des zukünftigen:

At summer eve, when Heav'n's aerial bow
Spans with bright arch the glittering hills below,
Why to yon mountain turns the musing eye,

Whose sun-bright summit mingles with the sky?
Why do those cliffs of shadowy tint appear
More sweet than all the landscape smiling near?
'Tis distance lends enchantment to the view,
And robes the mountain in its azure hue.

Thus with delight we linger to survey
The promis'd joys of life's unmeasured way;
Thus from afar, each dim discover'd scene
More pleasing seems than all the past has been;
And every form, that Fancy can repair
From dark oblivion, glows divinely there.

Er ſchildert hierauf den Soldaten, wenn er das Schlachtfeld betritt, wo die Hofnung des Sieges und Ruhms ſeinen Muth erhalten kann; worauf einige häusliche Scenen folgen, in denen der Einfluß der Hofnung auf die Liebe der Eltern zu ihren Kindern gut und treffend beſchrieben iſt.

Lo! as the couch where infant beauty sleeps,
Her silent watch the mournful mother keeps;
She, while the lovely babe unconscious lies,
Smiles on her little son with pensive eyes,
And weaves a song of melancholy joy —
„Sleep, image of thy father, sleep, my boy
No lingering hour of sorrow shall be thine;
No sigh that rends thy father's heart and mine;
Bright as his manly sire, the son shall be
In form and soul; but ah! more blest than he,
Thy fame, thy worth, thy filial love at last
Shall soothe this aching heart for all the past.

With

With many a ſmile my ſorrows ſhall repay
And chase the world's ungenerous ſcorn away.

„And say, when ſummoned from the world and thee
I lay my head beneath the willow tree,
Wilt thou, ſweet mourner! at my ſtone appear,
And ſoothe my parted ſpirit ling'ring near?
Oh wilt thou come? at evening hour, to ſhed
The tears of memory o'er my narrow bed;
With aching temples on thy hand reclin'd,
Muſe on the laſt farewell I leave behind,
Breathe a deep ſigh to winds that murmur low,
And think on all my love and all my woe?"
So ſpeaks Affection, 'ere the infant eye
Can look regard, or brighten in reply;
But when the cherub lip has learnt to claim
A mother's ear by that endearing name;
Soon as the playful innocent can prove
A tear of pity, or a ſmile of love,
Or cons his murm'ring taſk beneath her care
Or liſps with holy look his evening pray'r,
Or gazing, mutely penſive, ſits to hear
The mournful ballad warbled in his ear;
How fondly looks admiring Hope the while,
At every artleſs tear, and every ſmile;
How glows the joyous parent to deſcry
A guileleſs boſom, true to ſympathy.

Von dieſen beſchränktern Scenen richtet der Verf. ſeine Augen auf das ganze Menſchengeſchlecht, und beſchäftigt ſich mit der Idee von ſeiner Veredlung und ſeinen Fortſchritten in den Wiſſenſchaften, der Freyheit und Tugend. Bey dieſer Gelegenheit

berührt er einige Begebenheiten der neuſten Geſchichte, vorzüglich die polniſche Revolution. Er ſchließt endlich mit der Betrachtung der Freuden, welche die Hofnung der Unſterblichkeit gewährt. Der pathetiſche einfache Ton ſteigt hier bis zum Erhabnen. Der Schluß iſt vortreflich:

Eternal Hope! when yonder spheres sublime,
Peal'd their first notes to sound the march of time!
Thy joyous youth began — but not to fade.
When all the sister planets have decay'd,
When wrapt in fire the realms of Ether glow
And Heavn's last thunder shakes the world below;
Thou, undismay'd shalt o'er the ruin smile,
And light thy torch at Nature's funeral pile!

Die angehängten kleinern Gedichte beſtehn in Liedern und Ueberſetzungen. Die Letztern ſind nicht ohne Zierlichkeit, und die erſtern haben eine gefällige Einfalt, die ſie zur muſikaliſchen Behandlung vorzüglich geſchickt macht.

XVIII.

Holland.

Bibliotheca Santeniana, sive Catalogus librorum exquisitissimorum etc. quibus, dum in vivis esset, usus est *Laurentius van Santen*. Lugd. Bat. 1800. 102. pagg. 8. (Preis 4 Sols und 6 Sols auf Postpap.) Dieser Catalog einer nicht großen, aber ausgesuchten Sammlung philologischer Bücher verdient eine Erwähnung als Beweis des rastlosen Fleißes des zu früh verstorbenen Rechtsgelehrten, van Santen, der unter den neuesten Holländischen Philologen und lateinischen Dichtern, obgleich nur durch wenige Schriften bekannt, einen ehrenvollen Platz behauptet. Ein sehr großer Theil dieser Bücher ist voll seiner handschriftlichen Anmerkungen, die aus Collationen von MSS., Emendationen ꝛc. bestehn. Einzig in seiner Art möchte seyn der kritische Apparat zu einer neuen Ausgabe des Ovidius, S. 34 bis 99, der aus nicht weniger als 3 Codicibus Ovidischer Werke, und 216 Nummern gedruckter Ausgaben derselben besteht. Eben so zur

Bearbeitung des Catullus, Tibullus und Propertius 32 Manuscripte und 157 Ausgaben. Außerdem p. III. A. noch 127 Nummern für die alte Literatur wichtige MSS. — Auch eine neue Edition des Kallimachus scheint Santen, nach den hier befindlichen Vorbereitungen zu schließen, im Sinne gehabt zu haben. Wie beschämt muß mancher allezeit fertige Herausgeber alter Autoren beym Anblick solcher Vorbereitungen sich fühlen! Innig wird mancher mit uns bedauern, daß der Sammler dieser literarischen Schätze hinsterben mußte, ehe er ein Mehreres dem Publikum verarbeitet mittheilen konnte, und zugleich herzlich wünschen, daß sie, zum gemeinnützigen Gebrauch anderer Gelehrten, wo möglich, Eigenthum öffentlicher Bibliotheken werden.

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Warum läutert sich der Geschmack im Ernsthaften früher, als im Komischen? S. 3

II. H. C. Lichtenbergs ausführliche Erklärung Hogarthischer Kupferstiche. 20

III. Propyläen; eine periodische Schrift, herausgegeben von Göthe. 61

IV. Lettres originales de *J. J. Rousseau* etc. publiées par *Charles Pougens*. 97

V. Von den goldgrabenden Ameisen und Greifen der Alten; eine Vermuthung von A. F. Grafen von Veltheim. 106

VI. Kunstnachrichten:

Von einem jungen Künstler zu Dresden Franz Gareis. 111

Einige Züge zu Gesers Charakteristik. 120

VII. Ueber ein neu entdecktes Gemälde von Corregio. 129

VIII. Englische Literatur:

Literary-Hours, by *Nathan Drake.* 140

Diversions of Pasley, by *John Horne-Took.* 143

Coombe-Ellen; a Poem by *W. L. Bowles.* 144

Beavon-Hill, a local Poem, historic and descriptive (von einer Amerikanerin, Mistreß Morton). 146

Essays and Criticisms by Dr. *Goldsmith*, 3 Vols. 148

The Works of *Horatio Walpole*, 5 Vols 149

Arthur Fitz-Albini, a Novel. 156

Posthumous Works (von der Frau Wollstonekraft). 157

Godwin's Leben dieser Schriftstellerin. 158

Poems by *Joseph Fawcett.* 159

Theodore, or the Gamestres Progress. 163

The Villain's Death-bed; or the Times of Satire. 163

The Gardens; a Poem, translated from the French of the Abbé *de Lille.* 164

Einige Gedichte auf Nelson's Sieg bey Abukir. 168

Zweytes Stück.

IX. Allgemeine Betrachtungen über das Wesen der schönen Kunst. 179

X. Ueber die beträchtlichen Vortheile, welche alle Nationen des jetzigen Zeitalters aus der Kenntniß und historischen Untersuchung des Zustandes der Wissenschaften bey den Alten ziehen können. Zwey Preisschriften von Dietr. Tiedemann und D. Jenisch. 234

XI. Ilithyia oder die Hexe, ein archäologisches Fragment nach Lessing, von C. A. Böttiger. 263

XII. Berlinischer Damencalender für das Jahr 1800, herausgegeben von Sophie Mereau. 270

XIII. De la Harpe, Analyse der Dichtkunst des Aristoteles. 275

XIV. Biographische Nachrichten. Barthelemi-Mercier-Saint-Leger. 319

XV. Italienische Literatur:

Poesie di *Lorenzo Pignotti Aretino.* 332

XVI. Französische Literatur:

Oeuvres complettes de *Léonard*, récueillies et publiées par *Vincent Campenon.* 338

XVII. Englische Literatur:

Fears in Solitude, by *S. T. Coleridge.* 340

Neue Ausgaben von Glover's Leonidas, und Pope's Lockenraub. 342

Poems by *Robert Farren Cheetham.* 342

Poems by *Ioack Ralph of Sebergham.* 343

The Bees, a Poem by *Arthur Murphy.* 345
Original Sonnets on various Subjects, and Odes paraphrased from *Horace* by *Anna Seward.* 345
The Love of Gain, a Poem by *M. G. Lewis.* 349
Inkle and Yariko, a Poem by *C. Brown.* 349
Romances by *I. D. Israeli.* 350
Saint Michael's Mount, a Poem by *William Lisle Bowles.* 351
The Pleasures of Hope, with other Poems, by *Thomas Campbell.* 353
XVIII. Holland. Bibliotheca Santeniana. 357

Neue Verlags-Bücher

der

Dykischen Buchhandlung

in Leipzig,

zur Ostermesse 1800.

Ambrozi, D. W. C., Anleitung zum Gebrauche der warmen Mineralquellen in Teplitz. gr. 8. 12 gr.

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus. Ex recensione *Brunckii*. Indices et Commentarium adjecit *Fr Jacobs*. Tomus IX.

Auch unter dem Titel:

Jacobs, Fr., Animaduersiones in Epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Vol. II. Pars 2. 8vo maj.
auf Schreibp.
auf Druckp.

Beckii, Christ. Dan., Commentarii historici decretorum religionis Christianae et familiae *Lutb.* 8vo maj.

Heydenreich, Fr. Erdm. Aug., Ueber den Charakter des Landmanns in religiöser Hinsicht. Ein Beytrag zur Psychologie für alle, welche auf das religiöse Bildungsgeschäft desselben Einfluß haben — vorzüglich für Landprediger. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Hommel, K., Kriminalistische Blätter. Erstes Heft. 8.

Jördens, D. P. G., Ueber die Möglichkeit einer physisch und moralischen Menschenveredlung. gr. 8. 18 gr.

Manso, J. C. F., Sparta. Ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates. Erster Band, in 2 Theilen. gr. 8.
2 Thlr. 12 gr.
auf Schreibp. 3 Thlr. 8 gr.

(Der 2te Band erscheint zu Michael und beschließt das Werk.)

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste;

Auch unter dem Titel:

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Literatur und der bildenden Künste; von einer Gesellschaft von Gelehrten. 6ten Bandes 1stes Stück. gr. 8. 16 gr.

(Wird fortgesetzt.)

Rambach, Friedrich, die drey Räthsel; ein Schauspiel in vier Akten, nach Gozzi. 8. 12 gr.

— — Schauspiele, 3r. Band: der Verstoßene, die drey Räthsel. 8. 1 Thlr.

(Das erste Stück dieses Bandes war einzeln in der verwichnen Michaelismesse neu.)

Saint-Lambert, des Herrn von, Die Gesellschaftskunst. Aus dem Französischen. In zwey Bänden. gr. 8. 2 Thlr.

(Der 2te Band wird zu Johannis nachgeliefert.)

— — Die Tugendkunst, 3ter und letzter Theil. gr. 8. (Unter der Presse.) 1 Thlr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche für praktische Aerzte, 19ten Bandes 1stes, 2tes und 3tes Stück. gr. 8. jedes a 9 gr. zusammen 1 Thlr. 3 gr.

(Die vorhergehenden 18 Bände 27 Thlr. — Und das Register über den ersten bis zwölften Band 16 gr. Von dem Auszug dieses Werks erscheint der 6te Theil, welcher den 16ten, 17ten und 18ten Band des größern Werks umfaßt, zur Michaelismesse. Jeder Theil des Auszugs kostet 2 Thlr. Auf den sechsten kann man bis Michael mit 1 Thlr. 12 gr. pränumeriren.)

Schmid, M., Die Rechenkunst, in zwey Theilen. Neue Ausgabe, nebst Zusätzen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens, zum Gebrauch für Kaufleute, von Andreas Wagner. gr. 8. 2 Thlr. 4 gr.

Sullivan's, R., Uebersicht der Natur, in Briefen an einen Reisenden. Aus dem Englischen; mit Anmerkungen von D. E. B. G. Hebenstreit 4ter und letzter Band; nebst de la Harpe Prüfung des Moralsystems von Helvetius. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

(Alle vier Bände 5 Thlr. 8 gr.)

Wagners, Andreas, Anleitung zum Rechnen im Kopfe. gr. 8. 4 gr.

Nachricht.

Je mehr in unsern Tagen der Handel sich ausbreitet, und je wichtiger der Einfluß desselben auf das Ganze wird, um destomehr erweitern sich auch selbst die Kenntnisse, welche in diesem Fache erfordert werden; und es ist gewiß, daß ein Kaufmann in dem jetzigen Zeitpunkt weit mehr wissen muß, als ehemals. Es würde daher bey den so weitläuftigen Kenntnissen eines Kaufmanns sehr unrecht geurtheilt seyn, wenn man glaubte, er könne dieses alles in den eigentlichen Lehrjahren lernen.

Meistentheils läßt man die zur Handlung bestimmten Subjekte mit andern Kindern, welche doch eine ganz andere Bestimmung haben, einerley Unterricht genießen, oder läßt sie allenfalls im Rechnen, Schreiben und in der Franz. Sprache besonders unterrichten. Für andere Wissenschaften, die dem Kaufmann doch eben so nöthig sind, zumal in unsern Zeiten, ist wenig oder gar nicht gesorgt, z. B. für Waarenkunde, Erdbeschreibung, wie sie der Kaufmann wissen muß, Uebung in kaufmännischen Aufsätzen, Geschichte des Handels (wer es weiß, welchen Einfluß die Geschichte einer Kunst auf die Kunst selbst hat, wird bedauern, daß bisher für Handelsgeschichte so wenig geschehen ist) und Kenntniß von den Landesgesetzen, die vorzüglich den Handel angehen. Letztere müssen die meisten Kaufleute erst aus Erfahrung, d. h. durch Schaden lernen.

Da ich an diesen Wissenschaften immer viel Geschmack gefunden, und mich vorzüglich darinne geübt habe: so erbiete ich mich hierdurch in folgenden

Wissenschaften, welche einem geschickten Kaufmann unentbehrlich sind, Unterricht zu geben, als in der

a) Geschichte des Handels, nebst allen dazu gehörigen, als Geschichte der vorkommenden Münzen, des verschiedenen Münzfußes, merkwürdiger Fabriken und Personen u. s. w.

b) Erdbeschreibung; vorzüglich in der Hinsicht, wie sie der Kaufmann wissen muß.

c) Waarenkunde, oder Kenntniß von den bekannten Natur- und Kunstprodukten. Weil man hier alle diese Dinge bekommen kann: so werden sie beym Unterricht wirklich vorgezeigt.

d) Rechnen, sowohl auf der Tafel, als im Kopfe; doch so, daß Kopfrechnen nur das Mittel bleibt, die Schnelligkeit und Genauigkeit des Tafelrechnens auf einen desto höhern Grad zu bringen.

e) Unterricht in kaufmännischen Aufsätzen, als Uebung im Schnell- und Richtigschreiben, seine Gedanken kurz und deutlich auszudrücken und die Form der Aufsätze zu lernen u. s. w.

f) Kenntniß von den Landesgesetzen, die den Handel angehen.

g) Unterricht im Franz. Sprechen und Schreiben wird ein geschickter Lehrer dieser Sprache ertheilen.

Es steht jedem frey alle diese Stunden zu besuchen, oder nur an manchen Theil zu nehmen. Die Kosten werden so mäßig, als möglich, ausfallen, und können hier nicht bestimmt werden, weil es auf die Anzahl der Theilnehmer ankommt. Sollten sich Auswärtige finden, welche Antheil nehmen wollen: so soll auch für ihre Aufnahme gesorgt werden. Unter dem 10ten Jahre kann kein Zögling angenommen werden.

Da dieses nur zu einem kurzen Avertissement dienen soll: so verweise ich hier auf eine kleine

Schrift, welche bald nach der Messe erscheinen wird und als entwickelter Plan meines Unterrichts angesehen werden kann. Jeder Theilnehmer bekommt diese Schrift in die Hände.

Mein Logis ist auf dem Brühl No. 517. 3 Treppen hoch vorne heraus.

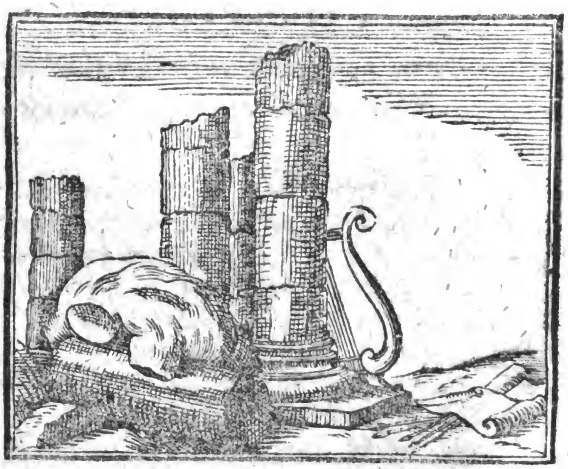
Leipzig, den 1. Mai 1800.

Carl Gottlob Martin,
Privatlehrer.

N. S. In der Dykischen Buchhandlung kann man weitere Auskunft über diesen Plan erhalten.

EMILIE von BIELEFSCH
geb. von Oppel.
Garcia pinx.
F. M. Nehlig sc. Lpz. 1800.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Vier und sechzigsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1800.

I.

Ideen zu einer Parallele der physikalischen Wissenschaften und der schönen Redekünste,

erläutert aus ihrer Geschichte.

Aus einem Brief an den Herausgeber der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Endlich werden Sie mir doch wieder einen Beytrag zur Bibliothek schicken? So hör' ich Sie sagen, und durchsuche meine Papiere. . Nichts, gar nichts für Sie fertig. . . Doch, sieh da! einen Aufsatz, den Sie vielleicht brauchen können: aber nur eine Kopie. — Trefflicher Nieuwland! du starbst für die Wissenschaften und deine Freunde zu früh. . . Denn ihm gebührt der Dank für das, was ich Ihnen schicke: den wissenschaftlichen Theil der lateinischen Rede, die Pieter Nieuwland beym Antritt seiner Professur der Physik und höhern Mathematik zu Leyden am 28. Sept. 1793 hielt. So ungefähr, glaub' ich, würde er deutsch geredet haben. Den etwas zu metaphysisch klingenden Titel: De ratione disciplinarum physicarum cum ratione elegantiorum,

quae vocantur, literarum comparata, et ex utrarumque natura illustrata, finden Sie mit einem angemessenern verlauscht. Manche Deutsche lernten den noch nicht Vergessenen, während seines Aufenthalts auf der Seeberger Sternwarte bey Gotha, kennen, und gewiß, wie ich, mit dem Vergnügen, welches jene höhere Humanität der Rede und des Betragens gewährt, worin gebildete Charaktergüte in seltnem Verein mit einem durch tiefgeschöpftes Wissen geschärften Geiste sich spiegelt. Solchen vorzüglich wird diese Erneuerung seines Andenkens unter uns nicht unwillkommen seyn. Daß der Verfasser — in der classischen Philologie (wie die von ihm, nicht von Wyttenbach, geschriebene Diss. philosophico-critica de *Musonio Rufo*, Philosopho Stoico, Amstelaed. 1783, 4. beweißt) so bewandert, als man vom vieljährigen Schüler des eben genannten großen Humanisten hoffen darf, und in die Mysterien der Physik und Mathematik eingeweiht, wie man vom würdigen Nachfolger eines s'Gravesand, Musschenbroek ꝛc. erwartet — daß ein solcher Mann in einer förmlichen Abhandlung seinen Gegenstand noch schärfer gefaßt, noch gelehrter würde ausgeführt haben, bedarf wohl keiner Erinnerung, so wenig als eine deutsche Nachbildung der Entschuldigung. Denn es öffnet sich auf seinem Wege hin und wieder eine weite Aussicht; es spricht aus diesen Blättern überall ein liberaler, von engherziger, pedantischer Schätzung seines Hauptstudiums weit entfernter, ächt weltbürgerlicher Geist uns an. In jene, dacht' ich, stellt sich wohl mancher nicht weniger willig, als du; diesen eignet wohl mancher eben so gern sich an. Und so theile ich Ihnen mit, was nur zur

leb-

lebhaftern, in der Einsamkeit meiner stillen Klosterwohnung mich angenehm unterhaltenden, Erinnerung an Nieuwland's persönliche Bekanntschaft in ein Paar müßigen Stunden geschrieben war. Noch bitt' ich den unbestimmtern Gebrauch der Wörter Kunst und Wissenschaft und einiger ähnlichen zu übersehn, und mit der Unbestimmtheit der Sprache, worin die Rede nicht bloß geschrieben, sondern gedacht ist, zu entschuldigen, zumal da jener auf den ächt römischen Ausdruck hinweist, der in dieser fast durchgehends herrscht.

Anmerkungen, selbst längere, hätten hie und da hinzugefügt werden können. Ich begnüge mich indeß damit, eine zur Probe hier stehn zu lassen.

S. 10 sagt Nieuwland: Nemo, ut opinor, erit, qui dubitet, praestantiorem Physicum et ad Newtoni excellentiam propius accedentem illum iudicare, qui Naturalis Philosophiae elementa a Newtono tradita bene didicerit, quam quidem Homero poëtica facultate proximum iudicet illum, qui Iliada et Odysseam ita legerit, ut omnem pulcritudinis vim atque praestantiam, quae in illis est, perceperit. Allein das Verhältniß möchte in diesem Punkt bey Naturwissenschaft und Dichtkunst nicht in so hohem Grade verschieden seyn, als N. annimmt. Der bloße gründliche Versteher Newton's (in einer deutsch geschriebenen Hermeneutik wenigstens möchte man dieß Wort, das sich zu Erklärer verhielte, wie Verstehn zu Erklären, nicht entbehren können) wer also bloß den Newton gründlich versteht, ist in seiner Art nicht mehr, als wer den Homer verständig liest, in der seinigen. Denn den Jonischen Sänger recht mit Verstand lesen, dazu gehört auch et-

was. Was sag' ich? Dieß Etwas bedeutet so viel, daß man seit ein Paar Jahrtausenden erst in unsern Tagen es zu erschöpfen anfieng. Der eine aber ist, bloß als solcher, noch kein Naturforscher, so wenig als der andere schon darum ein Dichter. Der Dichter ist Künstler, nicht bloß Gelehrter; er weiß nicht nur etwas, er macht auch etwas: und dieß sein Machen (ποιεῖν), sein Schaffen, bestimmt gerade seinen Werth, so wie es seinen Namen bestimmt hat. Freylich schafft auch der Mathematiker und Physiker etwas, wenn er sich als Entdecker zeigt; aber mit dem Unterschied, daß bey ihm die Materie, beym Dichter wie beym Künstler überhaupt, die Form Hauptsache ist. Dem bloßen Kenner der Schriften Newton's also, wie dem der Homerischen Werke, steht der himmlische Entdecker und der göttliche Poet noch in gleich erhabener Ferne. Dort und hier muß, soll der glorreichere Name errungen werden, erst eine ganz eigne, in ihren letzten Gründen uns, wie unsre Freyheit, unerforschliche Selbstthätigkeit (αὐτοπραγία) hinzutreten, deren Aeußerung wir dort Entdecken und Erfinden, hier Dichten nennen. Auch im Wissenschaftlichen, glaub' ich, und keinesweges bloß in der Kunst, ist der Erfinder vom Nachahmer und Lehrling nicht bloß dem Grade nach, sondern specifisch verschieden.

Ungeachtet der obigen Erinnerung geb' ich gern zu, was Nieuwland vom Physiker und Dichter in Absicht der dort größern, hier geringern Erleichterung, welche die Vorgänger gewähren, behauptet. Einen Grund hat er weiterhin selbst angegeben: den, daß in den physikalischen und mathematischen Wissenschaften vom spätern Naturforscher und Mathe-

matiker

matiker nur zum schon bestehenden Gebäude etwas hinzu- und anzufügen ist, in den Künsten dagegen vom spätern Künstler von Grund aus neue Werke aufzuführen sind, und das natürlich mit desto grössren Schwierigkeiten, je mehr die Materialien schon zum Bau der alten verbraucht wurden. Ich setze zu diesem Grunde Folgendes hinzu, wodurch zugleich die Entstehung von Nieuwland's zu viel behauptender Behauptung klärer wird. In den physikalischen und mathematischen Wissenschaften scheint der Schritt vom Verstehen Newton's bis zum Erfinden leichter und kürzer, als in den philologischen (oder auch in der Dichtkunst selbst), der vom Verstehn Homer's zum Schaffen ähnlicher Werke. Warum? Dort sind lauter deutliche, mithin völlig mittheilbare Vorstellungen; hier meist nur klare, gebunden an zarte, beym Verpflanzen in den Geist des Lesers wohl zerstörbare, aber oft nicht auflösbare Gefühle: dort lauter Hauptvorstellungen, gekettet an Hauptvorstellungen, die eine eben so wesentliches Glied der Kette, als die andere; hier ist an die Hauptvorstellungen eine unbestimmbare und nie völlig erschöpfliche Menge von Nebenvorstellungen angeknüpft, von deren Verschiedenheit eben in den Künsten die Verschiedenheit des Styls abhängt, der in den Wissenschaften, als solchen, gar nicht statt findet. Dort also ist eine bestimmtere, zuverlässigere Combination des Alten zur Hervorbringung von etwas Neuem möglich. Weil dort der zurückgelegte Weg sich bestimmt nachweisen und übersehn läßt, so scheint auch bereits die Richtung schärfer angegeben, nach welcher hin man suchen muß, um weiter zu finden. Dieß alles ist bey den Ideen und

Bildern des Dichters nicht der Fall. Er schwebt in luftigen, ätherischen Regionen, und hinter seinem Fluge schließen sich die leichten Wolken wieder ohne Spur seiner Bahn: vermag er selbst wohl ihre Linie ganz bestimmt zu zeichnen, und zu sagen, warum er gerade diese Pfade wählte? Der Physiker und Mathematiker hingegen schritt auf ebnem, zwar nachgebenden, doch unmittelbar hinter seiner Ferse sich auf immer verhärtenden Boden fort. War ihm selbst auch der Punkt, wohin er zunächst ohne Vorgänger treten mußte, bis auf eine gewisse Zeit verborgen: so finden wir gleichwohl beym Nachgehn in seinem Stadium noch jede Fußtapfe, von der ersten bis zur letzten.

Danzig, im Februar 1800.

Morgenstern.

Daß

Daß unter allen vielgepriesenen Künsten keine ist, die den auf ihre Bearbeitung verwandten Fleiß unbelohnt läßt, es sey die Blüthe des Vergnügens, oder die Frucht des Nutzens, oder der Kranz des Ruhms der Preis: daran zweifelt, glaub' ich, Niemand. Soll aber die Huldigung, die man den Künsten insgesammt darzubringen pflegt, unter die einzelnen Gattungen vertheilt, — soll über die Vorzüge einer jeden vor den übrigen gestimmt werden: dann möchten die Stimmen selbst sachkundiger und billiger Richter sehr ungleich ausfallen. Auch verschwindet alle Befremdung über diese Verschiedenheit der Meynung bey dem Gedanken, wie schwankend und unsicher alles Urtheilen ist, wodurch der wahre Werth der einzelnen Künste und Wissenschaften bestimmt werden soll. Denn sehen wir bloß auf unmittelbaren Nutzen, so finden wir selbst den Ausdruck Nutzen unbestimmt und auf alles Mögliche deutsam. Der Arzt wird versichern, nichts sey vortreflicher, als seine Kunst, und Viele werden ihm beystimmen; dagegen wird der Moralist sich erheben und mit lauter Stimme sagen: Ohne alle Hülfe der Arzneykunst leben jetzt noch viele Völker; glückselig aber kann nur leben, wer reines Herzens ist. Wollen wir aber nach dem Vergnügen, wollen

wir nach dem Ruhme die Treflichkeit der Wissenschaften messen: so werden die Verehrer einer jeden behaupten, nur ihre Kunst gewähre wahre Lust, nur ihre dauerndes Lob.

Sie sehn schon, Verehrteste Zuhörer, daß ich hier nicht als Fürsprecher des Faches aufgetreten bin, worin ich den öffentlichen Unterricht übernehme. Daß diese Wissenschaften, die alle auf Kenntniß der Natur abzwecken, und gemeinhin unter dem Namen Naturwissenschaft (Philosophia naturalis) begriffen werden, nützlich sind, reich an Vergnügen, des höchsten Lobes würdig, bedarf vor so billigen und einsichtsvollen Richtern keines Beweises. Behauptete ich aber, daß sie vor allen übrigen Künsten in Hinsicht auf Nutzen, Vergnügen, Ehre, den Vorrang verdienten: so würd' ich Ihnen, die Sie andere Studien lieben, Unrecht thun, und selbst eine lächerliche Eitelkeit verrathen, weil ich Einer, uneingedenk, wie schwer und rühmlich es schon ist, selbst in Einer bestimmten Wissenschaft auch nur mittelmäßig bewandert seyn, mich auf Lob und Würdigung so vieler Wissenschaften so gut zu verstehn wähnte, daß ich das Gute der andern gegen die Vorzüge der meinigen dreist herabzusetzen, ja zu verachten mich erkühnte.

Je mehr ich also, V. Z., vor solchem Leichtsinn im Urtheilen mich zu hüten stets für meine Pflicht hielt, desto inniger hab' ich es bedauert, daß eben dieser zuweilen Männer von sonst liberaler, gar nicht zu verachtender, Bildung beschleicht. Vorzüglich that es mir leid, daß gerade zwey Familien

milien im Reiche der Gelehrsamkeit weniger brüderlich gegen einander gesinnt erscheinen, von denen doch die eine Philosophie und Physik, das ist, Liebhaberin der Wahrheit und Erforscherin der Natur, seyn und heißen will; die andere von der Humanität selbst ihren Namen borgt *), und den Sinn für alles Schöne und Anständige zu nähren und zu schärfen verheißt. Als ich von diesem — sag' ich Wetteifer oder Streit? — in den Unterredungen und Schriften gelehrter Männer offenbare Spuren bemerkte, konnte und wollt' ich sie nicht lediglich für Wirkungen des Streites oder der Unwissenheit halten. Ihnen nachzugehn schien mir aber um so mehr der Mühe werth, weil ich

*) Die mit inhumaner Bitterkeit geführten Streitigkeiten mancher Professors of Humanity bedauert auch einer der vertrautesten und würdigsten Freunde der Alten, *James Harris*, in den ihres Verfassers würdigen Philosophical Arrangements (Lond. 1775) p. 239, einem den deutschen Philosophen zu wenig bekannten Werke. Doch wer bedauert sie nicht? Wozu also dieß Citat? Nur, um dem Publicum zu sagen, daß eine Uebersetzung jenes mit Aristotelischem Geist gedachten Werkes vollendet da liegt, mit nicht geringerer Sorgfalt ausgearbeitet, als die mit verdientem Beyfall aufgenommene Verdeutschung des Hermes. Sie erwartet nur den — Verleger.

ich sahe, daß ohne ihre Erklärung zwey schwierige Hauptpunkte der Geschichte unausgemacht bleiben müßten: der vom behaupteten und bestrittenen Vorzug der Griechischen und Römischen Genies vor den neuern, oder dieser vor jenen; und der noch wichtigere von den Fortschritten des menschlichen Geschlechts im Anbau der Geisteskräfte, so wohl überhaupt, als insonderheit seit den neuesten Zeiten und seit der Wiederherstellung der Wissenschaften. Denn ist z. B. die Poesie oder Redekunst so vorzüglich, daß in Vergleich mit ihr Physik, Astronomie und die verwandten Wissenschaften nichts sind: so möchten wir wohl überhaupt dem Alterthum weichen und bedauern müssen, in diesem barbarischen Jahrhundert geboren zu seyn; verhält sich's aber umgekehrt, so heißt es vom Alterthume:

— — pedibus subjecta vicissim
Conteritur, nos exaequat victoria coelo;

Indem ich vor Ihnen, H. Z., bey dieser feyerlichen Veranlassung öffentlich reden sollte, mußt' ich mich nach einer Materie umsehen, die — weder vom Lehramt der Physik, das ich antrete, zu entlegen, noch aus den Tiefen dieser Wissenschaft geschöpft — das ganze Studium leicht berührte, und so auch denen verständlich wäre, die, von ausgezeichneten Einsichten in andern Fächern, mit dem physikalischen sich nur so weit befaßt hätten, als jeder liberal Gebildete kann und pflegt. Niemand von Ihnen wird daher sich wundern,

daß

daß mir, als ich das ganze Gebiet der physikalischen Wissenschaften überblickte, die vorher erwähnte Vergleichung sich darbot, welche zwischen den physikalischen Wissenschaften und den sogenannten literis elegantioribus, das ist, Poesie, Redekunst, Moralphilosophie *), angestellt zu werden pflegt. Ueber diese also will ich zu Ihnen reden, nicht in der Absicht, den darüber obschwebenden Streit zu entscheiden (denn dieß zu thun, erlaubt mein geringes Talent mir so wenig, als es zu versprechen die Bescheidenheit): sondern um einige zur Entscheidung jenes Streites dienliche Gründe, entlehnt aus der Natur beyder Gattungen, wie aus ihren Schicksalen und Revolutionen, Ihnen, den billigsten Richtern, vorzulegen. Ich werde also handeln vom Wesen der physikalischen Wissenschaften in Vergleichung mit den schönen Redekünsten.

In allen Künsten und Wissenschaften werden wir durch die Bemühungen der Männer, die vor uns denselben Weg nicht bloß giengen, sondern auch ebener und bequemer machten, beym Streben zur Vortreflichkeit kräftig unterstützt. Dieß gilt von der Poesie, dieß von der Redekunst, dieß von den übrigen Künsten derselben Gattung: am meisten aber von denen, die sich auf Naturkenntniß beziehen.

*) Daß hier die Moralphilosophie zu den schönen Künsten gezählt wird, befremdet keinen, der den Sokratischen Gesichtspunkt faßt.

beziehen. Allein die Art und Weise ist in beyden Classen merklich verschieden. Denn so gewiß alle Künste das gemein haben, daß die Genien, welche vorangiengen, den folgenden den Weg zeigen und die Fackel vortragen: so fehlt doch viel daran, daß, z. B. dem künftigen Dichter, Homer gleiche Hilfe leiste, wie dem künftigen Physiker Newton. Der Dichter, Redner, Maler, Bildhauer wird vom Lesen oder Betrachten eines herrlichen, ewigen Kunstwerks zwar begeistert; wird tüchtiger zum Entwerfen und Ausführen eines ähnlichen Werks; wird inne, durch welche Arbeit, durch welche Kunstmittel er selbst streben muß, jene Burg des Ruhms zu erklimmen, die er von jenen Heroen schon in Besitz genommen sieht. Aber den ganzen Weg, den jene vor ihm zurücklegten, muß er doch selbst ebenfalls durchlaufen, muß von den Schranken ausgehn bis zum Ziel hin. Man dächte, er hab' es nun leichter, da Andere den Weg gewiesen und gebahnt. Nicht also. Denn ihm erwächst eben daraus neue Arbeit, daß er nun nicht allein fortschreitet, sondern mit den Vorangehenden kämpfen und ringen muß, um nicht von ihnen überwunden zu werden. Der Physiker dagegen, mag er sich die Provinz des unermeßlichen Reichs gewählt haben, welche ungefähr innerhalb der Grenzen der Mathematik liegt und die Erforschung der allgemeinen Eigenschaften und Bewegungen der himmlischen und irrdischen Körper umfaßt, oder durch das anmuthigere Gefilde der Naturgeschichte, wie der Chemie, schweifen, —

der

der Physiker, sag' ich, hat, sobald er die Schriften der frühern Naturforscher verstanden und ihre Erfindungen sich bekannt gemacht, den größten Theil des Weges hinter sich. Gesetzt, um berühmte, Ihnen Allen bekannte Namen zu nennen, von zwey vorzüglich guten, zu allem, was vortreflich ist, fähigen Köpfen, wendet der eine all seinen Fleiß auf das Lesen und Verstehn Homer's, der andere studirt Tag und Nacht Newton's unsterbliche Schriften. Meynen Sie nicht, wenn jener seinen Homer, dieser seinen Newton gelesen, excerpirt, sich angeeignet hat, der eine werde von Homer's poetischem Talent ungleich weiter entfernt seyn, als von Newton's Naturkenntniß der andere? Ich rede jetzt nicht von der Entdeckungsgabe, die lediglich eine Sache des Genies oder eines besondern Glücks und ein Talent ist, das Newton's Eigenthum war, wie keines andern: ich rede von dem, was ein guter Kopf durch Studium zu erreichen mit Sicherheit hoffen darf: vom Schatz erworbener Kenntnisse, von der Fähigkeit, etwas Neues von Bedeutung dem Alten beyzufügen, das Alte zu seinem eignen oder zum öffentlichen Vortheil anzuwenden. Niemand, glaub' ich, wird sich bedenken, eher den, der Newton's Elementa Philosophiae naturalis inne hat, für einen vorzüglichen, der Treflichkeit Newton's nahe kommenden Physiker zu erklären, als den, der die Iliade und Odyssee mit innigem Verständniß aller ihrer Schönheiten gelesen hat, für einen sehr nahen Geistesverwandten Homer's.

So verhält sich's mit einzelnen Köpfen. Ist aber vom gesammten Zustande der Wissenschaften die Rede; sollen ganze Völker und Zeitalter beurtheilt werden: dann fällt der erwähnte Unterschied noch weit mehr in die Augen. Denn wie mittelmäßigen Dichtern, Rednern, Malern, Bildhauern nicht einmal die Existenz vergönnt wird, so wird eine noch so große Anzahl solcher Menschen, die in Einem Jahrhundert oder bey Einer Nazion sich zusammenfinden, diesem Jahrhundert oder dieser Nazion nimmermehr das Lob der Vortreflichkeit in Poesie, Redekunst, Malerey oder Bildhauerey verschaffen. Wenden aber Viele ihren Fleiß auf Physik oder Naturgeschichte, gesetzt auch, es zeichnet sich keiner unter ihnen einzeln durch viele und große Entdeckungen aus: so wird man doch sagen, in diesem Jahrhundert oder bey dieser Nation sey Physik und Naturgeschichte fleißig und nicht fruchtlos bearbeitet worden. Der Grund liegt am Tage. Jeder Dichter, Redner, Maler, Bildhauer, beginnt durch sich allein sein Werk, vollendet es durch sich allein. Die Meisterwerke Anderer können zwar seinen Geist zum Streben nach ähnlichem Ruhm wecken, ihm Beyspiele zur Nachahmung darbieten: zur Ausführung seines Werks selbst werden sie ihm mehr schaden als nüzzen. Denn der von Andern gesammelte, von ihnen verbrauchte Stoff ist für ihn verloren. Eben so wenig darf er sich der von ihnen ihm vorweggenommenen Form bedienen, um nicht den Vorwurf und Schimpf sklavischer Nachahmung auf sich zu laden.

Mögen

Mögen dagegen noch so Viele den Geheimnissen der Natur nachforschen und sie in ein System bringen: sie alle arbeiten nicht einzeln für sich, sondern mit vereinten Kräften und Bemühungen an einem unerschütterlichen, ewigen Gebäude. Laß Einige eine Menge Felsstücke herbeyschaffen, Andere kaum ein und das andere Steinchen hinzulegen: so nehmen doch Alle an der Arbeit und an ihrem Lohne Theil. Steht gleich z. B. Linné, wo von Kenntniß und Anordnung der Pflanzen die Rede ist, oben an, so bleibt doch selbst für den Botaniker ein ehrenvoller Platz übrig, der das sogenannte Natursystem auch nur mit Einer von ihm entdeckten und genau beschriebenen Pflanze bereichert hat. Ist aber von den Verdiensten und Belohnungen eines Künstlers die Frage: so möchte man freylich nicht mit Unrecht behaupten, es gebühre höherer Lohn für Talent und Arbeit dem, der allein ein kleines, geringes Haus aufbauet, als dem, der zu einem großen, herrlichen Tempel nur einen und den andern Stein hinzufügt. Dehnt sich hingegen die Beurtheilung über Jahrhunderte und Nazionen aus, so verschwindet aller Gedanke an den Künstler; so betrachten wir bloß die vorhandenen Werke, ohne zu fragen, ob sie durch den Fleiß eines Einzigen, oder durch die vereinte Thätigkeit Mehrerer aufgeführt wurden.

Im bisher Gesagten, H. Z., entlehnte ich meine Beyspiele von den Künsten, die vermöge ihres Contrastes ein gegenseitiges Licht auf einander werfen: nicht von denen, die mein Fach und Amt

zunächst angehn. Jetzt von diesen. Es giebt nämlich zwischen den erwähnten Extremen eine Mittelgattung, wozu die Wissenschaften gehören, welche das Gebiet der Physik und Mathematik, der reinen, wie der angewandten, ausmachen. Auf diese hat zwar das glückliche Genie Eines Kopfes großen Einfluß; großen, die vereinten Bemühungen der Nazionen und Zeitalter: das Höchste aber wird dann erst geleistet, wenn ein vorzüglicher Geist den durch jene Arbeiten gesammelten Stoff mit seinem Scharfsinn ergreift und gestaltet. Was zuvörderst die Mathematik betrifft, deren sich jene übrigen Wissenschaften als eines Werkzeuges bedienen: so bedarf sie, vermöge ihrer Natur, keiner fremden Hülfe, sondern, reich in sich, lockt sie aus den einfachsten, einleuchtendsten Grundsäzzen das Verborgenste und Schwierigste in ununterbrochener Reihe hervor. Und deshalb darf man es nicht geradehin für unmöglich erklären, daß ein Euklides oder irgend ein anderes mathematisches Genie, das heißt, ein ungemein scharfsinniger Kopf von vorzüglicher Anlage zur Durchschauung der in der Größe der Dinge liegenden und durch Linien oder Zahlen ausgedrückten Wahrheit, alle jene Theoreme, die dem Euklides beygelegt werden, durch eigne Geisteskraft habe erfinden, ja selbst alles aus ihnen habe ableiten können, was wir erst in der Folge und bis auf unsere Zeiten hinab von Archimedes, Apollonius, Descartes, Newton, den Bernoulli's, Euler, Lagrange und Andern ans Licht gebracht sehn. Eine solche

Stärke

Stärke des mathematischen Scharfsinns soll Pascal als ein sehr junger Mensch gezeigt haben. Ohne Lehrer oder Buch erfand er, sobald er den Begriff der Linie und der geradlinigten Figur gefaßt hatte, alles, was Euklides im ersten Buche seiner Elemente von den Eigenschaften der Linien und Figuren vorträgt, ohne fremde Hülfe, und ward, als ein zwölfjähriger Knabe für sich Erfinder und Schöpfer einer neuen Wissenschaft. Aber auch von Euklides wissen wir, daß er Anderer Erfindungen systematisch ordnete. Von dem Ziele, wo er stehn blieb, schritten Andere weiter fort; Einer reichte dem Andern die Fackel, und so legten sie die übrige Laufbahn zurück. Verhielte sich die Sache nicht auf die Art, so wäre wahrlich Euklides stumpfsinnig gewesen, da er in der Geometrie nicht weiter fortgieng, als wohin jetzt ein Jüngling von mittelmäßigem Kopf und Fleiß wohl innerhalb einiger Monate gelangt. Jetzt aber müssen wir Euklides durchaus für einen ausnehmend scharfsinnigen Kopf halten, und dankbar sein Andenken für die Wohlthat ehren, daß er uns den rauhen, verwachsenen Fußsteig, durch den er selbst sich mühsam hindurch wand, zu einem ebnen, einladenden Wege umschuf.

Eine etwas andere Bewandniß hat es mit der Physik und Astronomie. Die Entdeckung vieler ihrer Wahrheiten übersteigt nicht nur die Eingeschränktheit Eines Geistes, sondern auch die Kürze Eines Lebens und den engen Bezirk Eines Volks; viele andere und wichtige dagegen würden,

hätte sie nicht der Umblick Eines mächtigen Geistes zu umfassen und zusammen zu halten vermocht, vom vereinigten Scharfsinn Vieler nie erforscht seyn. So würde z. B., in der Kindheit der Astronomie, als über die Bewegungen der Gestirne durch Beobachtungen noch nichts ausgemacht war, ein Kepler oder Newton vergeblich versucht haben, die Gesetze dieser Bewegungen aufzufinden: diese Bewegungen selbst ließen sich nicht wohl innerhalb weniger Jahren und Einer Gegend auf eine befriedigende Art wahrnehmen und erforschen. Auf der andern Seite wäre die Kraft oder — will man lieber — das Gesetz der Schwere, welches Newton zuerst ans Licht brachte, wenn es keinen Newton gab, vielleicht durch einen Andern entdeckt, nimmermehr aber durch das vereinte Streben vieler Köpfe, deren jeder einzeln einer so herrlichen Erfindung nicht gewachsen war, aufgefunden. Jetzt, da jenes Gesetz bekannt ist, haben Newton und seine Schüler sehr Vieles daraus gefolgert, was Beobachtung nnd Erfahrung zwar nachher bestätigten, für sich allein aber nie, oder nur mit ungeheuerm Aufwand von Zeit und Mühe gelehrt hätten.

Alterius sic
Altera poscit opem res et conspirat amice.

Auch die Wissenschaften, welche im eigentlichen Sinne physikalische genannt werden, bestätigen, was ich sagte, durch einleuchtende Beyspiele. Erlauben Sie mir, H. Z., Ihnen mit Einem

Wort

Wort ins Gedächtniß zurück zu rufen, was in der Mechanik und Hydrostatik Galilei, Toricelli, Guericke, in der Dioptrik Huygens und Euler, in der Lehre von der Elektricität Franklin und Volta, in Erforschung des Wesens der luftförmigen Fluida Priestley und Lavoisier geleistet haben. In allen diesen Theilen unserer Erkenntniß werden Sie bald den langsamen Schritt der Beobachtung, bald den unaufhaltbaren Flug eines himmlischen Genius bemerken; immer aber wahrnehmen, wie die weiter vorwärts Schreitenden ihren Lauf von da begannen, wo ihre Vorgänger sich ermüdet niederließen; und wie die im Fluge Dahineilenden von Andern, die ebenfalls von Andern erst fliegen gelernt hatten, — wie vom Adler die Jungen empor getragen werden, dann aber noch höher, als diese selbst es wagten, sich in die Lüfte schwingen.

Bisher habe ich Ihnen, H. Z., so weit Zeit und Zweck es erlaubten, den Charakter verschiedener Geistesbeschäftigungen dargestellt. Jetzt lassen Sie uns ihre Schicksale betrachten. Vom ersten Ursprung und den Uranfängen der Künste und Wissenschaften weiß man wenig mit Gewißheit, und darüber hin und her zu reden, ist hier der Ort nicht. Lassen Sie uns von Homer ausgehn, dem ältesten und vortreflichsten Dichter *). Dieser nun hat sich ein Denkmal errichtet,

*) Scriptore sagt M., würde aber nicht so gesagt haben, hätt' er Wolf's Prolegomena schon gekannt.

M.

quod nec Jovis ira, nec ignes,
Nec poterit ferrum, neque edax abolere vetustas;

und hat es allein errichtet, wenn wir anders den Bau eines Tempels dem Architekten allein zuschreiben, der zwar Anderer Tempel sah, selbst aber bey Gründung, Anordnung, Verzierung seines Tempels sich keiner fremden Hülfe bediente. In eben dem Zeitalter, worin Homer lebte, lebten auch Astronomen, die dem Orion, dem Bären, dem Sirius schon ihre Namen gaben; Botaniker, die viele Kräuter und ihre Kräfte schon kannten; lebten endlich auch Andere, die der Kenntniß anderer Theile der Natur ihr Talent und ihren Fleiß widmeten. Aber von allen diesen giengen entweder die Namen selbst verloren, oder wenigstens — vix ad nos tenuis famae perlabitur aura. Diese legten nämlich nur einige Steine: den ersten Anfang einer Grundlage zum künftigen Tempel der Astronomie, Botanik, Physik. Es folgten andere Dichter, die, durch die Größe des Homerischen Werkes in stummes Erstaunen versetzt, es zu übertreffen oder nur zu erreichen kaum hofften, jedoch dessen Form nachahmten, und, da etwas dem Gleiches ihre Kräfte überstieg, wenigstens etwas Aehnliches zu Stande brachten. Es folgten auch Astronomen, Naturhistoriker, Physiker, welche auf dem von den Vorgängern gelegten Grunde ein Stück Mauer aufführten, oder einige Verzierung anbrachten. Dieß gieng so der Reihe nach fort. Zuerst also traten hervor und zogen

aller

aller Augen auf sich die vollendeten Denkmäler Homer's und anderer Dichter, Redner und der übrigen treflichen Künstler dieser Gattung: jene andern noch rohen, unsichern, schmucklosen Grundlagen der Wissenschaften wurden vernachlässigt und verachtet. Indeß begann doch auch dieß Lehrgebäude allmählich empor zu steigen, die Augen der Zuschauer mit unwiderstehlicher Gewalt auf sich zu ziehen, dann durch thätige Mitwirkung Mehrerer an Regelmäßigkeit und einer gefälligern Außenseite zu gewinnen, endlich sogar sein Haupt über die übrigen Monumente zu erheben. War's erst bis dahin gediehen, so ragte nun es an Majestät und Schönheit weit über Alles hervor.

Sollte nunmehr wohl noch jemand, H. Z., die Sache so betrachtet, den Grund jener Erscheinung in der Ferne suchen, daß in der Poesie, in der Beredsamkeit, in andern Künsten dieser Gattung, die Alten den Vorrang behaupten, in Kenntniß der gesammten Natur hingegen weit hinter den Neuern zurück bleiben? Sollte daraus nun noch jemand auf ein geringeres Maaß des Genies bey diesen schließen, oder jenen den Vorwurf des Unfleißes machen? Sollt' er sich wundern, daß Homer auch jetzt noch als Muster gilt, die Schriften der alten Mathematiker und Physiker dagegen uns wie aus den Händen gewunden sind? Daß wir die Elemente der höhern Mathematik lieber aus Newton, als aus Archimedes schöpfen; Flamstead's oder Lacaille's Sternenverzeichnisse brauchen, nicht das des Ptolemäus:

damit geschieht weder dem Genie des Archimedes, noch dem Fleiße des Ptolemäus Unrecht: wir thun, was sie zu ihrer Zeit mit Recht selbst thaten und gethan haben wollten. Auch darüber darf man sich weder wundern noch ereifern, daß Mehrere allmählich, durch den Reiz der physikalischen Wissenschaften angezogen, ihnen all' ihr Talent, all' ihren Fleiß widmeten, die unter andern Umständen ganz den schönen Künsten und literarischen Beschäftigungen würden gelebt haben.

Dieß scheint mir, H. Z., so sehr aus der Natur der Sache selbst zu fließen, daß es in allen Jahrhunderten und bey allen Völkern, die jemals den rohen Zustand der Barbarey mit höherer Cultur des Geistes und Lebens vertauschen, ungefähr auf gleiche Weise erfolgen muß. Wir sehn es durch das Beyspiel der Griechen und ihrer Nachfolger, der Römer, bestätigt; von andern alten oder weit entlegenen Völkern wissen wir zu wenig Gewisses, oder ihre Cultur, wenn sie eine hatten, blühte entweder nur kurze Zeit und sank bald in die alte Barbarey zurück, oder ist von der Vortreflichkeit jener zu weit entfernt, als daß sie damit in irgend einer Rücksicht verglichen werden könnte. Nachdem die Griechen und Römer also, die wir unter dem gemeinschaftlichen Namen der Alten zusammenfassen, in der Poesie, Beredsamkeit und den übrigen Künsten dieser Art, das Höchste, in der Physik viel Treffliches geleistet hatten, so folgte ein Zeitraum von einigen Jahrhunderten, in welchem alle Wissenschaften danieder lagen, gar

keinen

keinen neuen Zuwachs gewannen, viele der köstlichsten Denkmäler des Alterthums zu Grunde giengen. Aus dieser tiefen Finsterniß gieng zuerst Morgendämmerung, bald glänzendes Tageslicht in jener schönen Zeit hervor, von welcher an wir die Wiedergeburt der Wissenschaften rechnen. Dieser Zeitraum ist zwar durch eine lange Reihe der Jahre von ihrer Blüthe im Alterthum getrennt; in Gedanken aber so unmittelbar an diese anzuknüpfen, wie das Leben des aus tiefem Schlaf früh Morgens Erwachenden an sein Leben des vorigen Tages sich anknüpft. Was also damals von Wissenschaft da war, war alte Wissenschaft: außer den alten Schriftstellern gab es keine Quellen, an welchen man sich hätte erquicken und den neuen, ungewohnten, brennenden Durst nach Erkenntniß löschen können. Aus diesen und den eben angegebenen Ursachen war der Erfolg, und mußt' es seyn, daß Alles sich mit ganzer Seele zur Lesung und Auslegung jener Schriftsteller hinwandte. Nun waren aber von den Alten viel mehr Dichter, Redner, Historiker übrig, als Mathematiker, Astronomen, Physiker. Dann hatten auch jene ihr Ziel erreicht, und waren bis zu jenem Gipfel der Kunst gelangt, über welchen hinaus die Hofnung so leicht keinen Weg zeigt; diese dagegen hatten bloß die dürftigen, mit manchem Falschen versetzten ersten Anfangsgründe ihrer Kunst gelehrt. Die Schriften jener ließen sich von jedermann, so bald er die Sprache inne hatte, in der sie geschrieben waren, leicht verstehn; das Verständniß dieser Schriften hingegen war

nicht nur durch den Inhalt selbst, sondern auch dadurch ungemein erschwert, daß mit manchem Kunstausdruck zugleich der dadurch bezeichnete Begriff war verloren gegangen. Endlich ist's kein Wunder, daß man, voll vom neuen Eifer für die Wissenschaften, zuerst am leichtern, Angenehmern hieng; eher Virgil's Georgica, als Theophrast's Pflanzengeschichte zur Hand nahm; daß man über Plato und Xenophon, Euklides und Archimedes vergaß. Dazu kommt, daß aus den obenerwähnten Gründen die Schriften derer, die mit Herausgabe, Erläuterung, Nachahmung der alten Dichter und Redner sich beschäftigten, damals, wie noch jetzt, viel häufiger gelesen und gepriesen wurden, als die der gleichzeitigen Physiker und Mathematiker, deren Werke der Fleiß der spätern Schriftsteller den Händen der Leute entriß. So werden auch jetzt noch Sannazar's Gedichte und Muret's Reden von den Literatoren täglich in die Hand genommen; Purbach's Sinustafeln dagegen, Neper's Canon Logarithmorum, oder die in jener Zeit angefertigten astronomischen Tafeln, wird jetzt kein Verständiger zu Rathe ziehn, mögen sie gleich ihren Verfassern nicht weniger Anstrengung gekostet haben, und nicht geringere Beweise von Kopf und Fleiß an sich tragen, als die vollkommensten Werke der Neuern in derselben Gattung. Den schon gebildeten, und für das Schöne und Wahre bereits empfänglichern Köpfen begann die Wahrheit an sich, ohne Schmuck, zu gefallen, und das um so

mehr,

mehr, je größer und sicherer in der Kunst, sie zu suchen und zu finden, die Fortschritte waren. Allmählich zogen sich die Studien von den schönen Künsten zur Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Naturgeschichte hin. Und unleugbar haben besonders in diesem Jahrhundert und seit Newton's Zeiten die physikalischen Wissenschaften so ungeheuern Zuwachs erhalten, sind mit so brennendem Eifer, mit so großem und glücklichem Scharfsinn bearbeitet worden, daß sie in unsern Tagen schon im Besitz der Herrschaft, die übrigen aus ihrem Gebiete zu vertreiben drohen. Ja, in dem kurzen Zeitraum der zunächst verflossnen Jahre haben Laplace und Lagrange durch ihren Scharfsinn in Anwendung der Analysis, Herschel durch seine Geschicklichkeit so wohl in der Zusammensetzung als im Gebrauch der Teleskope, das Reich der Astronomie bis auf einen Umfang erweitert, dergleichen man zuvor sich durchaus nicht vorstellen, geschweige hoffen konnte: haben Franklin und Volta durch Erklärung elektrischer Erscheinungen, wie durch Entdeckung der Gesetze der Elektrizität, Priestley und Lavoisier durch Erforschung der Natur der Luftarten, die von ihnen bearbeiteten Wissenschaften nicht so wohl mit neuen Erfindungen bereichert, als von Grund aus geschaffen. Was jedoch die zuletzt erwähnten Erfindungen anlangt, so müssen wir, um gegen die guten Köpfe des vorhergehenden Zeitalters nicht ungerecht zu seyn, gestehn, daß wir dieses Glück unsers Jahrhunderts in Enthüllung der Geheimnisse

nisse der Natur großen Theils jener jetzt üblichen Methode, durch absichtlich angestellte Versuche sie zu erforschen, verdanken; einer Methode, von welcher bey den alten Physikern fast gar keine Spur angetroffen wird, die sich aber allem Anschein nach wohl von dem treflichen und seinem Zeitalter vorauseilenden Genie des Roger Bacon und etwa einiger Andern, dann besonders vom Fleiß der Alchemisten herschreibt, welcher zwar an sich selbst fruchtlos blieb, aber doch in dieser Hinsicht den physikalischen Wissenschaften nicht zu berechnende Vortheile brachte.

Wir dürfen also nicht leugnen, daß in unsern Tagen jenes eifrige, allgemeinere Studium der alten Literatur, das vor zwey Jahrhunderten blühte, um Vieles nachgelassen hat; und daß die physikalischen Wissenschaften wirklich mehr nach dem Geschmack des heutigen Publikums sind, als die Kenntniß der Schriften und Verfassungen des Alterthums. Wird dieß indeß im Allgemeinen zugegeben, so soll es doch keinesweges so verstanden werden, als wollt' ich unserm Jahrhundert alles Lob des Geschmacks oder der Gelehrsamkeit absprechen, oder als rechnet' ich die in der Muttersprache geschriebenen Werke für nichts: ein Punct, worüber mein gegenwärtiger Zweck mir ein Mehreres zu sagen verbietet. Doch angenommen, die Sache steht, wie ich eben sagte: so erhellt schon aus den vorher erörterten Ursachen, daß weder Leichtsinn oder Neuerungssucht derer, welche die Wissenschaften treiben, noch Ungerechtigkeit derer,

die,

die, im Namen des Staats, bald diese, bald jene Wissenschaft begünstigen, noch endlich Unbestand des Glücks daran Schuld sind; daß vielmehr alles dem Gange der Natur gemäß sich zutrug.

Allein, könnte jemand sagen, ist deine Behauptung wahr, daß die Veränderungen im Anbau der Wissenschaften, welche die Geschichte der Vergangenheit aufstellt, nicht durch Zufall, sondern nach einem bestimmten Gesetze sich ereigneten: so folgt daraus, es werde in künftigen Jahrhunderten dieselbe Reihe der Ereignisse wiederkehren. Je mehr also die Wissenschaften, zu denen du und deines Gleichen sich bekennen, künftig vervollkommnet und ausgebildet werden; desto eher wird, was etwa noch von Geschmack und Liebe für alte Literatur übrig ist, zu Grunde gehen. Jedoch auch Physik und Mathematik werden nicht immer mit allen Reizen der Neuheit blühen. Die Zeit wird kommen, wo das weite Feld, das jetzt ihren Verehrern offen steht, ganz in Beschlag genommen und bestimmten Besitzern zum Eigenthum geworden ist. Endlich sind jene in kurzer Zeit gemachten Erweiterungen der physikalischen Wissenschaften so groß, als man von ihnen rühmt, so ist in der That zu fürchten, die Grenzen jenes Reichs möchten eine zu weite Ausdehnung erhalten, und mit der Zeit werd' es selbst durch seine eigne ungeheuere Größe zusammenstürzen. Denn wessen Geist ist wohl so vielumfassend, wessen Leben so lang, um eine so ungeheuere Masse von Dingen zu umspannen, zu bearbeiten, zu gestalten? In den Tagen

unsrer

unsrer Väter, ja noch zu unsrer Zeit, hielt man es für Beweis eines ausgezeichneten Kopfes und rastloser Anstrengung, wenn jemand die durch Newton's Erfindungen erweiterte Astronomie, die mechanischen Theile der Physik, den damaligen Umfang der Mathematik gehörig inne hatte. Jetzt aber, da nicht etwa neue Theoreme oder Experimente hinzukommen, sondern von Tag zu Tage neue Wissenschaften entstehn, Ekteologie, Aerologie, Hygeometrie, u. s. w., von denen man jeder seinen ganzen Scharfsinn und ein ganzes Leben mit Ruhm widmen kann: was ist da anders zu erwarten, als daß uns die Ueberladung mit jener Masse von genauer und gründlicher Wissenschaft am Ende nichts mehr übrig lassen wird? Aus dem allen folgt ja: wir werden in Unwissenheit und Barbarey zurücksinken.

Ich wünschte, H. Z., von allem leichtsinnigen Aburtheilen über künftige Dinge möglichst fern zu bleiben. Wie groß der Einfluß sey, den die Umwälzungen der äußern Verhältnisse, die Wanderungen der Völker, die Kräfte und Kunsttalente einzelner Köpfe auf Veränderung, Störung, Befestigung des Zustandes der Wissenschaften haben, das lehrt die Geschichte der Vergangenheit, und ist für sich jedem klar. Die eben geäußerten Besorgnisse aber hoff' ich mit leichter Mühe zu Ihrer Zufriedenheit zu zerstreuen.

Und zwar erstlich: Wenn die Menschen, durch Reiz der Neuheit angezogen, die physikalischen Wissenschaften angebauet, andere Künste dagegen

dagegen vernachlässigt haben, so werden sie zuverlässig aus derselben Ursach zu diesen zurückkehren, so bald sie in der Naturkenntniß so weit fortgeschritten sind, daß die den menschlichen Sinnen- und Geisteskräften von der Natur gesetzten Schranken ihnen weiter fortzuschreiten verbieten. Was also kluge und erfahrne Landleute thun, wenn sie Aecker, die einige Jahre hindurch ununterbrochen reiche Erndten trugen, eine Zeit lang ruhen und die erschöpften Kräfte der Fruchtbarkeit wieder gewinnen lassen, um den daraus erwachsenden Nachtheil hernach durch die reichlichsten Früchte zu vergüten; wenn sie auch auf denselben Aeckern öfters die Art der Cultur ändern, bald mit Gras sie besäen, bald mit Getraide, bald mit Küchengewächsen: eben das, H. Z., sehen wir durch ein Triebwerk der Natur bey der gesammten Cultur des Geistes obwalten. Lassen wir jeden seine Fähigkeiten und seinen Fleiß bald auf diesen, bald auf jenen Zweck richten, wenn nur keiner in Unthätigkeit und Schlafsucht versinkt. Man darf diese Arbeit nicht für verloren achten, wirkt sie auch einige Jahrhunderte hindurch ruhmlos im Verborgenen. Und ich zweifle sehr, ob auf irgend einem andern Wege das Menschengeschlecht zu jener Höhe der vollendeten Geistesbildung gelangen könne, als wenn es bald zu diesem, bald zu jenem Theil der Erkenntniß, von neuem Eifer ergriffen fortgeführt wird. Diejenigen, die durch Lehren, guten Rath und Zuspruch, es sey mündlich oder schriftlich, dem Menschengeschlecht zu

nützen

nützen suchen, haben in ihrem Geschäft etwas Aehnliches mit den Lehrern der Jugend. Uebergiebt man diesen einen jungen Menschen von treflicher Anlage, so wollen sie ihn in reiferm Alter so unterwiesen und zum thätigen Leben vorgeübt sehn, daß er im Allgemeinen nichts von dem vernachläßigt habe, was man bey einem liberal erzogenen Mann vorauszusetzen pflegt; daß er z. B., nach dem Geist unsrer Sitten und unsrer Lebensweise, die Elemente der Mathematik und Physik inne habe, daß er in der Geographie nicht unbewandert sey, daß er die Lateinische, Französische, und andere im gemeinen Leben brauchbare Sprachen verstehe, daß er mit Musik sich etwas abgegeben habe, u. s. w. Aber wie fangen sie dieß denn an? Etwa so, daß sie gleich vom ersten Unterricht an die Stunden, welche der Knabe den Studien überhaupt widmen soll, unter die verschiedenen Gattungen der Kenntnisse vertheilen; daß sie den Knaben denselben Tag bald Wörter der Lateinischen, bald der Französischen Sprache lernen, bald die Cither spielen, bald geometrische Figuren beschreiben lassen? Wer es so macht, der bringt es wahrlich dahin, daß der Knabe am Ende gar nichts lernt. Gegentheils, während er sich Mühe giebt, die Lateinische oder Französische Sprache zu erlernen, lassen sie ihn dieß so treiben, als sey für ihn lebenslang sonst nichts Wissenswürdiges; ist es zur Physik und Mathematik gekommen, so muß er wieder auf diese die ganze Seele richten: und gleicher Maßen im Uebrigen. So ist dann der Erfolg,

daß

daß die Sachen, wohl gefaßt, sich der Seele tief einprägen, nicht leicht entschlüpfen, und zu ihrer Zeit hervorgelangt und angewandt werden können. Eben so wird das menschliche Geschlecht, da es, wegen der Kürze des Lebens und der Schranken der Fähigkeiten, nur mit vereinten Kräften in Kunst und Wissenschaften zur Vortreflichkeit gelangen kann, größere Fortschritte in den einzelnen Künsten machen, wenn es der Reihe nach erst in einer, dann in einer andern, jene Summe von Kräften und Nerven, die einem Zeitalter oder Volk zu Theil geworden, ganz und ungeschwächt aufbietet, als wenn es sie durch die einzelnen Gattungen vertheilt und versplittert. Nur aus dem Eifer vieler nach Einem Ziele zugleich Strebender geht das sogenannte goldne Zeitalter einer Kunst oder Wissenschaft hervor. Folgt ihm ein silbernes, ja gar ein eisernes: so bleiben doch und dauern die Denkmäler des goldenen, folgenden Jahrhunderten zum Frommen. Es gab vielleicht im Mittelalter niemand in der Welt, der die ganze Herrlichkeit Homer's zu fassen vermochte. Dennoch erhielt sich die Ilias, erhielt sich die Odyssee, und bey einer neuen Ordnung der Dinge wurden sie wieder ans Licht gezogen. So können auch auf unsre Zeiten andere folgen, in welchen nur ein dunkles, schwaches Andenken an Newton oder Linné unter den Menschen zurückbleibt. Aber, so lange Beyder Schriften übrig bleiben, werden auch noch so spät geborne Verehrer der Astronomie und Naturgeschichte einen Codex haben, woraus

sie ihre Wissenschaften wiederherzustellen, woraus jene die in Vergessenheit begrabenen Bewegungen und Gesetze der Gestirne wieder hervorzuziehn, diese eine ihnen vorkommende Pflanze, auf den Blick zu erkennen und zu unterscheiden im Stande seyn werden.

Endlich ist auf keine Weise zu fürchten, daß wir bey der von Tage zu Tage wachsenden Menge wissenschaftlicher Gegenstände, durch die Länge des zurück zu legenden Weges, und durch die Verzweiflung, ihn zu vollenden, vom Versuch des Fortschreitens selbst uns sollten abschrecken lassen. Denn je weiter der Weg fortgeführt wird, desto ebener und anmuthiger wird sein Anfang; und alle Strecken, die Andere vor uns zurückgelegt haben, durchlaufen wir, frey von den ehmaligen Beschwerden, nun mit leichtem, schnellem Schritt: in die Dornen der Schwierigkeiten verwickeln wir uns dann erst, wenn wir weiter vorzudringen versuchen. So leidet's, um aus der Mathematik ein Beyspiel zu wählen, keinen Zweifel, daß zu Euklides Zeiten die Auflösung eines trigonometrischen Problems eben so viel Zeit und Mühe kostete, als man jetzt zur Integrazion einer Differenzialformel braucht. Und Archimedes bedurfte keines geringern Scharfsinns und Fleißes, um die Quadratur des Cirkels bis zu Hunderttheilchen fortzusetzen, als die Geometer unsers Jahrhunderts angewandt haben, sie durch einen Dezimalbruch auszudrücken, der aus hundert und sieben und zwanzig Zahlen besteht.

So

So glaub' ich nun die Untersuchung bis zu dem Punkte fortgeführt zu haben, H. Z., wo ich sie Ihrem Urtheil unterwerfen, und es Ihrer Entscheidung überlassen kann, ob das, was ich sagte, einiges Licht über die Natur und Geschichte der Wissenschaften verbreitet. Statt eines Epilogs sey's mir vergönnt, aus dem Vorgetragenen eine Vermuthung oder Prophezeihung abzuleiten, die nicht sowohl die Furcht vor einer über unser Jahrhundert und die Bewohner Europens hereinbrechenden Barbarey verscheucht, als vom gesammten menschlichen Geschlecht die schöne Hofnung nährt, es strebe durch mannichfaltige Unfälle und viele Gefahren, sowohl in andern Dingen, als besonders in Geistesbildung, zur Vollkommenheit und Glückseligkeit hin. Dieser Gedanke ist immer süß, und thut dem Herzen, das des Trostes und erhebender Gefühle bedarf, dann besonders wohl, wenn durch den Wechsel der äußern Dinge die Cultur der Künste und Wissenschaften merklich gestört und vernachlässigt wird. In der ganzen Schöpfung sehn wir nirgends ein dauerndes, vollkommnes Gleichgewicht: die Wirksamkeit der Natur bleibt nicht immer in derselben Richtung, sondern lenkt bald dahin ein, bald dorthin. Was nur verändert wird, hat beym Wechsel Schranken: des Wachsthums, wie der Abnahme. Daß die Fortschritte des menschlichen Geschlechts in seiner Ausbildung mannichfaltig sind, sahn wir oben. Auch das ist unleugbar, daß wir zuweilen zurück zu gehen scheinen. Allein, um über diesen Vor- oder Rück-

ſchritt ein richtiges Urtheil zu fällen, müſſen wir nicht Ein Zeitalter, nicht Ein Volk, nicht Ein Theilchen der Erkenntniß allein betrachten; ſondern den ganzen Umfang unſrer Erkenntniß, und den ganzen Erdkreis, und die ganze Reihe der vorübergleitenden Jahrhunderte auf Einmal ins Auge des Geiſtes faſſen. Welches in den älteſten Zeiten der Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften war, das können wir nur aus dunkeln Winken und matten Spuren abnehmen. Genug, die Dämmerung, wie ſie auch mag geweſen ſeyn, ward völlige Finſterniß. Dieſe vertrieb der bey den Griechen aufgehende und zu den Römern hin ſich verbreitende herrliche Tag, von deſſen Lichte erleuchtet die Menſchen viel höher emporgeſtiegen ſind, als ſie im vorhergehenden Zwiſchenraum der Dunkelheit herabgeſunken waren. Auch auf dieſen Tag folgte eine Nacht: aber keine ſo lange, noch ſo dichte, als jene frühere war. Jetzt genießen wir wieder, ungefähr ſeit drey Jahrhunderten, des Lichtes, und eines weiter ergoſſenen, um Vieles glänzendern, als welches einſt Griechenland und Rom erleuchtete. Ob dieſes unſer Licht auch jetzt noch im Steigen zur Mittagshöhe iſt, oder ſchon nach Weſten ſich neiget, darüber zu richten, kommt nicht uns zu, ſondern der Nachwelt. Gieng' aber auch, was Gott abwende! von jenen Gütern der Wiſſenſchaft und Cultur, deren wir jetzt uns erfreuen, ein Beträchtliches verloren: ſo wird's der Zuwachs folgender Jahrhunderte reichlich vergüten. Daß dieß in unſerm Zeitalter vorzüg-

züglich, und in unserm Vaterlande, sich ereignen möge, das muß der gute Bürger wünschen und muß es fördern durch That. Geschäh' es aber auch erst in der fernsten Folgezeit und im entlegensten Lande: so müssen wir dennoch schon in der Hofnung dessen uns freuen; müssen dazu mitwürken, was wir vermögen, und nichts, was die Menschheit angeht, uns fremd achten, sey's auch himmelweit durch Zeit und Raum von uns geschieden.

II.

Horazens fünfte Epistel des ersten Buchs.

Einleitung. *)

Guten, frohgestimmten Seelen gewährt es kein geringes Vergnügen, Personen, die öffentlich durch ihre Talente und Verdienste glänzen, auch zuweilen in ihrem häuslichen Gewande, im Kreise ihrer Freunde, oder bey den kleineren unwichtigeren Beschäftigungen ihrer Wirthschaft zu erblicken. Das

*) Einleitung und Anmerkungen können zugleich als Probe einer neuen Bearbeitung der Horazischen Briefe angesehen werden, welche nächstens, jedoch ohne Uebersetzung, dem Publicum von zwey zu diesem Zweck verbundenen Freunden vorgelegt werden soll. Es versteht sich, daß aus den Anmerkungen hier nur diejenigen auszuheben waren, welche, den Sinn des Dichters zu fassen und gehörig zu beurtheilen, unmittelbar nöthig schienen.

Das Interesse, welches wir an ihnen nehmen, der wichtige Einfluß, den das häusliche Leben auf das öffentliche und auf die Geistesbildung überhaupt hat, die Aufschlüsse, welche wir dadurch über ihren sittlichen Charakter erhalten, gewähren uns eben so viel Nutzen als Vergnügen. In dieser Hinsicht hat gegenwärtiger Brief für die Verehrer des Dichters etwas besonders Anziehendes. Wir sehen ihn hier, in seiner kleinen Wirthschaft, mit den Zurüstungen zu einem frugalen Mahle beschäftiget, wir blicken in sein anspruchloses Triclinium; und die Einfalt, welche in Meublen und Geschirr, in Speisen und Weinen statt findet, verbunden mit der feinsten Eleganz und Reinlichkeit und weit von aller Knickerey entfernt, hat so etwas Gefälliges und Einnehmendes, daß wir unentschieden sind, ob wir mehr die Genügsamkeit und den Frohsinn des sokratischen Dichters, oder seine Kunst bewundern sollen, in die einfachsten und alltäglichsten Dinge einen so hohen Reiz und so reiche Quellen des Vergnügens zu legen. Solche kleine Züge sprechen das Herz an, und zeigen den moralischen Charakter des Dichters in dem vortheilhaftesten Lichte.

Noch mehr wird derselbe durch den ungesuchten, aber auffallenden Contrast zwischen dem Dichter und dem Torquatus gehoben, den er hier zu seinem frugalen Mahle einladet. Aller freundschaftlichen Gesinnungen ungeachtet, die Horaz sowohl hier, als in der siebenden, gleichfalls an ihn geschriebenen Ode des vierten Buchs und in

der zehnten Satire des ersten Buchs äußert; giebt er doch nicht undeutlich zu verstehen, daß Torquatus den wahren Genuß des Lebens noch nicht kenne. Aus einigen Zügen nämlich, welche wie von selbst aus gegenwärtigem Briefe und jener Ode hervorgehen, und zugleich ein Beweis von der liebreichen Schonung des Dichters sind, läßt sich mit Grunde vermuthen, daß auch Torquatus von dem Fehler vieler seines Zeitalters, bey allem Reichthume selbst zu darben, nicht frey gewesen sey. Noch unverzeihlicher wird dieser Fehler, wenn die Vermuthung des scharfsinnigen **Wieland** gegründet ist: daß unser Torquatus ein Sohn des L. **Manlius Torquatus** (unter dessen Consulate Horaz im Jahr 689 geboren ward) und der letzte seines Geschlechts gewesen. Uebrigens fällt dieser Brief, nach **Bentley's** Zeitbestimmung, in das Jahr n. C. d. St. zwischen 734 — 735.

An Torquatus.

Wenn du als Gast dich einmal mit Archias Betten begnügest,
Und nicht scheuest, Gemüß von mäßiger Schüssel zu speisen;
Werd' ich dich, Torquatus, bey mir am Abend erwarten.
Ich bewirthe mit Wein von Taurus zweyter Regierung,
Zwischen Minturnä gepflegt und der felsigen Sinuessa.

Hast

Hast du was besser's, so bring es; wo nicht, so laß dir's gefallen.
Lange schon glänzt dir mein Heerd, und das Hausgeräthe, das nette.
Laß die luftigen Sorgen, die leidigen Fehden um Reichthum,
Und des Moschus Prozeß: denn morgen gewährt uns Cäsar's
Festtag, Muße und Schlaf; die lange Sommernacht dürfen
Ungetadelt wir heut in freundlichen Reden verplaudern.
Wozu soll mir das Glück, wann nicht der Genuß auch erlaubt ist? —
Wer nur knickert für Erben besorgt, und kärglich sich abdarbt,
Steht zur Seite dem Thor. Getrunken, Blumen gestreuet!
Möge die Welt mich dafür einen Unbesonnenen schelten!
Denn ein Räuschchen — was wirket es nicht? Das öffnet die Herzen;
Macht die Wünsche gewiß; ins Treffen stürzt es den Feigen;
Es entnimmt dem Gemüth die Sorgenlast; lehret die Künste.
Wen begeisterten nicht gefüllte Becher zum Redner?
Wen beglückten sie nicht selbst in der drückendsten Armuth? —
Dafür werd' ich sorgen, und thu' es gern, und versteh' es,
Daß nicht Polsterdecken durch Schmutz und ein widriges Tischtuch

Deine Nas' in Falten verziehn; daß Becher und Schüssel
Dich entgegen dir spiegle; daß, was vertrauliche Freunde
Sprechen, kein Schwätzer verrathe; daß Gleiches mit Gleichem sich paare,
Und sich gerne vereine. Septicius will ich und Butra
Und den Sabin, wenn er nicht bey hübscheren Mädchen versagt ist,
Auch einladen: doch Platz ist für mehrere Schatten;
Nur daß engere Sitze den Gästen Uebelkeit bringen. —
Schreibe mir dann, wie zahlreich du kommst: trotz aller Geschäfte,
Mußt du den Herren im Vorhof durchs Hinterpförtchen entschlüpfen.

Anmerkungen.

1. Mit Archias Betten.) Nach der richtigen Lesart *Archiacis* lectis. Archias, dessen Namen wir nur aus gegenwärtigem Briefe kennen, war vermuthlich ein gemeiner Tischler, der alltägliche Meublen (hier Sofagestelle von gemeinem Holze und gewöhnlicher Arbeit) verfertigte. *Archias*, sagt Porphyrion, breves lectos fecit; inde *Archiaci;* und ein anderer Scholiast bey Gr.vius: *Archiaci* lecti, i. e. breves, ab artifice *Archia*, qui breves lectos studuit facere;

facere; et per hoc brevem domum intelli-ge. Andere lesen: *Archaicis*. Allein sind gleich der Griechen ἀρχαικαὶ τραπέζαι u. dgl. solche Hausgeräthe, welche alt und außer der Mode sind; so ist doch nicht zu glauben, daß Horaz sich eines griechischen Wortes sollte bedient haben, für welches er in seiner Sprache Ausdrücke genug fand. Nicht zu gedenken, daß in Archaicis die zweyte Sylbe lang ist, und daß jene, von den besten Handschriften bestätigte Lesart hier einen viel speciellern und deshalb dem Dichter gemäßern Sinn giebt, als das allgemein gesagte Archaicis.

3. Am Abend.) Im Original: supremo sole. Nach römischer Zeitrechnung gegen neun Uhr; nach unserer Art die Stunden zu zählen, gegen drey oder vier Nachmittags, wo die eigentliche Mahlzeit (coena) gehalten wurde. Cic. Ep. ad Famil. IX, 26. accubueram hora nona. Hier zugleich ein leiser Wink über die Frugalität des Mahls, das der Dichter bereitete. Denn bey glänzenderen Gelagen, wie dem des Nasidienus (Sat. II, 8. 3.), fieng man wohl schon des Mittags zu zechen an: de *medio* potare *die*. Auch lud man dazu die Gäste schon Tages vorher ein; dem Horaz scheint noch an dem nämlichen Tage nichts versäumt zu seyn.

4. Ich bewirthe mit Wein u. s. w.) Auch der Wein entspricht der eben so weit von Verschwendung als Kargheit entfernten Simplicität des Ganzen. Horaz verspricht zwar keinen der edelsten und ältesten, aber doch einen trinkbaren und

ange-

angenehmen, bey welchen sich ein Theil der Nacht unter vertraulichen Gesprächen hinbringen läßt. Er war nämlich unter dem zweyten Consulat des J. Statilius Taurus, der im J. 728 mit dem Augustus Consul war, auf Krüge gezogen, und zu der Zeit, da dieser Brief geschrieben wurde, wenigstens 6 Jahr alt. Ein für italienischen und abgezogenen Wein hinlängliches Alter. Er war nicht aus der besten Pflege, aber doch eine Art von Falerner. Denn zwischen Minturnä (in Campanien, am Ausflusse des Liris) und Sinuessa (sonst Sinope, hier wegen der dortigen Gegend Petrinum oder die felsige genannt) lag der durch seinen edlen Wein berühmte Berg Massicus oder Falernus. Liv. X, 21. XXII, 14. Einen solchen, weder zu jungen noch zu alten, Wein empfiehlt auch Cicero (im Brutus C. 83.) als den besten und gesündesten: ut si quis *Falerno* delectetur, sed eo *nec ita novo*, ut proximis consulibus natum velit, *nec* rursus ita *vetere*, ut Opimium aut Anicium consulem quaerat. Atqui eae notae sunt optimae, credo: sed nimia vetustas nec habet eam, quam quaerimus, suavitatem, nec est iam sane tolerabilis.

9. Und des Moschus Prozeß.) Dieser Moschus soll, nach der Versicherung eines alten Scholiasten, ein berühmter Redner von Pergamus gewesen, der Giftmischerey beschuldiget, und vom Asinius Pollio und unserm Torquatus, zweyen der größten Redner und Sachwalter ihrer Zeit, ver-

vertheidiget worden seyn. — Ueberhaupt ist es ein gefälliger Contrast, wenn Horaz hier seine harmlose häusliche Sorgfalt neben die dornichten, oft undankbaren, öffentlichen Beschäftigungen des Torquatus stellt.

10. Cäsars Festtag.) Der Geburtstag des Julius Cäsars (zu Folge eines alten Scholiasten, die Idus Julii) wurde, nach dessen Vergötterung, zu Rom als ein Festtag begangen: es ruheten an demselben alle Geschäfte, und Torquatus konnte auch auf dem Forum nichts wichtiges verrichten.

16. Denn ein Räuschchen — was wirket es nicht?) Der Uebersetzer trug Bedenken das ominöse Wort Trunkenheit mit Wieland aufzunehmen, wiewohl im Original ebrietas steht. Aber dieß ist im Geiste unsers Dichters jene unschuldige Heiterkeit und Jovialität, zu welcher der Wein den Menschen stimmt.

26. Septicius, Butra und Sabinus waren vermuthlich Personen, in deren Gesellschaft Torquatus sich wohl befand. Von den ersten beyden ist weiter nichts zu bemerken, als daß ihre Namen das gewöhnliche Schicksal erfahren, und von Abschreibern und Auslegern geändert und verunstaltet worden sind. Die gewöhnliche Lesart ist nämlich: Brutum tibi Septimiumque. Andere verwandelten, wahrscheinlich durch den folgenden Vers verleitet, beyde in — Mädchen, Brutam tibi Septimiamque. Ob es nun gleich nichts unmögliches war, daß der aristippische Horaz die

Zahl

Zahl seiner Gäste auch durch einige Mädchen vermehrte; so führten diese doch gewiß nicht jene Namen ehrwürdiger Matronen. Die Hetären hatten gewöhnlich ausländische Namen. Der Uebersetzer ist der Lesart gefolgt, welche sich, nach Bentley's Versicherung, in den besten Handschriften findet: Butram tibi Septicium que. *Butra* kennen wir auch aus Gruteri Inscriptt. MLXXI, 4., *Septicius* aus Cicero in Verr. III, 14. und mehrern alten Schriftstellern; aber freylich nur dem Namen nach. Treffender und ausführlicher wird von unserm Dichter Sabinus charakterisirt. Ein junger Flattergeist, der sich von einem Gastmahl zu dem andern umhertrieb, auf dessen Gewißheit man nie mit Sicherheit rechnen konnte, und dem ein Mädchen mehr galt, als Freunde.

28. Platz ist für mehrere Schatten.) Personen, welche ungebeten die Gebetenen zum Gastmahl begleiteten, wurden sehr treffend in der griechischen Sprache σκιαι, in der lateinischen umbrae genannt. Gemeiniglich waren es Scurren. Plutarch Sympos. VII, 6. το των επικλητων εθος, ους νυν σκιας καλουσιν, ου κεκλημενους αυτους; αλλ' υπο των κεκλημενων επι το δειπνον αγομενους. Die Sache ist auch aus andern Stellen des Horaz (z. B. II. Sat. VIII, 22.) bekannt.

31. Den Herren im Vorhof durchs Hinterpförtchen entschlüpfen) Der Haupteingang zu den römischen Häusern hieß ianua atriensis, weil man durch dieselbe ins Atrium oder den Vor-

Vorhof, trat. Hier verſammelten ſich die Clienten, und erwarteten die Befehle und Abfertigungen ihres Patrons. Mithin war es für dieſen ſchwer, zur Hauptthüre auszugehen, ohne durch ihre Anträge, Bitten, Höflichkeitsbezeugungen aufgehalten zu werden. Es hatte aber auch jede Wohnung eine Hinterthür (poſticum, παραθυρον, ψευδοθυρον) im Hintergrunde des Hauſes, durch welche man, ohne von der Menge bemerkt zu werden, ſich heimlich aus- und einbegeben konnte. Plaut. Miſtell. III, 3. 27. nunc ego illa me *per poſticum* ad congerones conferam. Suet. Claud. 18. nec niſi *poſtico* evadere in palatium valuerit. Tacit. hiſtor. II, 51. Verginius *per averſam domus partem* furtim digreſſus, irrumpentes fruſtratus eſt. S. Serv. ad Virgil. Aen. II, 458.

III.

Horazens siebende Epistel des ersten Buchs.

Einleitung.

Die Ausleger erschöpfen sich beynahe in Lobeserhebungen, welche sie diesem Brief ertheilen, und auch Hr. Wieland gesteht, daß, so schön und kostbar Horazens kleinste Epistel in seinen Augen sey, er doch dieser, in ihrer Art, nichts zu vergleichen wisse. Die Wahrheit dieser Urtheile bedarf, nach genauerer Erwägung des Gedichts, kaum einer neuen Bestätigung.

Der Umgang mit unserm Dichter war nach und nach für den Mäcenas Bedürfniß geworden; ein um so größeres Bedürfniß, je mehr er einerseits in ihm alles fand, was er suchte, und je weniger auf der andern Seite seine äußere glückliche Lage vermögend war, die Ursachen der heimlichen Bekümmernisse zu heben, welche sich immer mehr für ihn häuften. Nicht seine Palläste und Villen, nicht seine leckere und reich besetzte Tafel, nicht das Heer eigennütziger Parasiten, die sich um dieselbe her versammelten, konnten ihn wegen der zunehmenden Kälte des Augustus (Tacit. Annal. IV, 24.), einer unglücklichen Ehe (Seneca Epist. 114.), der immer sich häufenden Beschwerden

eines

eines durch Wollüste abgematteten Körpers, der daraus herfließenden Schlaflosigkeit, der Leerheit einer von allen Arten des Genusses erschlafften Seele entschädigen: nur in den Armen eines Freundes, wie Horaz, konnte er ihrer zum Theil vergessen.

Aber auch dieser war nicht mehr der, den er in ihm suchte. Seine Gesundheit war zärtlicher, seine Denkungsart ernster geworden; sein Geschmack an der Stadt und ihrem üppigen Lebensgenusse gar sehr herabgestimmt, und je mehr er das Leere, Unbefriedigende und Erschlaffende desselben durch eigne Erfahrung hatte kennen gelernt; desto stärker ward in ihm die Sehnsucht nach einer freyen, ungebundenen Lebensart, und der ländlichen Muße, in welcher sich Seelen von seiner Denkungsart so glücklich fühlen. Er suchte sich also nach und nach vom Mäcenas loszureißen, um sich selbst zu leben.

Vermuthlich hatte ihm dieser mit der Erbitterung und Indiscretion eines beleidigten Großen hierüber Vorwürfe gemacht, und ihn nicht undeutlich des Undankes beschuldiget. Hierauf ist gegenwärtiger Brief die Antwort und Entschuldigung. Viele Stellen desselben beziehen sich offenbar auf vorhergegangene Aeußerungen des Mäcenas.

Ueberhaupt aber erscheint hier, nach Wieland's treffendem Urtheile, die edelste Freymüthigkeit von der gefälligsten Laune, wie von der leichten Hand einer Grazie, in die feinste Höflich-

keit gekleidet; aber gekleidet wie die Schönheit, die nur das Vorurtheil zu schonen, nicht sich selbst zu verbergen Ursache hat; gerade nur so viel, um durch Nacktheit nicht anstößig zu werden. Der Dichter redet voll des edelsten Selbstgefühls, nach welchem er das Beleidigende und Erniedrigende der Zumuthungen und Vorwürfe des Mäcenas empfindet, und diesem auch zu erkennen giebt, daß er es empfunden. Aber jene Aufwallungen eines gekränkten edeln Stolzes, werden durch die noch immer unerloschenen und in jeder Zeile sichtbaren Empfindungen der Zärtlichkeit und Freundschaft gegen seinen Gönner und durch die feinste Urbanität gemildert. Nichts geht über die Delikatesse, womit er, ohne sich selbst etwas zu vergeben, die Wohlthätigkeit des Mäcenas gegen sich rühmt, und aus ihr selbst die feinsten Entschuldigungen herleitet, wenn er frey genug ist, dem Mäcenas die Rückgabe seines geliebten Sabinum, als das größte Opfer für seine Unabhängigkeit, anzubieten. Nichts übertrifft die Leichtigkeit der Wendungen, die Wahl und Zweckmäßigkeit der Ausdrücke, Bilder und Gleichnisse; nichts die leichte Grazie, der man bey aller darauf verwendeten Kunst die Kunst nicht anmerkt; nichts den immer steigenden und dennoch die Schranken der Mäßigung nie überschreitenden Affekt; nichts den Witz und die muntere Laune, welche den bittersten Wahrheiten den Anstrich eines freundschaftlichen Scherzes giebt. Man lese und fühle! — Und

wer

wer sollte dann nicht in das so wahre Urtheil eines Persius einstimmen:

Omne vafer vitium ridentis Flaccus amici
Tangit, et admissus circum precordia ludit.

An Mäcenas.

Nur fünf Tage versprach ich auf meinem Gütchen zu bleiben,
Und den ganzen Sextil verweilet der Trügende. Gleichwohl
Wenn du gesund mich zu sehen begehrst und heiteren Muthes,
Wirst du dem Krankheitscheuen, Mäcen, wie öfter dem Kranken,
Nachsicht verleihn; so lange bey reifender Birne die Hitze
Stattlich den Designator versieht mit schwarzen Trabanten,
Wo für Kinder jeglicher Vater und Mütterchen zittert,
Und der dienstliche Eifer und Pflichtgeschäfte des Forums
Gallenfieber uns bringen, und Testamente eröffnen.
Aber wenn Alba's Fluren der schneyende Winter verhüllet,
Wird ans Meer dein Dichter hinabziehn, um sich zu schonen,
Eingezogen dort lesen. Dich, Holder, wird er besuchen

Mit den Zephyrn, wenn Du's erlaubst, und der nahenden Schwalbe.

Nicht wie den Gast der Kalabrische Wirth mit Birnen bewirthet,
Nicht so hast auch Du mich bereichert. Nehm er, Herr Nachbar!
„Ich habe satt.“ So steck' er doch ein, wie's ihm gutdünkt! „Sehr gütig!“
Nun den Kleinen sind doch willkommen solche Geschenke.
„O! ich nehm' es dafür, als würd' ich beladen entlassen.“
Wie's ihm beliebt. Uns spart er nichts: er läßt es den Schweinen.
Plump verschenkt, was er selber verschmäht und haßt, der Verschwender.
Undankbare trug stets diese Saat, stets wird sie sie tragen.
Aber der biedere Weise steht gern dem Würdigen zu Dienste,
Doch entgehet ihm nicht, Geld und Lupinen zu scheiden.
Würdig werd', auch ich mich erzeigen, zum Ruhme des Edlen.
Aber soll ich niemals von dir; so gieb mir die Jugend-
Stärke zurück, um die schmalere Stirn die dunkleren Locken,
Laß süß wieder mich kosen und lachen mit heiterem Anstand,
Und beym Becher die Flucht der schelmischen Cynara klagen.

Eng

Eng war die Spalte, wodurch ein winziges Mäuschen durch Zufall
In den Getreidekasten sich schlich: genähret nun strebt' es
Wieder mit feistem Leib herauszukriechen: vergebens,
Als von ferne das Wiesel ihm rief: Hier willst du entfliehen?
Schlüpfe dann mager durchs Loch, so wie du mager hineingingst! —
Paßt dies Mährchen auf mich; gern will ich Allem entsagen.
Denn ich lobe mir nicht des Armen Schlaf, weil ich satt bin,
Noch vertausch' ich die freyere Ruh mit Arabiens Schätzen.
Oftmals rühmtest du mich den Genügsamen: König und Vater
Hießest du mir, da du da warst, nicht seltener jetzt, seit du fern bist.
Sieh, ob ich freudig vermag dir wiederzugeben die Gaben.
Wohl sprach Telemach einst, der Sohn des Dulders Ulysses:
Nicht für Rosse bequem ist Ithaka: denn es ermangelt
Der geräumigen Ebnen, und sparsam träget es Kräuter.
Dir, Atride, lass' ich die angemeßnern Geschenke.
Kleinen ziemt das Kleine. Nicht mehr die Königsstadt Roma,
Tibur gefällt mir, das stille, wohl auch das sanfte Tarentum.

Als der wackre Philippus, berühmt durch rechtliche Händel,
Sich nach Hause begab, in der dritten Stunde nach Mittag,
Und den weiteren Weg vom Forum bis zu Carinä
(Denn er älterte schon) beklagte: so sah' er, erzählt' man,
Einen glattrasirten im leeren Schatten des Scherers
Zierlich die eigenen Nägel mit einem Messerchen putzen.
„He! Demetrius — rief er dem Burschen, der Philipp's Befehle
Gar nicht linkisch vollzog — „geh, frag, berichte, woher, wer,
„Wessen Standes der dort, wer sein Vater, wer sein Patron sey."
Jener geht, kommt wieder, erzählt': 's sey Mena Vultejus,
Ein gar dürftiger Präco, doch wohlbekannt ohne Tadel,
Der sich rühre vom Platz, und zaudere, such' und genieße,
Sich erfreu' am eigenen Heerd mit armen Genossen,
Gern das Schauspiel besuch', und nach der Arbeit das Marsfeld.
„Fragen will ich ihn selbst, was du mir erzählest. Drum lade
„Ihn zur Tafel mir ein." Das kann nicht Ernst seyn, denkt Mena,
Und verwundert sich schweigend. Mit einem Worte „zu gütig!"

Ist

Ist die Antwort. — „Er weigert es mir!“ — Er weigert, der Schlingel,
Sey's aus Furcht oder Kälte. — Des Morgens stehet Philippus
Unsern Mena dem Pöbel verächtlichen Tröbel verkaufen,
Und er kommt ihm zuvor, und begrüßet ihn. Jener entschuldigt
Sich bey Philippus mit seinem Geschäft und den Fesseln des Handels,
Daß er ihm nicht frühe schon aufgewartet, und jetzo
Nicht von ferne gesehn. Verziehen sey's dir, doch dann nur,
Wann du dich heute zum Mahl mir versprichst! — „Zu Befehl!“ Nun so komm dann
Nach zwey Uhr: jetzt geh, und eifrig mehre die Habe!
Man stellt zur Tafel sich ein, schwatzt Kluges und Tolles,
Und wird endlich entlassen, um auszuschlafen. — Von nun an
Sah man öfter den Fisch dem verborgenen Hamen sich nahen.
Früh der Client, und der tägliche Gast, bekommt er den Auftrag
Zum lateinischen Fest dem Herrn aufs Gütchen zu folgen.
In dem Wagen ermüdet er nicht den sabinischen Himmel
Und das Land zu preisen. Er sieht's und lachet Philippus,

Und weil er sich Bequemlichkeit sucht und überall Späße,
Schenket er ihm zweyhundert, verspricht noch andre zweyhundert
Ihm zu leihn, und beredet den Mann, ein Gütchen zu kaufen.
Mena kauft es. Jedoch — dich nicht durch länger Erzählen
Ueber Gebühr zu verweilen; der schmucke Städter wird Bauer,
Schwatzt von nichts als Furchen und Rebeland, pflanzet sich Ulmen;
Fast erstirbt er im Fleiß, und ergraut vor Liebe zu haben.
Doch da die Schaaf er durch Diebstahl, durch Krankheit die Ziegen verloren,
Als den Hoffenden täuschte die Saat, am Pfluge der Stier fiel;
Schwingt er um Mitternacht sich, hoch über den Schaden entrüstet,
Auf den Klepper, und eilet voll Zorn vor das Haus des Philippus.
Als ihn schmutzig Philippus und ungeschoren erblicket;
Ha, Vultejus, sprach er, du scheinst zu häuslich zu werden,
Und dir selber zu streng! — Bey Gott! du nenntest mich elend,
Rief ihm jener, wenn du den wahren Namen mir gäbest.
Drum beym Genius bitt' ich, bey deiner Rechte und den Göttern
Deines Hauses, gieb, flehe ich, zurück mir mein voriges Leben!

Wen

Wer nur einmal einsah, wie weit, was er ließ, dem Gesuchten
Vorzuziehen, kehr' eilig zurück, das Verlaßne zu suchen!
Jeglicher muß nach eigenem Maaß sich messen — so ziemt es.

Anmerkungen.

V. 2. Und den ganzen Sextil verweilet der Trügende.) In Beziehung auf ein vorhergegangenes Schreiben des Mäcenas gebraucht Horaz wahrscheinlich die eigenen Worte desselben. — Der Trügende! hatte Mäcen nicht ohne Bitterkeit geschrieben, und der Dichter wiederholt es, um scherzhaft seine Strafbarkeit einzugestehen. — Der Sextil, in der Folge zu Ehren Augusts Augustus genannt, war zu Rom, sowohl durch seine Hitze, als die zu der Zeit wehenden trocknen und erschlaffenden Winde, einer der ungesundesten Monate, und für Personen von so schwächlicher Constitution, als Horaz, höchst gefährlich. Daher erklären sich die folgenden Verse.

V. 6. Stattlich den Designator versieht mit schwarzen Trabanten.) Designator, griech. βραβευτης, war zu Rom das, was wir Leichenbitter oder Ceremonienmeister nennen. Er lud zu den Leichenbegängnissen ein, wies dabey jedem seinen Rang an (daher der Name *Designator*, qui ordinem processuris, aut sessuris locum

designabat, Donat. ad Terent. Adelph. Act. I. Scen. 2.) und besorgte die übrigen dabey gewöhnlichen Feyerlichkeiten. Damit alles in seiner Ordnung ginge, und die Menge der Zuschauer keine Störung veranlaßte, wurde ihm eine verhältnißmäßige Anzahl Trabanten oder Leichenhäscher zugesellt, die lictores oder accensi hießen. Cic. de Legibb. II. c. 24. — Weil zu Anfange des Herbstes, wo die größte Hitze war, und die Feigen zu reifen anfingen, viele Seuchen herrschten, und mithin die Designatoren besonders beschäftiget waren; darum bezeichnet der Dichter jene gefährliche Zeit durch diese Bilder; jedoch so, daß durch die fast komische Darstellung des Designators, der in seinem Ornat, mit Lictoren umgeben, gravitätisch einherschreitet, das an sich Unangenehme und Traurige der Idee gemildert wird.

V. 8. Pflichtgeschäfte des Forums.) Bekanntlich waren die Patronen verpflichtet, die Rechtssachen ihrer Clienten auf dem Foro zu führen; diese, sie öffentlich zu begleiten, und sich jeden Morgen zur Aufwartung in ihrem Vorsaale einzufinden. Wer zu der gefährlichen Jahreszeit jenen Pflichten zu gewissenhaft und emsig oblag, und sich der Witterung ohne Unterschied aussetzte, konnte leicht eine Krankheit davon tragen.

V. 9. Testamente eröffnen.) Die Testamente wurden sowohl untersiegelt, als versiegelt, und bey einem sichern Freunde, oder in einem Tempel, vorzüglich dem Tempel der Vesta, niedergelegt. Weil das Testament nach dem Tode des

Erb-

Erblaſſers entſiegelt und eröffnet wurde, ſo wird durch die Redensart: eines Teſtament iſt eröffnet worden, angedeutet, daß er geſtorben ſey.

V. 10. Alba's Fluren.) Der Dichter wählt die albaniſchen Gefilde, um das Bild des Winters zu entwerfen, weil um den albaniſchen Berg herum der Winter härter war, und der Schnee länger liegen blieb, als anderwärts.

V. 11. Wird ans Meer dein Dichter hinabziehn.) Paſſend zu der Lage Tarents.

V. 14. Der Kalabriſche Wirth.) Der kalabriſche Landmann war noch unbekannt mit der Urbanität, welche der römiſche durch öftern Umgang mit den Städtern wenigſtens zum Theil angenommen hatte. — Uebrigens ſcheint auch dieſe Stelle ſich auf vorhergegangene Aeußerungen des Mäcenas zu beziehen, in welchen er den Dichter an die von ihm empfangenen Wohlthaten erinnert hatte.

V. 21. Undankbare trug ſtets dieſe Saat u. ſ. w.) Wer ohne Kopf und Herz, wer Unwürdigen wohlthut, hat nicht ein einmal Dank zu erwarten. Mäcenas, ſagt Herr Wieland, wäre in dieſem Falle geweſen, wenn er geglaubt hätte, den Dichter durch das kleine, ihm ſelbſt unnütze Sabinum, das er ihm geſchenkt hatte, zu einem Sklaven erkauft zu haben, der ihm nun, um dem Vorwurfe der Undankbarkeit zu entgehen, ſeine ganze Exiſtenz aufopfern müßte.

V. 23. Geld und Lupinen zu ſcheiden.) Die Kinder pflegten ſich der Lupinen oder Feigbohn

bohnen beym Spiele statt des Geldes zu bedienen, und mit ihnen, weil ihr Verlust leicht zu ersetzen war, verschwenderisch umzugehen. Nicht wie diese handelt der Weise mit seinem Vermögen. — Zugleich ein leiser, in die feinste Entschuldigung eingekleideter Wink, daß sich Mäcen, als er ihm das Sabinum geschenkt, nicht übergeben habe. Es war nach Sat. II, 6. 1. agri modus *haud ita magnus.*

V. 27. Und beym Becher die Flucht der schelmischen Cynara klagen.) Cynara, eine ehemalige Geliebte des Dichters, deren Liebe und Uneigennützigkeit er 1. Epist. XIV, 33. rühmt, und an welche er oft mit geheimer Sehnsucht (IV. Od. XIII, 21 — 24.) und innigem Vergnügen (IV. Od. I, 3. 4.) zurück denkt. — Das Ganze ist wahrscheinlich Anspielung auf eine lustige Scene, welche sich in den frühern Jahren des Dichters, in dem Hause des Mäcenas, bey einer fröhlichen Gelegenheit (inter vina) zugetragen hatte. Cynara hatte sich vielleicht, auf Veranstaltung des Mäcenas, heimlich entfernt, und man belustigte sich an den Klagen des Dichters über ihre Flucht.

V. 29. ein winziges Mäuschen.) Nach Bentley's unbezweifelt wahrer Verbesserung, für welche alles spricht: *nitedula.* Nämlich nitela ist eine Feldmaus, μυς αγρουαιος, auch δενδροβατης genannt. Servius ad Virg. Geo. I. 181. exiguus mus, *nitela,* mus agrestis, rubens. Das Deminutivum gebraucht auch Cicero pro P. Sex-

Sextio c. 33. — Die gewöhnliche und älteste Lesart war vulpecula. Allein wie konnte Horaz solche Ungereimtheiten dichten: Daß ein Fuchs sich habe von Körnern nähren, durch eine kleine Oeffnung in einen Kornbehälter kriechen, hier Tage lang, bis er fett geworden, sich in dem Hause aufhalten können, und endlich noch von einem Wiesel an Schlauheit übertroffen worden sey? — Auch die äsopische Fabel, deren sich hier der Dichter bedient, handelte (wie aus Hieronymus erhellt, Ep. ad Salvianum de virginitate servanda: *Docet et Aesopi Fabula, plenum muris ventrem per angustum foramen egredi non valere*) von der Maus und dem Wiesel.

V. 37. Oftmals rühmtest du mich den Genügsamen.) Die Bescheidenheit und Genügsamkeit unsers Dichters mußte dem Mäcenas um so schätzbarer seyn, je lästiger und verächtlicher ihm oft das Heer der gemeinen Schmarotzer ward. S. 1. Sat. VI, 6. 30. ff. Der Sinn: Daß nicht Eigennutz, sondern wahre Zuneigung mich an dich fesseln, davon hast du dich bisher durch meine Bescheidenheit überzeugt. Stelle mich auf eine noch schwerere Probe, nimm alles zurück, was ich dir verdanke, und siehe, ob meine Gesinnungen gegen dich nicht immer die nämlichen bleiben! — Liegt hierin nicht der feinste Wink, daß er bey einer solchen Denkungsart auch eine andre Behandlung verdiene, als gewöhnliche Schmarotzer?

V. 40 f. Wohl sprach Telemach einst ꝛc.) Die Scene ist aus Homer Od. IV., 604 ff. genom-

nommen, wo Telemach vom Menelaus nur die Geschenke annimmt, welche ihm nützlich seyn konnten; die Rosse hingegen ausschlägt, weil die Landesart zu Ithaka nicht für sie geeignet sey. — Denn felsig und unfruchtbar schildert Ulysses selbst sein Vaterland! Od. I, 22 ff. V, 243 ff. — Dafür war Sparta, die Heimath des Menelaus, durch seine flache Lage und Fruchtbarkeit an Getreide und Futterkräutern zur Pferdezucht desto geschickter. — So mildert der verständige Dichter durch die schickliche Wahl einer homerischen Scene die Erklärungen, über welche Mäcenas empfindlich werden konnte.

V. 45. Tibur gefällt mir u. s. w.) Tibur, welches in frühern Zeiten so blühete, daß es selbst mit den Römern zu kriegen wagte, war zu Horazens Zeiten ein kleiner unbevölkerter Ort, der nur noch durch die umliegenden Landhäuser der Römer etwas belebt wurde. Daher hier das stille, im Gegensatze des voll Menschen wimmelnden Rom. Die Gegend selbst aber war für einen Mann von Horazens reger Empfindsamkeit höchst einladend. — Tarent war in den damaligen Zeiten durch Weichlichkeit und ausschweifenden Lebensgenuß erschlafft, und beynahe zum Sprichwort geworden. Cic. Ep. ad Div. VII, 12. Doch hatte sowohl die Gegend und der milde Himmel, als der sanfte, gefällige, freudeliebende Charakter der Bewohner immer noch Reize genug, welche den philosophischen Dichter fesselten.

V. 46

V. 46. Philippus, berühmt durch rechtliche Händel.) L. Marcius Philippus, der im Jahre 693 Consul, und 698 Censor war, gehörte mit zu den größten Rednern seiner Zeit. Cicero (de Orat. II. c. 78.) nennt ihn hominem in primis disertum et eruditum, und rühmt (Offic. I, 30. u. anderwärts) vorzüglich seinen Witz und seine Laune. Aus Columella (de re rustica VIII, 16.) erhellet, wie weit er es in der Eßweisheit gebracht, und gegenwärtige Stelle ist ein Beweis, daß ihm ein Spaß auch für eine beträchtliche Summe nicht zu theuer war.

V. 47. In der dritten Stunde nach Mittag.) Der Uebersetzer hat hier und im Folgenden die römische Zeitrechnung auf unsere gewöhnliche zurück gebracht.

V. 50. Einen glattrasirten u. s. w.) Um dem Barbier nicht zu oft zur Beute zu werden, hatte sich unser Mann den Bart rein von der Haut weg abputzen lassen. Der Zug eines Sparsamen, den auch Theophrast in seiner Schilderung des Μικρολογος (Charact. X.) nicht übergehet. Vgl. Coray's Noten zum Theophrast. S. 221. Glatt abgeschnitten trugen im Alterthum nur Athleten und Sklaven die Haare, und ein kahlgeschornes Gesicht wurde für eben so unanständig, als ein allzulanger Bart gehalten. — Uebrigens war auch bey den Alten gewöhnlich der Morgen zum Rasiren und andern Reinigungen bestimmt; um so auffallender mußte es dem Philippus seyn,

noch

noch Nachmittags jemanden in dem leeren Barbierschopfen (vacua tonsoris in umbra) anzutreffen. Doch Vultejus hatte, als Trödler, vom frühen Morgen an sich auf dem Forum herumgetrieben, und wollte nun, seiner Gewohnheit nach, an einer Gesellschaft Antheil nehmen, wozu er sich hier in Positur setzte.

V. 51. Zierlich die eigenen Nägel u. s. w.) Auch das Nägelverschneiden verrichteten eigentlich die Barbiers; nur gemeine Leute übernahmen es aus Ersparniß selbst, und unser Vultejus wußte dies Geschäft mit einer besondern Accurateſſe abzuthun. — So vereiniget der Dichter die kleinsten Züge zur Schilderung eines Armen, der gern mehr auf sein Aeußeres verwendete, wenn es seine Umstände erlaubten; der gern ein größeres Glück annähme: und dies war eben der Mann, den Philippus suchte.

V. 56. Ein gar dürftiger Präco.) Die Geschäfte eines Präco waren verschieden. Er mußte in Auctionen die Güter und die darauf gethanen Gebote ausrufen (Plaut. Men. V, 9. 93.); bey Volksversammlungen Ordnung erhalten (Plaut. Prol. Poen. v. 11.); die in den Comitien erwählten Magistratspersonen, so wie auch die gegebenen Gesetze ausrufen (Cic. in Verr. V, 5.); die Angeklagten, Kläger, Zeugen, vor Gericht fodern u. s. w. Alles Geschäfte, womit ein kleiner Gewinn verbunden war. Daß sich nur Leute von der geringen Volksklasse (im Texte: tenui

tenui censu) dazu qualificirten, versteht sich von selbst.

V. 56. Doch wohl bekannt, ohne Tadel.) Der Uebersetzer ist der Lesart gefolgt: sine crimine *natum*. Die Wahl zwischen dieser und der von Bentley empfohlnen: sine crimine *natum*, ist schwer. Beide werden durch Handschriften bestätiget. Die erste charakterisirt den Vultejus als einen redlichen, unbescholtenen Mann; die letzte giebt auf die Frage des Philippus: „Wer sein Vater?“ bestimmte Auskunft: Er sey, obschon von geringer, doch von ehrlicher Herkunft. So Ovidius Amor. III, 4. in qua Martigenae non sunt *sine crimine nati*. Doch scheint die erste Lesart deshalb vorzüglicher, weil Vultejus weder von seiner Familie, noch von seinem Patron, sondern nur von dem, was hier zur Sache gehört, und ihn dem Philippus vorzüglich interessant machen mußte, nämlich von seinen Glücksumständen und seiner Lebensart, Auskunft ertheilt.

V. 58. am eigenen Heerd.) lare *certo*. Einige Handschriften haben *curto*, welches Bentley billigt, und was gewiß zur Ausführung des ganzen Gemäldes unentbehrlich wäre, wenn nicht die Idee schon in dem Vorigen: tenui censu, läge. Unter lare *certo* ist ein gewisser, d. h. von den Eltern ererbter oder selbst erworbener, nicht von der Willkühr des Herrn oder Patrons abhängiger Wohnort, ein regelmäßiges häusliches Leben und die stillen Freuden der Familie zu verstehen (So Seneca Med. v. 478. per spes

tuorum liberûm et *certum larem*), welche hier ſchicklich mit den geſelligen Freuden (parvis ſodalibus) verbunden werden. Das Gegentheil des certi laris iſt in der Schilderung 1. Epiſt. XV, 28. enthalten: ſcurra *vagus*, non qui certum praeſepe teneret.

V. 67. der Feſſeln des Handels.) Der wichtige Ton, in welchem Mena von ſeiner kleinlichen Trödeley (er verkaufte nach V. 65. *vilia ſcruta* d. h. γευτη, γευταξια, oder wie Lucilius b. Gellius N. A. III, 14. das Wort verſinnlichet perfractam ſtrigilem, ſoleam dimidiatam u. ſ. w.) als von unverſäumlichen Handelsgeſchäften redet, macht die Scene und Perſon nur komiſcher. — Ueberhaupt aber iſt dieſe ganze Erzählung als ein Muſter in ihrer Art zu empfehlen. Kürze und zugleich Ausführlichkeit, überraſchende Wendungen, zweckmäßig eingewebte Dialogen, Natur und leichte aber feſte Charakterzeichnung, ein unterhaltendes Detail, welches ſich doch nie ins Kleinliche und Abgeſchmackte verliert, und eine ſtete Hinſicht auf den Hauptendzweck, für den zuletzt auch die kleinſten Schilderungen angelegt ſcheinen, und worin man, wiewohl unter abſichtlich verſchieden gewählten Situationen, die Verhältniſſe des Dichters zum Mäcen wiederfindet, machen ſie höchſt anziehend, und, ſo epiſodiſch ſie auch ſcheinen mag, zu einem ſchönen Theil des Ganzen.

V. 75. und der tägliche Gaſt.) Im Text: *Certus* conviva, der gewöhnliche, beſtändige Tiſchfreund.

freund. Ich zweifle, daß das Bentleyische *ferus* conviva den Vorzug verdiene. Certus sagt mehr — Beides, daß er Client und Tischfreund war, machte daß es ihm wenig auffiel, und daß er nichts Arges ahndete, als ihn Philippus zu einer Parthie aufs Land einlud.

V. 76. Zum lateinischen Fest.) Die Feriae Latinae waren ein unbestimmtes Fest, welches allezeit vom Consul festgesetzt und durch die Präconen ausgerufen wurde. Es war eines der ältesten, und schrieb sich von Tarquinius dem Stolzen her (Aurel. Vict. de Viris illustr. c. XI.) Die Gebräuche dabey zeigen deutlich an, daß es ein Bundesfest mehrerer lateinischen Städte (nach Dionysius Halicarn. IV. 49. waren es sieben und vierzig) gewesen. Man opferte auf dem Albanischen Berge dem Jupiter einen Stier, und theilte ihn, nach der Zahl jener Städte, unter die Abgeordneten derselben aus, und brachte überhaupt vier Tage unter mancherley gewöhnlichen Festunterhaltungen hin. Daß Rom und die römischen Priester dabey die erste Rolle spielten, ist leicht zu denken. Geschäftsmänner, wie Philippus, benutzten den Stillstand der Geschäfte bey diesem Feste, um sich auf ihren Landgütern zu erholen.

V. 78. Und das Land zu preisen.) Drollig und wahr zeichnet dieser kleine Zug den durch seine mechanische Lebensart an die Stadt gefesselten Bürger, der die schönen Gegenden Italiens

noch nicht gesehen, und dem diese Reise vielleicht die erste Ausflucht aufs Land war.

V. 79. Und weil er sich Bequemlichkeit sucht.) Sinnreich vermuthet Hr. Wieland aus diesen Worten, daß das Güthchen, wozu Philippus dem Mena verhalf, ungefähr zwischen der Stadt und seinem Sabinischen Landguthe in der Mitte, oder doch so nahe bey Rom gelegen, daß er selbst dadurch einen Ort bekam, wo er einen halben Tag von Geschäften ausruhen konnte (requiem), und erwünschte Unterhaltung (risus) fand.

V. 80. Schenket er ihm Zweihundert u. s. w.) Die Größe des Gütchens läßt sich sowohl aus dem Kaufpreise, als auch aus V. 87. bestimmen, nach welchem ein Stier zur Bestellung hinreichend war. Mena gewann also nicht viel bey dieser Veränderung seiner Lebensart.

V. 84. Pflanzet sich Ulmen,) zu Stützen der Weinstöcke. Von der Sitte der Italiäner die edelsten Weine an Bäumen zu ziehen, und die Reben hoch hinaus zu leiten, s. Voß zu Virgils Landbau II, 361.

V. 94. beym Genius bitt' ich u. s. w.) Jeder Mensch hatte, so wie jeder Ort (Virgil. Aen. VII, 136.), jede gesellschaftliche Verbindung, jede Beschäftigung einen Genius, der ihn, wenn er nur durch Opfer seine Gunst zu erhalten wußte (Pers. Sat. II, 3. Horat. II, Epist. I, 143. 144. III. Od. XVII, 14. 15. A. P. 209. 210.) nie verließ, immer schützte und bey-

stand.

stand. Fast kein Schwur war daher heiliger, als der bey dem Genius; und wenn man von einem etwas dringend verlangte, so konnte man der Gewährung gewiß seyn, wenn man ihn bey seinem Genius darum beschwor. — Nicht minder heilig und wirksam war die Bitte bey den Penaten und Hausgöttern. Cic. Orat. p. Domo ad Pontifices c. 41. — Uebrigens beschwört Vultejus als Client seinen Patron Philippus vorzüglich bey den Genien und Penaten; welches in frühern Zeiten nur die Sklaven thaten.

im Februar 1800.

E.

III.

Mélanges extraits des Manuſcrits de Mme. *Necker*. Tom. I. XX. und 383. S. Tom. II. 404. S. Tom. III. 432. S. Paris, Charles Pougens, Imprimeur-Libraire. An VI. (1798. vieux ſtyle). 8.

Nahrung für Witz und Gefühl aus den hinterlaſſenen Schriften der Frau Necker; allen gebildeten Leſern und vorzüglich dem weiblichen Geſchlechte geweiht. Erſtes Bändchen, Chemnitz, bey G. F. Taſche. (1799.) XII. und 367. S. 8.

Herausgeber dieſes litterariſchen Nachlaſſes der verdienſtvollen Frau iſt Hr. Necker ſelbſt. Die von ihm S. I — XX vorausgeſchickten Obſervations betreffen hauptſächlich den achtungswürdigen Charakter der Verſtorbenen. Hier nur einer der intereſſanteſten Züge. S. IX. Les facultés de Mme. N. lui permettoient de parcourir une eſpace indéfini, et ſes principes étoient immobiles. Auſſi, avec un progrés journalier dans ſes aperçus et dans ſes connaiſſances, elle avoit conſervé une innocence de coeur, qui, prolongeant

geant ſa jeuneſſe morale, répandoit beaucoup des grâces ſur ſa perſonne. Singulier contraſte! elle voyoit tous les développemens de l'amour propre, tous les jeux de la vanité, toutes les ſecouſſes des paſſions, et elle ne croyoit presque jamais aux deſſeins perfides et aux démarches ruſées. Ce mélange de pénétration dans le regard et de confiance dans le caractére formoit un enſemble unique en ſon genre et dont l'effet étoit plein des charmes. Ihr ächt religiöſer Sinn, der auch im Kreiſe der Diderot u. ſ. w. ſich gleich blieb, wird S. XI gut geſchildert. Ein auch für den Zeugen ehrenvolles Zeugniß über Mme. N. von Thomas beſchließt dieſe kurze Charakteriſtik. Ihre weiſe Wohlthätigkeit, die ſich in Paris auch an öffentlichen Anſtalten wirkſam zeigte, iſt bekannt.

Gewiß wird Niemand, der Sinn für feinere Lebensweisheit und für die Freuden gebildeter Geſelligkeit hat, dieſe Sammlung, ohne mannigfaltiges Vergnügen genoſſen zu haben, aus der Hand legen. Gern fühlt man ſich hier oft in den erleſenſten Cirkel von Paris verſetzt. Manche feine Empfindung iſt hier zart und ſchön ausgedrückt; viele neue glückliche Bilder und Gleichniſſe beleben den Vortrag. Daß übrigens auch vieles mit vorkommen wird, was den an eine gründlichere Philoſophie gewöhnten Deutſchen zu unbeſtimmt und zu flach ſcheint, erwartet ein vernünftiger Leſer von ſelbſt. Die Verſchiedenheit weiblicher geiſtiger

Bildung von der festern männlichen, auch wenn jene unter den verhältnißmäßig glücklichsten Verhältnissen aufblühte, leuchtete uns übrigens auch bey diesem Werke von neuem ein. Lächeln mußten wir daher bey der starken Aeußerung des Herausgebers (S. V.): L'ensemble forme un recueil précieux, et je doute qu'aucun ouvrage renferme un plus grand nombre d'idees. Wahrer ist, was folgt: On ne verra pas avec indifférence, dans les écrits de Mme. N. l'association si rare du brillant de l'esprit à une morale sévère et aux sentimens religieux les plus affermis.

Doch zum Einzelnen. Im ersten Bande stehn Pensées et traits p. 21 — 61. 69 — 123. 183 — 320. Aus der Moral, dem gesellschaftlichen Leben und der Litteratur. Hier ein Paar zur Probe: p. 45. Si l'on considère l'homme dans ses rapports avec l'univers, dont il ne fait qu'une petite portion, plus il se sera voué à un seul objet, à l'exercice d'une seule faculté, plus il tiendra de place dans ce grand ensemble; mais si on le considère lui-meme comme un petit univers à part qui doit trouver au dedans de soi toutes les choses nécessaires à la félicité et à l'existence, alors il nuit à l'un et à l'autre en ne s'occupant que d'une seule chose. — p. 52. L'injustice et l'ingratitude des rois ressemblent à la chute d'un bloc de marbre, qui écrase l'artiste dans le tems même, qu'il s'occupoit à en faire

faire la ſtatue d'un Dieu. Gegen manches wäre auch manches zu erinnern. Wenn es z. B. S. 48 heißt: Un des agrémens du ſtyle eſt de préſenter deux idées entièrement différentes, par deux mots ou par deux phraſes ſynonymes; ſo ſagt Md. N. offenbar etwas anders, etwas anders will ſie ſagen. In den gleich folgenden Beyſpielen werden nicht zwey ganz verſchiedene Ideen durch zwey gleichbedeutende Phraſen dargeſtellt, ſondern umgekehrt zwey ſehr nah verwandte Ideen, durch zwey widerſprechend lautende Ausdrücke. Ainſi l'on peut dire en parlant de cette ſingularité de Mme. ***, qui fait beaucoup de choſe ſans que l'erudition ſe mêle à ſes idées et vienne à leur ſecours: *Elle ſait tout et n'a jamais rien pu apprendre.* Oder von einem Brief einer berühmten Frau: *Je ne la connois point; mais je ne puis la meconnaitre* —

Wenn ihr S. 59 die Epiſode von Claude Anet in der Neuen Heloiſe nicht gefällt, weil — quand nos paſſions ont aſſez faſciné notre jugement pour nous faire oublier tout ſentiment de pudeur; elles ne nous laiſſent plus ſuſceptibles de pitié: ſo iſt die letztere Bemerkung gewiß nicht allgemein wahr. Gerade das zartfühlende Herz wird am erſten durch Erfüllung der ſüßen Pflicht der Wohlthätigkeit für ſein auf der einen Seite verletztes moraliſches Gefühl Beruhigung und Ergänzung auf einer andern ſuchen. — Doch gegen den größern Theil der einzelnen Bemerkun-

gen der Mme. N. möchte wenig zu errinnern seyn. Rec. hat sich eine Menge in seinem Exemplar angestrichen, die bald für den, der in der feinern Gesellschaft sein Glück machen will, bald für den, der ausgesuchte Bemerkungen über höhere Bildung des Stils sucht, bald für den, der sich nach Regeln ächter Lebensweisheit umsieht, großes Interesse haben. Beyspiele der erstern Art, s. p. 94. 220. 251. 256. 257.; der zweyten, p. 74, 75, 78, 79, 97, 228, 245, 246. (Ueber die Verschiedenheit des Stils in Racine's verschiedenen Tragödien scharfsinnige Bemerkungen.) 249, 273, 274; der dritten p. 82, 110, 305 u. s. w. An glücklichen psychologischen Winken fehlt es eben so wenig, als an pikanten Bonmots mancher der witzigsten Pariser Männer und Frauen, und artigen Anekdoten. Von jenen mögen hier wenigstens ein Paar stehn. p. 234. Ballot disoit, en parlant de l'amour de M. de la Popelinière pour les louanges: Si quelqu'un s'écrie devant lui, Le Ciel en soit loué, il croit que c'est à ses depens. — p. 291. Quand la statue de Louis XV. fut posée sur des grues afin de l'élever jusqu'à son piédestal, on dit: Voilà le roi au milieu de son conseil. — p. 266. On mena M. de Vaucanson chez Mme. du Deffant; la conversation étoit fort stérile. Que pensez-vous de ce grand-homme, dit-on à Mme. du Deffant, quand il fut sorti: Ah! j'en ai une grande idée; je pense qu'il s'est fait lui-même.

Der

Der übrige Inhalt des erſten Bandes beſteht aus kleinen moraliſchen und litterariſchen Aufſätzen, und aus Briefen. 1. De la manière dont la Société juge les gens d'eſprit, S. 61 — 69. Die Ueberſchrift bezeichnet den Inhalt nicht hinlänglich. Eſprit, zeigt die Verf., reicht in den Wiſſenſchaften nicht hin u.ſ.w. 2. De la lecture: du choix à faire dans ſes lectures, ſuivant la différence des âges. p. 167 — 170. 3. De la manière de juger les livres et leurs auteurs p. 170 — 177. In den beyden erſtgenannten Aufſätzen haben wir eben nichts Anzeichnungswerthes gefunden; in dieſem aber ſind intereſſante Bemerkungen über den Stil Montaigne's, Rouſſeau's, Montesquieu's. 4. Méthode pour rendre la lecture plus utile; de ſon influence ſur le bonheur p. 177 — 183. Hier heißt es u. a. S. 178: On devrait en recommandant l'etude de l'hiſtoire, tracer des routes différentes, ſuivant les divers genres d'eſprit: ainſi l'on rappelleroit à une ame élevée les ſiècles par les grands hommes; et à un eſprit exact, les grands hommes par les ſiècles. — 5. De l'utilité et de la neceſſité de ſ'examiner attentivement p. 363. 6. De l'eſprit et du gènie p. 370. 7. Des images, des comparaiſons et des alluſions. p. 372. Alles artig geſchriebene, doch von Seiten des Inhalts nicht bedeutende, kleine Aufſätze. — 8. Portrait d'Emilie, ou de Mme. de Lauzun; imité du Spectateur, p. 376 — 383.

Den

Den übrigen Theil des ersten Bandes nehmen Briefe und Brieffragmente ein. p. 124 — 167; 321 — 336. In dem ersten an Thomas p. 124. Gedanken auf Veranlassung eines Eloge auf Fontenelle. Im folgenden an den Grafen von Schomberg treffliche religiöse Ideen, mit edler Wärme, vorgetragen. 3. An Büffon p. 128. Ihre Erwartungen von seiner Darstellung des Mineralreichs. 4 — 7. An Thomas. Sie warnt ihn vor zu großer Geistesanstrengung bey Kränklichkeit. Les belles pensées qui viennent occuper vos têtes, sagt sie u. a., sont, comme les perles de l'Inde, l'objet de l'admiration de ceux qui les regardent, et la preuve d'une maladie qui fait souffrir et mourir le poisson qui les produit. — Voltaire in Paris ꝛc. — 8. An Marmontel, über Piccini und mancherley. U. a. sagt sie etwas von Frankreich, was leider! auch in Deutschland gilt. S. 139. En France, il faut regarder la gloire comme une maîtresse oublieuse et peu indulgente; en être aimé la veille, n'est jamais un titre pour le lendemain. Witzig sagt sie dem Epikuräer S. 141: Vous la traitez, cette pauvre ame, comme ces grands Seigneurs qui dinent chez des financiers, et qui ne trouvent rien à critiquer au repas que la présence du maître. — 9. An Sauffüre, über seinen Erziehungsplan. 1793. Von der christlichen Religion rühmt sie p. 146, man werde darin viel mehr gewahr les droits du prochain que les droits

droits de l'homme. 10. An Moultou. Ueber Rousseau ꝛc. 11 — 14. An M. de L... U. a. sagt sie S. 157: Ie n'ai point de nouvelles littéraires; cette conversation n'est plus à la mode; la crise est trop forte: on ne propose pas une partie des échecs sur le bord d'un précipice... le mouvement (public) change le cours de nos idées; le lit ancien, qui les contenoit, ne présente plus qu'une rive dédaignée, et le nouveau est trop vaste pour le fleuve qui doit l'occuper. — 15. An Gibbon, p. 163 — 167. Voll freundschaftlicher Aeußerungen. Man kennt sein früheres Verhältniß zu Mme. N. — 16 — 19. An Lord Stormont p. 321. f. Artig ist folgendes Gleichniß der Mme. N. S. 322, nachdem sie eben gesagt hatte, selbst die öffentlichen Geschäfte wären ihr zuwider, seit der Friede dahin sey. La politique ressemble à ces matières communes qu'on jette loin de soi, quand elles n'ont pu empêcher des vases précieux de se heurter l'un contre l'autre. 20. An Mme de Br... 21 — 23. An Diderot. 24. 25. An Grimm. 26. An den Abbate Galliani. 27. An Chabanon. Bey Gelegenheit seiner Uebersetzungen nach Theokrit über das Uebersetzen der alten Dichter überhaupt Maximen, wie man sie von den Franzosen gewohnt ist. 28 — 30. An Saint-Lambert. Ein wahres Wort vom Vortheil der Leiden. S. 355. 31. An Gibbon. In diesem Briefe p. 361, 362 eine treffende Stelle über die späten Heirathen.

Den

Den zweyten Band eröffnen wieder Pensées et Traits p. 1 — 154. Von derselben Mannigfaltigkeit, wie die im ersten. Hier stehn folgende kleine Anekdoten, p. 65. Des enfans glissoient sur la Seine: un petit pâtissier avoit sur la tête une corbeille remplie de petites pâtés; il étoit le premier, la glace manqua sous ses pieds, le petit garçon fut englouti. La corbeille étant plus large que l'ouverture, resta sur la glace: tous ces petits hommes se jetèrent sur la corbeille et pillèrent les petits pâtés. Image de la vie.

Bis hieher geht der erste Band der deutschen Uebersetzung. Also jetzt über diese unser Urtheil. Schon der Titel, und noch mehr die Vorrede kündigt einen Auszug an. Es ist indeß bis auf ein Paar ausgelassene Briefe und eine ziemliche Partie der Pensées und Traits alles übersetzt. Rec. gesteht, er hätte, wenn es Auszug oder vielmehr Auswahl seyn sollte, diese viel strenger gewünscht, da noch viele Gemeinplätze mit unterlaufen. Das ganze Werk würde sich in diesem Fall in einen einzigen mäßigen Band, von auserlesenen, treflichen Sachen haben concentriren lassen. Sollt' es aber einmal nicht strenge Auswahl des Vortreflichen seyn, so hätte lieber Alles ohne Ausnahme übersetzt werden mögen, da, wie Rec. bemerkt hat, manches wenigstens für den gebildeten Leser Interessante ausgelassen ist. Indeß, der Uebersetzer, der sich D. G — tz. unterschreibt, bestimmte seine Arbeit vor-

vorzüglich, wie der Titel sagt, für das weibliche Geschlecht. Und so überging er nicht leicht Stellen, wo die Verfasserin moralisirt; eher solche, wo sie Bemerkungen über den Stil macht, oder Pariser Anekdoten mittheilt. Dem Frauenzimmer können wir sein Buch allerdings als eine belehrende und angenehme Lectüre empfehlen, wiewohl die Leserinnen, die Französisch verstehn und des Originals habhaft werden können, lieber nach diesem greifen werden. Scheint uns gleich dem Uebersetzer nicht gelungen, was er nach S. VII erreicht zu haben sich Hoffnung macht, die Verfasserin im deutschen Gewande eben so gefällig darzustellen, als sie im Französischen es ist: so ist die Verdeutschung doch lesbar und gehört gerade nicht zu den schlechten. Ein Misgriff, wie S. 201: „Dies ist Voltaire's Kunst in Zaire u. s. w. und Racine's im Phädrus erweckt freylich von seiner Bekanntschaft mit der Litteratur nicht den vortheilhaftesten Begriff. S. 328 heißt es: „Der Herr von Montesquieu konnte nicht selbst schreiben; und dies ist vielleicht der Grund, daß sein Stil so holpericht ist." Wie? Montesquieu's Stil wäre holpericht? Hat das Mme. N., die über Schreibart sonst so fein und treffend urtheilt, wirklich gesagt? — Style décousu steht im Original. Das ist ungefähr so viel als Style coupé, entgegengesetzt dem Periodischen: zerschnittene Schreibart. — S. 312. „le Kain erzählte in einem öffentlichen Hause, daß die Einnahme der Schauspieler nicht

über

über 8000 Livres betragen habe u. s. f.“ Le Kain étoit *au choffauir*, heißt es in der Urschrift Tom. II. p. 23. Chauffoir ist hier der Wärmort hinter dem Theater. Da war le Kain's Antwort an jenen Offizier: Et comptez-vous pour rien le droit de me parler ainsi? ganz an ihrer Stelle. Denn im Schauspielhause war le Kain wie zu Hause, und zu Hause erduldet man am wenigsten eine Impertinenz. — Solcher Mißgriffe möchten sich bey genauerer Vergleichung wohl noch manche finden. Dergleichen also möge Hr. G. beym zweyten Bande durch geschärfte Sorgfalt vermeiden, wenn diese Erinnerung des Recensenten, der außer Deutschland lebt, nicht vielleicht schon zu spät kommt, da der zweyte Band zur Michaelmesse angekündigt wurde. — Der hinzugefügten Anmerkungen sind nur wenige, und diese nicht von Belang.

Doch wir fahren in der Inhaltsanzeige des Originals fort. p. 155 — 193 folgen dreyzehn Briefe an Guibert, den Chev. Aude, Abbé Barthelemi, Marchese Carracciuli, Meister, Saussure, Dubucq, an Mme Hubert und einen Ungenannten. Ueber Büffon, S. 164. f. S. 167, 168 Dank an Barthelemi für seinen Anacharsis. S. 177 über Mlle Clairon f. ꝛc. — S. 196 — 207. Souvenir d'une conversation avec M. de Buffon, sur un ouvrage de M. Thomas. Einzelne Bemerkungen über den Stil in einem Aufsatz von Th. über Milton. Von ähnlichem Gehalt

S.

203 — 207, die Réflexions grammaticales ſur quelques pages d'Emile. — p. 207 — 218. Sur M. de *Guibert*. Ein kleines Eloge. — Wieder Penſées et traits de ſociété p. 219 — 354. Noch Lettres et fragmens de lettres p. 354 — 371. An Mme. *Nadot*, die Schweſter Büffons, über ihren großen, ſo eben verſtorbenen Bruder, S. 355 f.; au Polier de Saint-Germain; au Dr. Favre, an Graf Schewalof, an Abbé de Lille. S. 369. ein Brief an Mme. de Monteſſon, der eine abſchlägige Antwort in der feinſten Manier enthält. Vous devez avoir, ſagt ſie am Schluß des Billets, tous les empires ſur les ames honnêtes, excepté un ſeul, celui d'inſpirer des ſentimens que vous n'auriez pas dans les mêmes circonſtances. Vous obéir ou vous imiter ſont deux moyens bien flatteurs de ſatisfaire ſon orgueil; mais l'un eſt encore plus puiſſant que l'autre. — Den zweyten Band beſchließt Portrait de M. *Necker*, fait en 1787, p. 372 — 404, im Ton der Franzöſiſchen Eloges. p. 381 f. lernt man auffallende Züge von Hrn. N. äußerſt weit getriebener Gleichgültigkeit gegen das Geld kennen. Seine Frau beſorgte in den ſpäteren Jahren die Verwaltung ſeines eignen großen Vermögens allein; er wollte gar nichts damit zu ſchaffen haben. Uebrigens findet man eine intereſſante pſychologiſche Darſtellung in dieſem Gemälde. Auch beweißt es, daß das Talent eines brillanten Colorits ihr in nicht gemeinem Grade zu Gebote ſtand.

Im dritten und letzten Bande wieder Pensées et traits p. 1 — 156; 249 — 253; 255 — 381. Zwanzig Briefe an Thomas, p. 157 — 218. Sie athmen die innigste Freundschaft. Man sieht zugleich vorzüglich aus ihnen, daß Mme. N. oft mit den Leiden eines zartgebaueten Körpers und einer noch zarter organisirten Seele kämpfen mußte. In einigen herrscht eine sanft melancholische Stimmung, wie S. 169 f. 172 f. Hierauf folgt Portrait de M. *Thomas*, p. 218 — 227: nur einige Züge, aber mit vieler Feinheit entworfen. Sie habe es, sagt sie, wie jener schlechte Maler gemacht, qui faisissoit les ressemblances des plus belles personne par leurs défauts habituels; j'ai représenté M. Thomas isolé au milieu des hommes, plus austère encore dans ses moeurs que dans ses écrits, plus fait comme Caton et Régulus, que pour vivre dans le dix-huitième siècle. Ducis nannte ihn (s. Tom. I. p. 84) un chartreux du monde. Uebrigens sieht man aus den Schriften der Mme. N., daß, so wie sie unter allen ihren Freunden Büffon am meisten bewunderte und verehrte, sie Thomas am zärtlichsten liebte. Der Umgang dieses edeln Mannes war ihrem Herzen Bedürfniß. — p. 227 f. Portrait de M. de *Mauleon*, eines geschätzten Advokaten. — p. 234 f. Sur l'ame. Als Aufsatz einer Dame philosophisch genug. — p. 238 f. Maximes imitées de Marc-Aurèle. — p. 240. f. Sur Mme. *Geoffrin*

Geoffrin. Ein sehr interessantes Bild der merkwürdigen Frau in ihrem Alter. Man kennt sie in Deutschland schon unter andern aus Sturzens Briefen aus Paris. — Lettre que m'a écrite M. de *Buffon*, deux jours avant sa mort. p. 253—255. Ueber die Introduction zu Necker's Werk für les opinions religieuses. — Den Schluß des Ganzen macht ein leider unvollendet gebliebenes Eloge auf Mme. de Sevigné, p. 382 f. Wer wollte über eine geistvolle Frau nicht gern die andere hören?

IV.

Vita Davidis Ruhnkenii. Auctore *Dan. Wyttenbachio.* Leiden und Amsterdam bey A. und J. Honkoop und P. den Hengst. — 1799. VI. u. 295 S. gr. 8.

Daniel Wyttenbach war ein Schüler und nachmals vertrauter Freund von Ruhnkenius; gleiche Talente und das gemeinschaftliche Studium der alten Litteratur verbanden sie; als dieser starb, trat jener in die von Ruhnkenius so lange behauptete Stelle des ersten Humanisten in Holland, und er, der Würdigste! ward auch der Erbe seiner Aemter in Leiden. Wer hatte also wohl mehr äußern und

innern Beruf, Ruhnkenius Biograph zu werden, als Wyttenbach? Wirklich hat er diese Provinz auf eine Art verwaltet, die seine Schrift zu dem schönsten Seitenstück von Ruhnkenius Elogium T. Hemsterhusii macht. Er hatte den Gedanken, seines Freundes Leben zu schreiben, schon längst gefaßt, und Materialien dazu, größtentheils aus Ruhnkenius eignem Munde gesammelt, so daß er im Stande war, eine chronologisch genaue und vollständige Geschichte des Lebens und der Schicksale seines Freundes zu schreiben. In diese Geschichte seines äußern Lebens ist nun auf eine natürliche und einfache Art die Geschichte seines Geistes, seiner Ausbildung, seiner Gelehrsamkeit, seiner großen Verdienste um die humanistischen Wissenschaften, eingewebt, u. sein gelehrter Charakter wird auf eine meisterhafte Art, unter andern durch Zusammenstellung und Vergleichung mit Hemsterhuys, Valckenaer, Lucas Holstein u. a. bestimmt und aus einander gesetzt. Wiewohl dieses der wichtigste, ächt classische Theil dieser Schrift ist: so konnte sich der Vertraute der humanistischen Litteratur doch Ruhnkenius literarischen Charakter einigermaßen aus seinen Werken abstrahiren, ob es gleich Wenigen gegeben seyn möchte, ihn aus einem so hohen Standpunkt zu betrachten, und mit so treffender Wahrheit sich zu skizziren. Aber als Menschen kannte das Ausland Ruhnkenius noch wenig, und man ist überhaupt geneigt, bey einem bloßen Philologen diese Seite nicht für die interessanteste zu halten. Desto verdienstlicher ist die überraschende

Aus-

ſicht, die uns der Vf. von dem großen Gelehrten als einem treflichen Menſchen, Bürger, Patrioten, Freund und Hausvater giebt, auf den das: homo ſum; nihil humani a me alienum puto, ſo ganz paßte. Doch man lernt in dieſer Schrift nicht nur Ruhnkenius als Gelehrten und als Menſch kennen; der Vf. hat ſein Werk dadurch noch fruchtbarer und zu einem wahren Handbuch für alle jungen Freunde der alten Litteratur gemacht, daß er es mit Bemerkungen, Anekdoten und Schilderungen der neuern Humaniſten, vornehmlich Hollands, begleitet, die Geſchichte der Schickſale der Humanioren in Holland einwebt, über das Studium der alten Litteratur eine Menge durchdachter und lehrreicher Betrachtungen anſtellt, und bey Gelegenheit manche Ausführungen intereſſanter Punkte aus der alten Litteratur beybringt. Es war dem gefühlvollen Vf. Bedürfniß ſich recht über Ruhnkenius und über alles, was nahe oder ferne Beziehung auf ihn und auf die Studien deſſelben hat, auszureden; daher jene Redſeligkeit, die aber lieblich wie die des Pyliſchen Redners iſt, die immer belehrt, und auch da, wo ſie längſt bekannte Gegenſtände betrifft, angenehm unterhält.

Hier nur eine kurze Skizze von Ruhnkenius Leben, die nicht befriedigen, ſondern zum Leſen des Wyttenbachſchen Werkes ſelbſt einladen ſoll. Ruhnken war d. 2. Jan. 1723 in Stolpe in Hinter-Pommern gebohren, wo ſein Vater ein wohlhabender Bürger und Schultheiß war. Da der Knabe früh Spuren von Kopf und Gelehrigkeit zeigte, wurde er

von seinen Eltern zum Studiren, und namentlich von der Mutter zur Kanzel bestimmt. Sie schickten ihn in das Pommersche Städtchen Schlage auf die Schule, wo der geschickte, für die lat. Sprache sehr eingenommene Rector Kniephof in ihm die Liebe für die Wissenschaften überhaupt und insonderheit für die lat. Sprache weckte. Von da kam Ruhnkenius auf das Collegium Friedericianum in Königsberg, wo ihm seine Kenntniß der lat. Sprache die Werthschätzung seiner Lehrer und Mitschüler erwarb. Quorum unus, sagt Wyttenbach, inprimis erat ingeniosus puer, magnus item aliquando vir futurus, Immanuel Kantius, eodem Latinarum elegantiarum amore flagrans; ut alter alterum mutuo aemulationis dolore excitaret. Sed Kantium sive casus, sive quidam ingenii aestus ad Philosophiam detulit in qua quum aetatatem consumeret, senex eam protulit Metaphysicam rationem, quae nunc maxime ipsius nomine celebratur. Ruhnkenium, ut cum poëta loquar, quae puerum adspexerat Musa, eadem nec senem reliquit: igitur hoc studium retinuit, indeque profectus omnis Latinae Graecaeque elegantiae et rationem complexus est, et princeps exstitit. Ruhnkenius gab sich der alten Literatur so hin, daß er ihr das Studium seines ganzen Lebens zu weihen, und sollte er ja, um seines Fortkommens willen, nebenher ein Brodstudium treiben müssen, die Rechtswissenschaft zu ergreifen beschloß, weil ihm diese in engerer Verbindung als

die

die Theologie mit der alten Literatur zu stehen schien. Indeß wollte er es seiner Mutter nicht zu Leide thun, daß er der Theologie geradezu entsagte, und er verlangte nur, als die Zeit herankam, wo er die Akademie beziehen sollte, nach Göttingen gehen zu dürfen, um gründlich Griechisch zu lernen, welches er nirgends so wie in Gesners Schule könne. Die Seinigen glaubten, er brauche das Griechische zur Theologie und ließen es geschehen. Aber ein Ungefähr machte, daß er Gesners Schüler nicht wurde. Auf der Reise nach Göttingen machte er nämlich in Wittenberg die Bekanntschaft des eleganten Juristen Ritter und des gelehrten Antiquars und Beredsamkeits-Lehrers, Berger, und ward von ihnen so eingenommen, daß er in Wittenberg blieb und unter Ritter Rechtsgelahrtheit und Geschichte, unter Berger Röm. Alterthümer und Beredsamkeit studirte. Eine Probe seiner erworbenen Kenntnisse legte er nach zwey Jahren in seiner Dissertation: de Galla Placidia Augusta vor. Bergern verdankte er vorzüglich die Kunst rein lateinisch zu schreiben, und eine große Bücherkenntniß. Mathematik nebst Wolfischer Logik und Metaphysik vernachläßigte er nicht ganz; doch urtheilte er immer als Skeptiker von dem Werth der Philosophie und räumte ihr nur einen formalen Nutzen ein. Sie hatte für ihn unstreitig den Vortheil, daß sie ihn richtiger denken und schließen und seine Schriften mit logischer Ordnung abfassen, auch die Schriften der alten Philosophen gründlicher verstehen lehrte. Lehrer in der griechischen

Literatur fand er in Wittemberg nicht; dagegen hörte er oft von seinen beyden Wittenbergischen Lehrern und von Ernesti, den er bey einem Besuch desselben in Wittenberg kennen lernte, daß das höhere Studium der griech. und lateinischen Literatur fast allein in Holland, vorzüglich in Leiden, unter Hemsterhuys blühe. Auf den Rath dieser Männer gieng er daher, so ungern seine Eltern einwilligten, nach Holland. Ohne Empfehlungsschreiben, gestützt auf sich selbst, eilte er zu Hemsterhuys, redete ihn lateinisch an, erzählte ihm, aus welcher Schule er komme, und daß er einzig nach Holland komme, um seinen Unterricht im Griechischen zu benutzen. Hemsterhuys war überrascht über den jungen Mann von seltenen Kenntnissen, der so rein lateinisch sprach; er interessirte sich in hohem Grade für ihn, und ward der Urheber seines Glücks. Ruhnkenius bewunderte und verehrte seinen Lehrer vom ersten Augenblick an unbegränzt; er studierte sechs Jahre unter ihm und hing im eigentlichen Sinne ganz am Munde des großen Gelehrten, nach dem er sich bildete. Nicht nur seine vielfältigen philologischen, historischen und juristischen Kenntnisse und Hemsterhuysens nachdrückliche Empfehlung erwarben ihm Freunde und Gönner, sondern auch sein gefälliges Aeußere, seine feinen Sitten, seine andern Talente im Zeichnen, in der Musik, im Tanzen, Reiten, Fechten und Jagen; seine Umgänglichkeit und Geschmeidigkeit, gereichten ihm bey allen Ständen zur Empfehlung und verschafften ihm Conditionen in

den

den beſten Häuſern. In ſeinen Freyſtunden las er alle griechiſche und lat. Schr ſteller der Zeitfolge nach durch, die meiſten zwey mal, erſt ſtatariſch, indem er den Schriftſteller kritiſch und grammatiſch, mit Hülfe der alten und neuen Lexicographen, und der neuern gelehrten Commentatoren und Erläuterungs-Schriften ſtudirte, verbeſſerte, excerpirte, und dann noch einmal curſoriſch. Seine erſte Schrift in Holland waren die Epiſtolae criticae an Erneſti und an Valckenaer, welche den Mann von großem kritiſchen Genie und von ausgebreiteter Beleſenheit zeigten. Da ihn Hemſterhuys in Holland zu behalten wünſchte und ſich zunächſt keine Ausſicht zu einer philologiſchen Profeſſur zeigte: ſo bereitete er ſich auf ſeines Lehrers Anrathen zu einer juriſtiſchen Lehrſtelle vor, beſuchte juriſtiſche Vorleſungen, und gab folgende Probeſchrift heraus: Thalelaei, Theodori, Stephani, Cyrilli commentarii graeci in tit. Codicis et Digeſtorum de poſtulando, ſ. de Advocatis et Procuratoribus, die mit einer lat. Ueberſetzung und Anmerkungen begleitet war. Itzt warf er ſich in das Studium der griechiſchen Philoſophen, inſonderheit des Plato, und bahnte den Weg zur grammatiſchen Erklärung deſſelben durch ſeine meiſterhafte Bearbeitung von Timäus Lexicon Platonicum, von welcher folgendes Urtheil Brunks mit Beyfall angeführt wird: Hic eſt unus in tota Literatura Graeca libellus ſimul et breviſſimus et doctiſſimus! Mehr als einmal erhielt Ruhnkenius, der itzt ſchon für einen der erſten

Humanisten galt, Anträge zu Professuren in Deutschland von seinen Freunden, Ritter, Berger und Ernesti; aber er konnte sich nicht entschließen, das Land zu verlassen, wo der Geist der Freyheit und Gleichheit im Umgange herrschte, wo die humanistischen Wissenschaften vor allen blühten und wo sein Hemsterhuys lebte. Sein Wunsch ging itzt dahin, bevor er ein Amt anträte, gelehrte Reisen zu machen, und die berühmtesten Bücherschätze Europens aufzusuchen, um noch unverglichne oder unbekannte Handschriften zu benutzen und ans Licht zu ziehen. Im J. 1755 reiste er nach Paris, wo er ein Jahr lang lebte, und eine unglaubliche Menge unedirte Grammatiker, Scholiasten, Rhetoren ꝛc. aus der damaligen königlichen, und aus der Bibliothek St. Germain abschrieb oder excerpirte, ferner eine Menge Handschriften für sich und seine Freunde verglich, mit einem so ausdauernden, herkulischen Fleiße, daß man ihn in Paris Hercules Musagetes nannte. Von Paris wollte er seine literarische Reise weiter nach Spanien u. s. w. fortsetzen, aber Hemsterhuys gab ihm einen Wink, daß er zurück kommen möchte. Er kam und wurde seinem Hemsterhuys als Lector der griech. Sprache an die Seite gesetzt, in welcher Stelle er theils heilige Schriften, das Evangelium des Lucas und die Apostelgeschichte, theils Profan-Scribenten, den Homer, Xenophon und andre erklärte. Seine Lehrmethode war diese, daß er den Schriftsteller selbst las und erklärte, aber über schwerere Stellen Erläuterungen vom Blatte dictirte.

dictirte. Vier Jahre nach Antretung dieser Lehrstelle wurde die Professur der Geschichte und Beredsamkeit in Leiden durch Oudendorps Tod erledigt, und Ruhnkenius übertragen, der sie mit einer Rede de doctore umbratico im J. 1761 antrat. Die witzige und beißende Schilderung der gelehrten Charlatanerie und Pedanterie in derselben zog ihm die Feindschaft vieler Schulpedanten zu, welche so weit ging, daß sie ihren Schülern abriethen, bey Ruhnkenius zu hören. Um seinem Lehramt völlig genug zu thun, studirte er noch einmal alle lateinische Schriftsteller mit ihren Commentarien durch, und vermehrte seinen Apparat zur Erklärung und Verbesserung derselben. Sein Amt erforderte es, daß er Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte, über R. Alterthümer und über R. Classiker hielt; jene beiden hielt er nach Dictaten, die er sich ausgearbeitet und aufgeschrieben hatte, letztere erklärte er nach derselben Methode, wie er die Griechen erklärt hatte. Wyttenbach rühmt dabey sein Talent dem Anfänger sowohl nützlich zu werden, als die provectiores zu befriedigen, aus eigner Erfahrung. Was seinen Vortrag im Allgemeinen betrifft, so scheint er vorzüglich dadurch, daß Ruhnkenius das meiste ablas und in die Feder dictirte, etwas einförmig geworden zu seyn. Auch fehlte es ihm an einer biegsamen, melodischen Stimme. (Deerat vocis varia tractatio et soni suavitas, atque ita decrat, ut reliquis eloquentiae dotibus officeret.) Dieß war vielleicht eine von den Ursachen,

ſachen, warum er als Lehrer nicht den großen Applauſis hatte, den er zu haben verdiente. Nach Gesners Tode trug Münchhauſen die Profeſſur der Beredſamkeit in Göttingen dem Erneſti an, der ſie ablehnte, aber ſtatt ſeiner Ruhnken vorſchlug. Dieſer lehnte den Antrag ebenfalls ab, äußerte aber in ſeiner Antwort: ſie hätten ja in Deutſchland einen Heyne, einen gelehrten Mann, der ein würdiger Nachfolger von Gesner ſeyn würde; dieſen möchten ſie rufen. (Dieſer Brief findet ſich in Michaelis Briefwechſel) Itaque, ſetzt Wyttenbach hinzu, Ruhnkenii commendatione factum eſt, ut Heynius Goettingam vocaretur, et eo in loco poneretur, ubi plurimum ipſius et ingenium in Literis ſe proferret, et diſciplina ad Literarum florem incrementumque valeret. Ejus doctrinam e duobus ab illo editis libris, Tibullo et Epicteti Enchiridio, cognitam probaverant Hemſterhuſius et Ruhnkenius, de eaque, et praeclare, et, ut eventus docuit, vere augurabantur. Ruhnkenius hatte den Grundſatz, entweder gar nicht, oder eine reiche Frau zu heirathen, dem er aber in ſeinem 41ſten Jahre untreu wurde, da er den Reizen eines jungen Mädchens von ſeltner Schönheit, Grazie und Sittſamkeit, ungeachtet ſie wenig in Vermögen hatte, nicht widerſtehen konnte. Ruhnkenius, geſteht ſein Biograph, non erat novus in amore: expertus erat quid eſſet, et amare, et amari: ſed adhuc magis fuerat elegans formarum ſpectator

tor quam amator: Ariſtippi exemplo, ſolebat magis habere quam haberi. In hujus vero puellae adſpectum et colloquium quum forte veniret, captus eſt, nec modo captus, ſed ingenti percuſſus amore. Er heirathete ſie, der Einreden ſeiner Freunde ungeachtet. Bisher hatte er einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit dem Vergnügen, geſellſchaftlichen Zirkeln, Partien aufs Land und der Jagd gewidmet, und es iſt unglaublich, wie er bey dieſer Lebensweiſe dennoch ſo viel vor ſich bringen und leiſten konnte. Jtzt fing er ein häuslicheres und eingezogneres Leben an, welches ſeine neuen Verhältniſſe und ſein dadurch vermehrter Aufwand nothwendig machte. Aber auch ſo nahmen ihm ſeine Amts- und akademiſchen Geſchäfte, ſeine vielfältigen Verbindungen, die ſich immer und bis an ſein Ende gleichbleibende Liebhaberey für die Haſenjagd, ſo viel Zeit weg, daß ihm des Tags nur wenige Stunden zum Studiren übrig blieben, welche Zeit er aber ſo wirthſchaftlich zu benutzen wußte, daß er auch als Schriftſteller, wenn gleich nicht ſo thätig, als man von ihm wünſchte und er ſelbſt wollte, doch ſehr thätig war. Da ihm ſein Beruf die Cultur der R. litteratur beſonders zur Pflicht machte: ſo beſchloß er vorzüglich den Rutilius Lupus, den Vellejus Paterculus und ſeinen Liebling, den Cornelius Nepos, zu bearbeiten. Die letztere Arbeit kam nicht zu Stande. Durch den Tod Alberti's war die große Ausgabe des Heſychius unvollendet geblieben. Ruhnkenius, der ſchon zum erſten Bande ſeinen

Freunde viele Beyträge geliefert hatte, vollendete itzt den zweyten, und bereicherte ihn durch ein Auctarium. Im J. 1766 starb Hemsterhuys in seinem 81sten Jahre, und ihm folgte in der Professur der griech. Sprache und der vaterländischen Geschichte sein großer Schüler Valckenaer. Ein Jahr darauf hielt Ruhnkenius seinem verewigten Lehrer die berühmte Denkrede, worin Hemsterhuys als Muster eines vollkommenen Kritikers aufgestellt wird. Um diese Zeit gab er auch den Rutilius Lupus nebst der kritischen Geschichte der griech. Redner heraus. Einige Zeit darauf lieferte er einen Nachtrag von Anmerkungen zu Erneſti's Ausgabe von Xenophons Denkwürdigkeiten. Sechs Jahre hatte Ruhnken in einer glücklichen Ehe gelebt, und war Vater zweyer liebenswürdiger und schöner Töchter, als seine Frau gelähmt und blind wurde und seine jüngere Tochter ebenfalls erblindete, ein Schicksal, das den gefühlvollen Mann und Vater sehr erschütterte, in welchem ihn aber doch sein heitres, glückliches Temperament, manche andre zum Ersatz dienende angenehme Vorfälle, der Besitz der ältern blühenden Tochter und Zerstreuungen, aufrecht erhielten. Schon im folgenden Jahre 1772 beschäftigte er sich wieder mit schriftstellerischen Unternehmungen; arbeitete am Vellejus, an einer neuen Ausgabe seines Timäus und der kritischen Episteln, an Anmerkungen zum Longinus für Toup und an den Scholien zum Plato, die er aus den vornehmsten Bibliotheken Europens gesammelt hatte und bearbeitete. Nach

Abra-

Abraham Gronovs Tode im J. 1774 wurde er Aufseher der Leidner Bibliothek, um welche er sich durch seine Bücherkenntniß und durch Anschaffung wichtiger und seltner Werke hoch verdient machte. Im J. 1776 gab er seine Abh. de vita et scriptis Longini, welche der Vf. ein unsterbliches Werk nennt, heraus. Im J. 1779 erschien endlich seine editio palmaria des Vellejus, wie sie der Vf. mit Recht nennt. Im J. 1780 gab er zuerst den ihm von Matthäi in Moskau aus der Handschrift mitgetheilten Homerischen Hymnus in Cererem und im J. 1782 zum zweytenmal nebst der vermehrten Ausgabe seiner Epp. criticae heraus. Während der Zeit der Unruhen und Partey-Streitigkeiten waren Ruhnken und Valckenaer anfangs mit ihrem Lehrer Hemsterhuys Statthalterisch gesinnt; sie glaubten, der Freystadt brauche einen Regenten, der das Ganze verwalte und zur Eintracht leite, und die Bürger gleichsam einen Volkstribun, der sie gegen die Anmaßungen und den Despotismus der Patrizier schütze. Als sie aber sahen, daß die besten Anstalten und Stützen der Freyheit vom gemeinen Wohl zum Privatvortheil abgeleitet wurden: da traten sie auf die Seite der Patrioten, welche sie für die einzigen Retter des batavischen Ruhms und der batavischen Wohlfahrt ansahen. Ruhnken blieb auch zeitlebens der Partey der Freyheit, Gerechtigkeit und des allgemeinen Wohls ergeben; seine Festigkeit und das aufrichtige Bekenntniß seiner Ueberzeugungen erhielt ihm immer die Achtung jeder Partey.

Un-

Ungeachtet ihn die bürgerlichen Unruhen sehr beschäftigten, so faßte er doch im J. 1783 den großen Plan, Plato's Werke herauszugeben, zu deren Verbesserung und Erklärung er schon so viel vorgearbeitet und gesammelt hatte. Endlich erschrack er doch aber selbst vor dem Umfang des Unternehmens, und beschloß sich darauf einzuschränken, seine Platonischen Materialien in 3 Abschnitte zu vertheilen, wovon der erste die vermehrte Ausgabe des Timäus, der zweyte die Platonischen Scholien mit Anmerkungen, der dritte Miscellanea Platonica, bestehend aus seinem Vorrath von Verbesserungen, Anmerkungen und Varianten, enthalten sollte. Die neue Ausgabe des Timäus erschien; die Scholien zum Plato waren längst ganz abgedruckt, aber von den Anmerkungen dazu eine einzige Seite; mit den Miscellaneis kam es also gar nicht zum Druck. Dieß alles sind Schätze, die Wyttenbach hoffentlich mit der Zeit aus Ruhnkenius gelehrtem Nachlaß nebst vielen andern zu Tage fördern wird. Als die Partey der Patrioten unterlag, trug Ruhnken zwar darüber Leid, aber er wendete auch resignirend die Worte des Cicero auf sich an: Cum esset in unius potestate res publica, neque ego me abdidi, neque deserui, neque afflixi, neque ita gessi, quasi homini aut temporibus iratus: neque ita porro aut adulatus, aut admiratus fortunam sum alterius, ut me meae poeniteret: id enim ipsum a Platone philosophiaque didiceram, naturales esse quasdam conversiones

rerum

rerum publicarum, ut eae tum a principibus tenerentur, tum a populis, aliquando a singulis. Daß Ruhnken unverhohlen der Partey der Patrioten zugethan war, entriß ihm viele Zuhörer: desto mehr Zeit konnte er auf literarische Arbeiten verwenden, und so erschien im J. 1789 von ihm, außer neuen Ausgaben vom Timäus und dem Elogium auf Hemsterhuys, auch eine neue Ausgabe von Muretus Werken, mit Anmerkungen, die sich auf die Latinität bezogen. Von der Zeit an schien ihm das hereinbrechende Alter immer mehr die Kraft für ein Werk von längerm Athem zu rauben, und so manche angefangene Untersuchungen geriethen ins Stocken. Sein letztes und mühseligstes, aber höchst verdienstliches, Geschäft war die Umarbeitung und Verbesserung des Schellerschen lateinischen Wörterbuchs für die Zwecke der holländischen Schuljugend. Noch nie hatte er für eines seiner Werke die geringste buchhändlerische Belohnung erhalten; die auf dieses Werk gewandte unsägliche Mühe ließ er sich mit — 700 Fl. vergüten. Die französ. Revolution hatte bey seiner Stimmung für Völker-Freyheit und für Republikanismus einen lebhaften Theilnehmer an ihm, und so war auch die neue Revolution in Holland im J. 1795 in seinem Sinn. In dieser Periode lag zwar alle literarische Betriebsamkeit darnieder, und auch sein Lehrsaal war sehr leer, dagegen bekam er eine Art von politischer Bedeutsamkeit und sein Haus war der Sammelplatz vieler jüngerer und älterer, selbst der angesehensten Männer, die

sich seines Raths bedienten. Sehr ehrenvoll für ihn, aber minder ehrenvoll für seine schwindelnde Landsleute ist, was der Vf. bey dieser Gelegenheit sagt: Omnibus semper lenioris fuit auctor sententiae, clementiaeque erga prostratas jacentesque adversarias partes: omnibus fuit suasor, ut, quod in proerbio dicitur, quam quis artem nosset, tractaret, regere sineret eos, quos virtute et civili prudentia excellere constaret. Profecto, cum ad alia civitatis commoda, tum ad Academiae florem utile fuisset, si et hi, qui res gerebant, et illi, quorum res agebatur, illum aut magis consuluissent, aut consultum magis audivissent. Nunc, quum ille omnibus in rebus mitiorem prudentioremque rationem sequeretur, isti, qui dura calidave agitabant consilia ad ipsum non referebant, probe scientes, se eum et dissuasorem et reprehensorem habituros. Unter diesen Umständen, und bey der durch die große Umwälzung herbeygeführten Vernachläßigung der Wissenschaften, ward der letztern Periode seines Lebens freylich manches Bittere beygemischt. Er entschlief den 14. May 1797. im 75sten Jahre seines Lebens.

Auf den letzten Bogen zieht der Vf. die Resultate aus einer vieljährigen Beobachtung Ruhnken's, um den Werth, den er als Mensch und als Gelehrter hatte, zu bestimmen. Mit dem schönsten körperlichen Ebenmaaß vereinigte sich bey ihm die vollkommenste Harmonie aller geistigen

Ver-

Vermögen und Kräfte; er hatte eben so viel Genie als Urtheilskraft, und ein gewisses gleiches Maas, ein nicht zu viel und nicht zu wenig, war bey ihm charakteristisch. Sein Scharfsinn in der höhern und niedern Kritik war bewundernswerth; seine kritischen Verbesserungen und Entdeckungen entstanden ihm leicht und ungesucht, und er legte keinen sonderlichen Werth auf Conjecturen, die die Frucht eines mühsamen Nachgrübelns waren. Seine Gelehrsamkeit in der griechischen und lateinischen Sprache, in den Alterthümern, der Geschichte und Bücherkenntniß war die ausgebreitetste; sein lat. Styl war nicht nur rein, sondern hatte auch alle Vorzüge einer musterhaften Schreibart; sein Eifer für das Beste der Wissenschaften, namentlich der alten Literatur, ohne Gränzen, und eben so groß seine Bereitwilligkeit durch Rath und That einheimischen und auswärtigen Gelehrten zu dienen, jungen Leuten durch Belehrung, Warnung, Zurechtweisung, Empfehlung nützlich zu werden, aufkeimende Genie's zu pflegen, und in ihnen das heilige Feuer für Wissenschaften zu erhalten. Das innigste Gefühl für das Schöne, Wahre und Gute war die Quelle und die Richtschnur seines pflichtmäßigen Betragens in jeglichem Verhältnisse des Lebens. Er war populär, gesellig, freundschaftlich, aufrichtig und offenherzig, so gutmüthig, daß er sich oft täuschen ließ; er war sich seines Werthes und seiner Verdienste bewußt, doch mit Bescheidenheit und ohne sich deren zu überheben. Er war human in gelehrten Streitigkeiten; großmü-

thig gegen Beleidiger; unbekümmert um Gewinn und Reichthum, freygebig über sein Vermögen, so kümmerlich es, vorzüglich in den letzten Jahren seines Lebens um seine Finanzen stand, und, im Vertrauen auf gute Menschen, fast zu wenig um das Schicksal seiner Familie nach seinem Tode besorgt. Gleichmuth zeichnete ihn in jedem Verhältniß, und bey den unsanftesten Schlägen des Schicksals, aus. Er war mäßig in allen Genüssen. Er verdiente den Namen eines guten Bürgers; jene Neutralität, die Mangel an Theilnahme an den Schicksalen der Mitbürger ist, kannte er nicht, aber er hielt es eben so wenig mit Factionen und war kein Mitglied von Clubs und politischen Verbrüderungen.

Das Werk enthält, wie bereits oben gesagt worden, eine Menge schätzbarer Nebenbetrachtungen und Excurse, von denen wir Einige wenigstens andeuten. Unter den sehr lehrreichen Bemerkungen über Gegenstände der alten Literatur und des Studiums derselben zeichnen wir nur folgende aus. S. 7 ff. über die drey Bedingungen, um etwas Großes zu leisten, indoles, studium, via. S. 21 ff. über Materie und Form des kritischen Studiums der griechischen und lateinischen Literatur. S. 37 f. über den Nutzen der Collectaneen. S. 49 ff. über die verschiedenen Arten der Interpretation der Alten. S. 75 ff. Nutzen und Nachtheile des Dictirens für Lehrer und Lernende. S. 144. ff. Geschichte des in Alexandria verfertigten Canons der griech. Classiker, insonderheit

derheit der griech. Redner. S. 226 ff. Ueber die Ausdrücke: latine und bene scribere, welches beydes in Ruhnken vereinigt war. Höchst interessant und wichtig für die speciellste Literärgeschichte sind die allenthalben eingestreuten Anekdoten, Charakterzüge und Vergleichungen mehrerer Gelehrten, z. B. die Schilderung von Hemsterhuys, dem großen Grammatiker und Kritiker. S. 21 ff. die Vergleichung Wesselings und Valckenaers. S. 85 f. vornehmlich die Zusammenstellung von Valckenaer, Ruhnken und Hemsterhuys. Freymüthig und bisweilen nicht sehr schonend, sind die Urtheile über einheimische und auswärtige Männer. An Gesner und Ernesti, deren große Talente der Vf. anerkennt, wird manche Unvollkommenheit, schwache Seite und Menschlichkeit gerügt, z. B. S. 79 f. 83 f. 155 f. Ruhnken glaubte nicht, daß das Studium der Theologie mit großen Fortschritten in der Philologie gut bestehen könne, und verwies auf das Beyspiel von Ernesti und Alberti, welche, ohne das Studium der Theologie, vollendete Humanisten geworden seyn würden; S. 114 ff. Sehr schätzbar ist alles das, was Wyttenbach S. 148 ff. über seine Verhältnisse mit Ruhnken sagt; ein herrlicher Beytrag zu dem Leben des Vf. — Sollen wir noch von dem lateinischen Styl Wyttenbachs in diesem Werke reden? Er ist unstreitig der erste Latinist nach Ruhnkenius.

V.

Ludwig Theobul Kosegarten's Poesien. Erster Band. 378. S. Zweyter Band. 394. S. Leipzig, bey Heinrich Gräff. 1798. 8.

Herrn Kosegarten's Nahmen ist den Freunden der Poesie schon längst durch eine Menge zerstreuter Gedichte bekannt. Der allgemeine Eindruck, den diese bey uns zurückgelassen hatten, war, daß er vorzüglich nach Energie strebe, und daß ihm dieses Bestreben bisweilen gelinge; daß er vorzüglich mit Wohlgefallen bey der Darstellung der großen Scenen der Natur verweile, und daß er diese mit erhabnen Ideen zu vereinigen, und durch sie gleichsam zu befruchten suche. Hr. K. ist einer der Nachahmer, oder, wenn man lieber will, der Schüler Klopstock's, und unter diesen nimmt er einen ehrenvollen Platz ein; aber sowohl in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit und den Reichthum der Ideen, als die ächt poetische Kunst, den feinsten und zartesten Empfindungen und den geistigsten Gedanken eine leichte sinnliche Hülle zu leihen, und gleichsam die Geister in die Gesellschaft der Menschen

schen einzuführen, steht er seinem Meister um vieles nach. Das nämliche kann man auch von seinen übrigen Gedichten sagen, die in einer fremden Manier gedichtet sind. Außer der klopstockischen hat er sich die ossianische am häufigsten, und bisweilen die bürgerische anzueignen gesucht. Jene ist ihm vielleicht, vorzüglich in Rücksicht auf die Verbindung des Kühnen mit dem Sanften, des Schrecklichen mit dem Anmuthigen, am besten gelungen; da hingegen die bürgerische für ihn eine Klippe ist, der er sich nie ohne großen Schaden, ja, fast nicht ohne Schiffbruch zu leiden, hat nähern können.

Wir fürchten, daß Hr. K. durch die Sammlung seiner Gedichte in zwey starke Bände nicht eben zum Besten für seinen Ruhm gesorgt habe. Nicht zu gedenken, daß eine Menge der hier aufgenommenen Stücke des Aufbewahrens ganz und gar nicht werth waren, daß auch die bessern meistentheils abgekürzt werden müßten, um vortreflich zu seyn, und selbst die besten nicht ohne gewisse Fehler sind, die zu Hrn. K. eigenthümlicher Manier gehören, — so zeigt sich durch die Zusammenstellung vorzüglich eine Einförmigkeit der Gedanken, der Bilder, des Ausdrucks und der Reime, daß man bisweilen versucht wird, zu glauben, Hr. K. habe nicht bloß seine eignen Gedichte, sondern auch die Versuche seiner Schüler und Nachahmer, aus Gefälligkeit oder um die Leser in Versuchung zu führen, in seine Sammlung aufgenommen. So würden wir, dieser Voraussetzung nach, die Ausführung des Gedankens einer beständig fortschrei-

tenden Entwicklung der Dinge in der Elegie an Rosen, (II. S. 91.) für das Original, in der Ode, das Blättchen überschrieben, aber für die Nachahmung halten. Wir wollen unsre Leser selbst urtheilen lassen. Die Elegie wird mit der Beschreibung einer Rose eröffnet, der schönsten des Gartens. Sie blüht einen Sommer hindurch, dann verwelkt sie. —

Der Rose
Uranfänglicher Stoff schwebet' im Aether umher.
Und es beseelte des Ewigen Hauch den wandelnden Urstoff,
Hauchete Stimm' und Gesang, Leben und Lieben ihm ein.
Eine Nachtigall ward er, die liederreichste des Thales.
Durch die Weiden am Bach flötet ihr schmelzendes Lied,
Liebende wandelten horchend am Bach. — —

Auch die Nachtigall stirbt; ihr Staub schwebt wiederum in dem Aether, bis ihm der Ewige mit einem lebendigern Hauche von neuem beseelt:

Und er reift empor zu einer unsterblichen Seele
Leuchtender Hülle, zu Dir, edele Rosa, empor.
Sieh', ein holdes Mädchen entblühte der Asche, mit jeder
Herzgewinnenden Huld, jeglicher Güte begabt.
Traut, wie Schatten (?), demüthig, wie Veilchen, milde, wie Lenzthau,
Rein wie der Lilie Kelch, süß wie Narzissengeduft.

Auch

Auch das Mädchen stirbt, und ersteht wieder zu einem schönern Leben:

Welche verklärte Gestalt entblühet der berstenden Urne?
Schüttelt aus goldenem Haar freudig den nichtigen Staub?
Rosa, sey mir gegrüßt, in deiner unsterblichen Schönheit.
Deinem Aug' entsprühn sterbliche Schimmer nicht mehr,
Mehr denn Röthe des Aufgangs bestrahlt Dir die leuchtende Wange;
Mehr denn Westgeweh ringelt dein rollendes Haar —
Rosa, wo schwebest Du hin? durch welche strahlende Zonen
Trägt Dich dein Sonnenflug, leuchtender Seraf, empor?

Dieselbe Fiction, dieselbe Anordnung, zum Theil dasselbe Colorit findet man in der Ode wieder, nur daß hier alles mehr zusammengedrängt, und die Verwandlungen, von ihrem mystischen Helldunkel entkleidet, dem Leser allzunah vor die Augen gerückt werden:

Freue Dich, welkendes Blatt!
Kehrest wieder im Lenz, als schönste Rose des Gartens,
Duftest den Sommer hindurch,
Blühst und erblassest, und welkst, und um Dich trauert das Mädchen,
Der du am Busen verwelkst.

Laß sie trauren, und traure nicht mit. Im kehrenden Frühling
Hört sie Dich einsam im Busch
Eine Nachtigall klagen, und weinet Dir Thränen der Rührung. —
Zwar auch die Nachtigall stirbt;
Aber es keimt aus der Nachtigall Asch' ein blühendes Mägdlein,
Edel von Anstand und Wuchs,
Schlank und zierlich, wie unter den Blumen Emma einhergeht.
Sey mir, schlanke Gestalt,
Sey mir gegrüßt! — Auch Du wirst sterben — nicht sterben — nur reifen
Wirst Du, holdes Gebild,
Reifen vom Mädchen zum Engel, vom Engel zum Seraph. —

So wie sich hier der Dichter in einer ganzen Reihe von Ideen wiederholt, eben so pflegt er zur Bezeichnung gewisser Gedanken immer die nämlichen Bilder und Ausdrücke, ja sogar die nämlichen Reime aufzubieten. Von einer Braut sagt er 1. S. 81.

In ihrer Myrtenkrone,
In lilienweiser Seide,
Im bräutlichen Geschmeide,
Wem blüht die junge Braut?

Daß er dieselben Worte in demselben Liede, S. 84. wiederholt, wollen wir ihm nicht anrechnen, da er in dieser Wiederholung Nachdruck und Anmuth gesucht hat; aber warum in Elldor und Eldore, S. 190. wieder:

In deinem Brautgeschmeide
In deinem Myrthenkranz, sey mir gegrüßt!
In deiner weißen Hochzeitsseide
Bist du die schönste Braut, die je ein Mann
geküßt.

und in Schön Hedchen, S. 218.

Die bräutliche Seide, der heilige Kranz —

und in Holdy und Hulda, S. 339.

Du, in deinem Brautgeschmeide,
Deiner hochzeitlichen Seide — —

Die Vergleichung eines unschuldigen Mädchens mit einer Lilie ist ebenfalls einer von Hrn. K. Lieblingsplätzen. Wir wollen hier nur einige Stellen anführen, wo sie mit den nämlichen Umgebungen vorkömmt. I. S. 308.

Ida, Ida, meine Süße,
Meine Edle, Liebliche,
Schöne, volle, rothe Rose,
Reine, weiße Lilie.

II. S. 72.

— Molly, Molly, Liebliche,
Reine, duftende Narcisse,
Ungesonnte Lilie,
Unentadelte Melisse.

II. S. 189.

Süße, Reine, Makellose,
Edle, Theure, Treffliche,
Ungeschminkte rothe Rose,
Unversehrte Lilie,
Anmuthreiche Anemone.

Uebri-

Laß sie trauren, und traure nicht mit. Im kehrenden Frühling
Hört sie Dich einsam im Busch
Eine Nachtigall klagen, und weinet Dir Thränen der Rührung. —
Zwar auch die Nachtigall stirbt;
Aber es keimt aus der Nachtigall Asch' ein blühendes Mägdlein,
Edel von Anstand und Wuchs,
Schlank und zierlich, wie unter den Blumen Emma einhergeht.
Sey mir, schlanke Gestalt,
Sey mir gegrüßt! — Auch Du wirst sterben — nicht sterben — nur reifen
Wirst Du, holdes Gebild,
Reifen vom Mädchen zum Engel, vom Engel zum Seraph. —

So wie sich hier der Dichter in einer ganzen Reihe von Ideen wiederholt, eben so pflegt er zur Bezeichnung gewisser Gedanken immer die nämlichen Bilder und Ausdrücke, ja sogar die nämlichen Reime aufzubieten. Von einer Braut sagt er 1. S. 81.

In ihrer Myrtenkrone,
In lilienweiser Seide,
Im bräutlichen Geschmeide,
Wem blüht die junge Braut?

Daß er dieselben Worte in demselben Liede, S. 84. wiederholt, wollen wir ihm nicht anrechnen, da er in dieser Wiederholung Nachdruck und Anmuth gesucht hat; aber warum in Elldor und Elldore, S. 190. wieder:

In deinem Brautgeschmeide
In deinem Myrthenkranz sey mir gegrüßt!
In deiner weißen Hochzeitsseide
Bist du die schönste Braut, die je ein Mann geküßt.

und in Schön Hedchen, S. 218.

Die bräutliche Seide, der heilige Kranz —

und in Holdy und Hulda, S. 339.

Du, in deinem Brautgeschmeide,
Deiner hochzeitlichen Seide — —

Die Vergleichung eines unschuldigen Mädchens mit einer Lilie ist ebenfalls einer von Hrn. K. Lieblingsplätzen. Wir wollen hier nur einige Stellen anführen, wo sie mit den nämlichen Umgebungen vorkömmt. I. S. 308.

Ida, Ida, meine Süße,
Meine Edle, Liebliche,
Schöne, volle, rothe Rose,
Reine, weiße Lilie.

II. S. 72.

— Molly, Molly, Liebliche,
Reine, duftende Narcisse,
Ungesonnte Lilie,
Unentadelte Melisse.

II. S. 189.

Süße, Reine, Makellose,
Edle, Theure, Treffliche,
Ungeschminkte rothe Rose,
Unversehrte Lilie,
Anmuthreiche Anemone ꝛc.

Uebri-

Uebrigens liebt Hr. K. nichts so sehr, als diese Apotheosen seiner Geliebten und Freundinnen durch eine Reihe von Epitheten, die er, wie es eben das Sylbenmaas und der Reim mit sich bringt, so lange häuft, bis jenes ausgefüllt und dieser gefunden ist. I. S. 73.

— Sage, meine Liebliche,
Meine Süße, meine Reine,
Meine Sehnsuchtswürdige,
Meine auserwählte Eine,
Sage, wolltest Du nicht mein,
Wohl nicht ganz die Meine seyn?

I. S. 339.

Hulda, Hulda, meine Eine,
Meine Süße, meine Reine
Bist Du wahrlich ewig mein?

I. S. 323.

Sie die Holde, sie, die Eine,
Meine Süße, meine Reine,
Die mein Herz unsäglich liebt;
Sie ist's, sie, die Langentbehrte,
Vielgewünschte, Heißbegehrte — —

Diese Stellen, in denen der Reichthum an Worten eine wahre Armuth ist, können zu gleicher Zeit die gänzliche Geistlosigkeit verrathen, zu welcher Hrn. K. reimende Muse leider nur allzu oft, und bisweilen selbst da herabsinkt, wo sie einen recht hohen und kühnen Flug zu nehmen versprochen hat. Verse, wie folgende, (II. S. 73.) scheinen, dem Ausdrucke, der Gedankenleerheit und Reimerey nach, ein Wiederhall aus dem vorigen Jahrhundert,

hundert, oder ein Plagium aus Neukirchs Gedichten zu seyn:

Rosa, Schwester, komm mit mir,
Laß uns im verschneyten Garten,
Im verstörten Blumrevier,
Blumen, die die Stürme sparten,
Blumen suchen, und daraus
Winden einen trauten Strauß.

Hier ist falber Rosmarin,
Hier ist ein Reseda-Sprößling,
Hier der Myrte Immergrün,
Hier ein später Nelkenschößling.
Rosen und Vergiß mein nicht,
Liebes Mädchen, sind' ich nicht.

Wüßte ich, daß im Tannenthal,
In des Golchaberges Gründen,
Auf dem alten Schanzenwall
Noch die wilden Nelken stünden —
Dich zu kränzen, Preißliche,
Flög' ich hin durch Eis und Schnee.

Luisens Antwort (I. S. 353.) ist ohngefähr in demselben Geschmack, nur daß hin und wieder in den geruchlosen Kranz altväterischer Reimerey ein Blümchen moderner Sprache auf eine barokke Weise eingeflochten ist. Luise versichert ihrem Geliebten, daß sie ihn nimmer vergessen werde, und führt deshalb eine Menge von Gründen an, die sie zehnmal nach einander in dieselben Verse einfaßt:

Wie könnt' ich Dein vergessen!
— — — —

Ge-

Geliebter, nimmer, nimmer
Vergißt Luise Dich.

und nachdem sie diese Wendung erschöpft oder abgenutzt glaubt, ändert sie dieselbe in die Worte um:

Ich kann Dich nicht vergessen.

Mit einer leisen und etwas einförmigen Melodie gesungen, müssen Stanzen, wie folgende — und die meisten übrigen in diesem Liede sind ihnen ziemlich gleich, — wenigstens die Wirkung haben, den scheidenden Geliebten durch einen sanften Schlaf in ein süßes Vergessen seines Vorhabens zu wiegen:

Wie könnt' ich Dein vergessen!
Vergessen je der Qualen,
Womit aus goldnen Schalen
Die Liebe tränkte mich!
Was ich um Dich gelitten,
Was ich um Dich gestritten,
Sollt' ich vergessen? Nimmer
Vergißt Luise Dich.

— — —

Ich kann Dich nicht vergessen,
Des Nachts auf meinem Bette
Gemahnt mich's oft, als hätte
Dein Arm umschlungen mich.
Des Wächters Rufen weckt mich.
Ein plötzlich Rauschen schreckt mich.
Allein bin ich im Dunkel,
Und weine still um Dich.

Reime von der Art, wie die hier bezeichneten, finden sich in diesem Schlafliede noch einige:

Ach, unauslöschlich klingt es
In meinen Ohren, singt es
In meinem Herzen. —

und weiter hin:

Auf meinen Lippen glühn sie,
In meinen Adern sprühn sie.

So Gehalt- und Gedankenlos ist freylich nur ein Theil dieser Gedichte; aber, daß Hr. K. auch nur diesen Theil in seine Sammlung aufnehmen konnte, beweißt entweder übermäßige Schätzung ihres Werthes, oder Verachtung des Publikums. Wir wollen lieber das erste glauben, da uns überall in dieser Sammlung so viele Beweise eines ungleichen und ungebildeten Geschmackes in die Augen fallen. Es ist vielleicht nicht ein einziges Gedicht derselben, das nicht entweder durch Mangel an Haltung, oder durch die Unbestimmtheit seines Ganges, oder durch verschrobene Empfindungen, Trockenheit, unächte Begeistrung, eine ungleichförmige, oft seltsame Sprache, oder wenigstens durch kleine Vergehungen gegen die mechanischen Gesetze der Poesie das Gefühl beleidigte und oft, durch die Anhäufung mehrerer dieser Fehler, zurückstieße. Da wo seine Muse einen höhern Flug nimmt, — und dieses sind unstreitig die bessern seiner Werke — streift er bisweilen in das Gebiet des Abentheuerlichen und Gräslichen; und in seinen philosophischen Oden stürzt er sich oft in einen Abgrund, aus welchem er nichts als Galimathias und Phöbus herausbringt. Der Hymnus an

Laß sie trauren, und traure nicht mit. Im kehrenden Frühling
Hört sie Dich einsam im Busch
Eine Nachtigall klagen, und weinet Die Thränen der Rührung. —
Zwar auch die Nachtigall stirbt;
Aber es keimt aus der Nachtigall Asch' ein blühendes Mägdlein,
Edel von Anstand und Wuchs,
Schlank und zierlich, wie unter den Blumen Emma einhergeht.
Sey mir, schlanke Gestalt,
Sey mir gegrüßt! — Auch Du wirst sterben — nicht sterben — nur reifen
Wirst Du, holdes Gebild,
Reifen vom Mädchen zum Engel, vom Engel zum Seraph. —

So wie sich hier der Dichter in einer ganzen Reihe von Ideen wiederholt, eben so pflegt er zur Bezeichnung gewisser Gedanken immer die nämlichen Bilder und Ausdrücke, ja sogar die nämlichen Reime aufzubieten. Von einer Braut sagt er 1. S. 81.

In ihrer Myrtenkrone,
In lilienweiser Seide,
Im bräutlichen Geschmeide,
Wem blüht die junge Braut?

Daß er dieselben Worte in demselben Liede, S. 84. wiederholt, wollen wir ihm nicht anrechnen, da er in dieser Wiederholung Nachdruck und Anmuth gesucht hat; aber warum in Elldor und Elldore, S. 190. wieder:

In deinem Brautgeschmeide
In deinem Myrthenkranz sey mir gegrüßt!
In deiner weißen Hochzeitsseide
Bist du die schönste Braut, die je ein Mann geküßt.

und in Schön Hedchen, S. 218.

Die bräutliche Seide, der heilige Kranz —

und in Holdy und Hulda, S. 339.

Du, in deinem Brautgeschmeide,
Deiner hochzeitlichen Seide — —

Die Vergleichung eines unschuldigen Mädchens mit einer Lilie ist ebenfalls einer von Hrn. K. Lieblingsplätzen. Wir wollen hier nur einige Stellen anführen, wo sie mit den nämlichen Umgebungen vorkömmt. I. S. 308.

Ida, Ida, meine Süße,
Meine Edle, Liebliche,
Schöne, volle, rothe Rose,
Reine, weiße Lilie.

II. S. 72.

Molly, Molly, Liebliche,
Reine, duftende Narcisse,
Ungesonnte Lilie,
Unentadelte Melisse.

II. S. 189.

Süße, Reine, Makellose,
Edle, Theure, Treffliche,
Ungeschminkte rothe Rose,
Unversehrte Lilie,
Anmuthreiche Anemone ꝛc.

Uebri-

Uebrigens liebt Hr. K. nichts so sehr, als diese Apotheosen seiner Geliebten und Freundinnen durch eine Reihe von Epitheten, die er, wie es eben das Sylbenmaas und der Reim mit sich bringt, so lange häuft, bis jenes ausgefüllt und dieser gefunden ist. I. S. 73.

— Sage, meine Liebliche,
Meine Süße, meine Reine,
Meine Sehnsuchtswürdige,
Meine auserwählte Eine,
Sage, wolltest Du nicht mein,
Wohl nicht ganz die Meine seyn?

I. S. 339.

Hulda, Hulda, meine Eine,
Meine Süße, meine Reine
Bist Du wahrlich ewig mein?

I. S. 323.

Sie die Holde, sie, die Eine,
Meine Süße, meine Reine,
Die mein Herz unsäglich liebt;
Sie ist's, sie, die Langentbehrte,
Vielgewünschte, Heißbegehrte — —

Diese Stellen, in denen der Reichthum an Worten eine wahre Armuth ist, können zu gleicher Zeit die gänzliche Geistlosigkeit verrathen, zu welcher Hrn. K. reimende Muse leider nur allzu oft, und bisweilen selbst da herabsinkt, wo sie einen recht hohen und kühnen Flug zu nehmen versprochen hat. Verse, wie folgende, (II. S. 73.) scheinen, dem Ausdrucke, der Gedankenleerheit und Reimerey nach, ein Wiederhall aus dem vorigen Jahrhundert,

hundert, oder ein Plagium aus Neukirchs Gedichten zu seyn:

Rosa, Schwester, komm mit mir,
Laß uns im verschneyten Garten,
Im verstörten Blumrevier,
Blumen, die die Stürme sparten,
Blumen suchen, und daraus
Winden einen trauten Strauß.

Hier ist falber Rosmarin,
Hier ist ein Reseda-Sprößling,
Hier der Myrte Immergrün,
Hier ein später Nelkenschößling.
Rosen und Vergiß mein nicht,
Liebes Mädchen, sind' ich nicht.

Wüßt' ich, daß im Tannenthal,
In des Golchaberges Gründen,
Auf dem alten Schanzenwall
Noch die wilden Nelken stünden —
Dich zu kränzen, Preißliche,
Flög' ich hin durch Eis und Schnee.

Luisens Antwort (I. S. 353.) ist ohngefähr in demselben Geschmack, nur daß hin und wieder in den geruchlosen Kranz altväterischer Reimerey ein Blümchen moderner Sprache auf eine barokke Weise eingeflochten ist. Luise versichert ihrem Geliebten, daß sie ihn nimmer vergessen werde, und führt deshalb eine Menge von Gründen an, die sie zehnmal nach einander in dieselben Verse einfaßt:

Wie könnt' ich Dein vergessen!

— — — —

Ge-

Geliebter, zimmer, nimmer
Vergißt Luise Dich.

und nachdem sie diese Wendung erschöpft oder abgenutzt glaubt, ändert sie dieselbe in die Worte um:

Ich kann Dich nicht vergessen.

Mit einer leisen und etwas einförmigen Melodie gesungen, müssen Stanzen, wie folgende — und die meisten übrigen in diesem Liede sind ihnen ziemlich gleich, — wenigstens die Wirkung haben, den scheidenden Geliebten durch einen sanften Schlaf in ein süßes Vergessen seines Vorhabens zu wiegen:

Wie könnt' ich Dein vergessen!
Vergessen je der Qualen,
Womit aus goldnen Schalen
Die Liebe tränkte mich!
Was ich um Dich gelitten,
Was ich um Dich gestritten,
Sollt' ich vergessen? Nimmer
Vergißt Luise Dich.

— — —

Ich kann Dich nicht vergessen,
Des Nachts auf meinem Bette
Gemahnt mich's oft, als hätte
Dein Arm umschlungen mich!
Des Wächters Rufen weckt mich.
Ein plötzlich Rauschen schreckt mich.
Allein bin ich im Dunkel,
Und weine still um Dich.

Reime von der Art, wie die hier bezeichneten, finden sich in diesem Schlafliede noch einige:

Ach,

Ach, unauslöschlich klingt es
In meinen Ohren, singt es
In meinem Herzen, —

und weiter hin:

Auf meinen Lippen glühn sie,
In meinen Adern sprühn sie.

So Gehalt- und Gedankenlos ist freylich nur ein Theil dieser Gedichte; aber, daß Hr. K. auch nur diesen Theil in seine Sammlung aufnehmen konnte, beweißt entweder übermäßige Schätzung ihres Werthes, oder Verachtung des Publikums. Wir wollen lieber das erste glauben, da uns überall in dieser Sammlung so viele Beweise eines ungleichen und ungebildeten Geschmackes in die Augen fallen. Es ist vielleicht nicht ein einziges Gedicht derselben, das nicht entweder durch Mangel an Haltung, oder durch die Unbestimmtheit seines Ganges, oder durch verschrobene Empfindungen, Trockenheit, unächte Begeistrung, eine ungleichförmige, oft seltsame Sprache, oder wenigstens durch kleine Vergehungen gegen die mechanischen Gesetze der Poesie das Gefühl beleidigte und oft, durch die Anhäufung mehrerer dieser Fehler, zurückstieße. Da wo seine Muse einen höhern Flug nimmt, — und dieses sind unstreitig die bessern seiner Werke — streift er bisweilen in das Gebiet des Abentheuerlichen und Gräslichen; und in seinen philosophischen Oden stürzt er sich oft in einen Abgrund, aus welchem er nichts als Galimathias und Phöbus heraufbringt. Der Hymnus an

Geliebter, nimmer, nimmer
Vergißt Luise Dich.

und nachdem sie diese Wendung erschöpft oder abgenutzt glaubt, ändert sie dieselbe in die Worte um:

Ich kann Dich nicht vergessen.

Mit einer leisen und etwas einförmigen Melodie gesungen, müssen Stanzen, wie folgende — und die meisten übrigen in diesem Liede sind ihnen ziemlich gleich, — wenigstens die Wirkung haben, den scheidenden Geliebten durch einen sanften Schlaf in ein süßes Vergessen seines Vorhabens zu wiegen:

Wie könnt' ich Dein vergessen!
Vergessen je der Qualen,
Womit aus goldnen Schalen
Die Liebe tränkte mich!
Was ich um Dich gelitten,
Was ich um Dich gestritten,
Sollt' ich vergessen? Nimmer
Vergißt Luise Dich.

— — —

Ich kann Dich nicht vergessen,
Des Nachts auf meinem Bette
Gemahnt mich's oft, als hätte
Dein Arm umschlungen mich.
Des Wächters Rufen weckt mich.
Ein plötzlich Rauschen schreckt mich.
Allein bin ich im Dunkel,
Und weine still um Dich.

Reime von der Art, wie die hier bezeichneten, finden sich in diesem Schlafliede noch einige:

Ach, unauslöschlich klingt es
In meinen Ohren, singt es
In meinem Herzen, —

und weiter hin:

Auf meinen Lippen glühn sie,
In meinen Adern sprühn sie.

So Gehalt- und Gedankenlos ist freylich nur ein Theil dieser Gedichte; aber, daß Hr. K. auch nur diesen Theil in seine Sammlung aufnehmen konnte, beweißt entweder übermäßige Schätzung ihres Werthes, oder Verachtung des Publikums. Wir wollen lieber das erste glauben, da uns überall in dieser Sammlung so viele Beweise eines ungleichen und ungebildeten Geschmackes in die Augen fallen. Es ist vielleicht nicht ein einziges Gedicht derselben, das nicht entweder durch Mangel an Haltung, oder durch die Unbestimmtheit seines Ganges, oder durch verschrobene Empfindungen, Trockenheit, unächte Begeistrung, eine ungleichförmige, oft seltsame Sprache, oder wenigstens durch kleine Vergehungen gegen die mechanischen Gesetze der Poesie das Gefühl beleidigte und oft, durch die Anhäufung mehrerer dieser Fehler, zurückstieße. Da wo seine Muse einen höhern Flug nimmt, — und dieses sind unstreitig die bessern seiner Werke — streift er bisweilen in das Gebiet des Abentheuerlichen und Gräslichen; und in seinen philosophischen Oden stürzt er sich oft in einen Abgrund, aus welchem er nichts als Galimathias und Phöbus herausbringt. Der Hymnus an

die Liebe, (I. S. 7.) bietet hierzu glänzende Belege dar. In der ersten Stanze ist die Liebe ein Bund, eine Symphonie, ein Kelch, ein Quell, ein Palladium, eine Religion, ein Bad — alles auf einmal. Gleich darauf verwandelt sie sich in einen überirdischen Glanz, in eine Friedensstifterin, und endlich in eine Art von Wirthin, welche die Wanderer auf dem Pfade des Lebens mit ihrem Labewein stärkt. In der dritten Strophe wird sie ein Mystagog:

Enträthsle uns die Ziffern
Der aufgerollten Flur,
Des Himmels goldne Chiffern,
Das Sanskrit der Natur.
In Formen, Farben, Tönen,
Im Guten, Wahren, Schönen,
Enthüll' uns leis' und liebend
Des Demiurgos Spur.

Nach einigen andern Forderungen des Dichters an diese wandelbare und gelehrte Gottheit, läßt er sie wieder werden, was sie schon einmal gewesen ist, ein überirdisches Licht, das auf dem Wege des Todes leuchten soll:

Und wann wir nun am Rande
Des öden Diesseits stehn,
Und zu dem stillen Lande
Hinüber sehnend sehn;
So lächl' uns, Glanz aus Eden,
Und durch des Hades Oeden
Laß sel'ger Ahndung trunken
In jene Fern uns gehn.

In

Jene Ferne will uns der Dichter als das Land einer reinen moralischen Freyheit schildern, in welchem diese, unbeschränkt durch die Materie, wirkt; wo sich Neigung und Pflicht vereinigt, und die Tugend nicht mehr ein Kampf, sondern eine Freude ist. Diese Begriffe zu beseelen, bedurfte es etwas mehr als einiger schielenden Metaphern und Beywörter:

Wo mit des Stoffes Schranken
Die Freyheit nicht mehr ringt;
Wo nimmer den Gedanken
Das Element bezwingt. (?)
Wo Neigung und Vergnügen
Die kalte Pflicht umschmiegen,
Und brünstig das Entzücken
Sich um die Tugend schlingt.

Nachdem der Dichter die Liebe bis in die Gegenden eines zweyten Lebens, des Lebens nach dem Tode geführt hat, und man ihn schon am Ziele seiner Laufbahn glaubt, hebt er, man sieht nicht aus welchem Anstoß, von neuem an, die Kräfte und Eigenschaften seiner Göttin zu preisen und sie mit einem ganzen Krame seltsamer Prädikate zu überschütten:

Nein, Liebe, Gut der Güter,
Der Körper Eurythmie,
Blutsfreundschaft der Gemüther,
Nie, nie versiegst du, nie.
Wer hallt die Weltenballe? *)

Wer

*) Vergl. II. S. 181. und S. 246.

Wer eint die Geister alle?
Du thust es, Quell der Schwere,
Und Quell der Sympathie.

Es schlägt der Puls der Liebe
Im Punkt des Embryo;
Es jubelt Liebe, Liebe!
Das All Unisono.
In immer engern Kreisen,
In immer brünstigern, reisen
Die Sonnen, Monden, Erden,
Um ein unnennbar Wo.

Kann man seltsamer dichten? wenn es anders dichten heißen darf, Bilder und Metaphern ganz willkührlich durch einander zu werfen, und die Einbildungskraft durch diesen Wirrwar einer ungeschickt dirigirten Zauberlaterne in Verlegenheit zu setzen? Wie soll eine Eurythmie, eine Blutsfreundschaft versiegen? wie soll ein Quell, und noch obendrein ein Quell der Schwere Welten zusammen ballen, und die Geister vereinigen? — Und kann man die Philosophie in der Poesie, oder die Poesie in der Philosophie ärger misbrauchen? Gewiß heißt dieß nicht den Gedanken mit Bild und Harmonie beseelen, sondern ihn durch einen Ballast poetischer Phrasen, die man ohne Ordnung auf ihn wirft, in die tiefste Tiefe versenken.

Diesem Hymnus gleichen sehr viele Gedichte dieser Sammlung. Nur in wenigen fühlt man den Hauch einer reinen und wahren Begeistrung; bey weitem die größere Menge zeugt entweder von einem gänzlichen Mangel derselben, oder von einer

bloß

bloß physischen Wärme und Heftigkeit, deren Erscheinungen von einer ganz entgegengesetzten Art sind. Sie haben einen Schein des Lebens, aber das eigentliche Princip desselben, der beseelende Geist, welcher das Innere des Stoffes in allen seinen Theilen durchdringt und erregt, das Mannichfaltige zur Einheit rundet, und, obgleich nur spielend, Wunder von Kraft und Wirksamkeit hervorbringt — diesen vermißt man, trotz des großen Aufwandes von poetischem Apparat, nur allzu oft. Nur wenige Stücke lassen daher einen bestimmten, reinen und tiefen Eindruck zurück. Auch die bessern erscheinen wie eine — bisweilen schlecht genug geordnete — Sammlung bunter Schmetterlinge, oder wie ein Beet voll Blumen, deren eine die andre drängt, und in ihrer Entwicklung hindert.

In der That scheint Hr. K. für eine schöne Harmonie der Farben, für Einheit des Tons, für die gefällige Verschmelzung einer Tinte in die andre, für das Fortschreiten einer Idee und eines Bildes — wenig Sinn und Gefühl zu haben. Man möchte glauben, daß er alles schreibe, was ihm in die Gedanken kömmt, und so lange schreibe, bis er den eben gesammelten Vorrath ausgeschüttet habe. Viele Mühe wenigstens kann ihm die Auswahl und Zusammenstellung seiner Ideen nicht gemacht haben.

In dem Hymnus an die Tugend, (I. 13.) verspricht er ein heißes und kühnes Lied zu singen, damit jeder, der die Tugend verkannte

Schnell aufspringe, die Höhe zu suchen, und wer sie errungen,
An die Brust sie drücke, mit voller Bräutigamsinbrunst.

Solche Verheißungen im Anfange eines Gedichtes, die eine bestimmte Wirkung in dem Gemüthe des Lesers zu erwecken versprechen, sind immer mißlich. Der Dichter mag seine eigenen Empfindungen ausdrücken, er mag sich von der Wichtigkeit seines Gegenstandes durchdrungen zeigen; dieß ist das einzige Mittel, auch dem Leser ein gleiches Interesse mitzutheilen: aber diesen bestechen zu wollen, und ihn gleich im Anfange zu sagen, wie ihm am Ende zu Muthe seyn müsse, dürfte immer eher die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. — Er wendet sich hierauf an die Tugend, und bittet sie um die Offenbahrung ihrer Schönheit. Sie zeigt sich ihm

Geschmückt mit herzbesiegenden Reizen
—Edel die Stirn gewölbt! Das gebietende Auge
Flammenschleudernd! Die Wangen geröthet von Thatenbegierde!
Lilienweiß ihr Gewand, geschürzt mit dem Gürtel Aurorens.

Indem wir noch beschäftigt sind, diese Gestalt zu fassen, verwandelt sie sich, gleichsam unter den Händen des Dichters, in eine Rebe, die, vom Schöpfer gepflanzt, zum Weinstock gediehen sey, welcher in purpurnen Trauben den köstlichsten Heilsaft enthalte. Nachdem der Dichter hierauf ihre

Süßig-

Süßigkeit und Stärke geschildert hat, hält er auf einmal inne, und fordert sein Lied auf — damit dich der Spötter des Dünkels (?) nicht zeihe — zu melden, was Tugend sey, um dann selbst des Dünkels spotten zu können. Diese Aufforderung, — deren angebliche Absicht uns ziemlich räthselhaft scheint — möchte wohl, nach der vorausgegangenen Schilderung der Persönlichkeit und Eigenschaften der Tugend, etwas unzeitig seyn; so wie die folgende Anrede an die Begeisterung gewiß kein Beweiß von Begeisterung ist:

Hemme den Flug ein wenig, Begeisterung! Laß uns die Schwester,
Laß uns, was Tugend sey, die kühle Denkerin fragen.

Wie? möchte man hier fragen, der Dichter, ein Schüßling der Götter, er, dem sie alles vertrauen, dem sie ihr höchstes und geheimstes in den Busen legen, der in dem Heiligthume seines Innern alles, was göttlich ist, aufbewahrt und in heller Klarheit erblickt, — dieser muß, um zu erfahren, was Tugend sey, bey der Philosophie in die Schule gehn? er muß sogar dem göttlichen, alles lehrenden Wahnsinn der Begeistrung Einhalt thun, um jene Lehre zu vernehmen? O gewiß ist es mit dieser zahmen, auf Befehl kommenden und gehenden Begeistrung nur ein Scherz! der Dichter hat sie niemals gefühlt.

Wenn wir nun Achtung geben, was die kühle Denkerin dem Dichter auf sein Befragen meldet,

so erfahren wir, mit einigem Erstaunen, daß die Tugend des Gemüthes kostender Gaumen, sein Ohr und Auge, ja, sein Schritt auf dem geraden Pfade des Rechtes sey. Wir können nicht sagen, daß dieß sehr philosophisch sey; es ist aber auch eben so wenig poetisch, sondern nur seltsam und abentheuerlich. Doch übertrifft sich Hr. K. noch in folgender Schilderung, die ebenfalls eine Eingebung der Philosophie seyn soll:

Bist Du nicht, Hehre, der Saiten der Seele
lauterste Stimmung,
Ihr harmonischer Einklang in die Akkorde der
Schöpfung,
Ihr Einfugen im Gliederbau der sittlichen Ord-
nung,
Ihr Behagen an sich, ihr Gernedaheimseyn,
ihr Jauchzen
In sich selbst, im Lebensgefühle der vollen
Gesundheit.

Nach diesen mystischen Beschreibungen, deren eine die andere erdrückt, ist es eben nicht unerwartet, die Tugend als eine reine Jungfrau auftreten zu sehn, aus deren züchtigem Schooße Söhne und Töchter hervorgegangen sind. Der Dichter schildert diese Kinder, die zarten

Reinen Täublein, die freudigen Sonnanfliegen-
den Adler;

zuerst den geraden Sinn, dann die Unschuld:

Siehe, wie birget so blöde sich hinter dem
schattenden Mayen,

Wie

Wie so sittsam verhüllt, umrollt von fließenden Locken,
Feuernd die Wange von Schaam, die Brust von Rosen umduftet. — —
Ach, wie senkt sich ihr Blick vor jedem fremderen Anblick!
Ach, wie erschrickt ihr Ohr vor jedem leisen Geflüster!
Ach, wie zittert ihr Herz von ungestandnen Gefühlen!
Warum fliehst Du, wie schüchterne Rehe des Waldes, Geliebte?

Es ist sehr gut, daß der Dichter den Namen der Unschuld ausdrücklich genannt hat; außerdem möchte man sie in dem Gemählde schwerlich erkannt haben. Die hier zusammengestellten Züge gehören offenbar nicht ihr, sondern der Blödigkeit und weiblichen Schüchternheit an.

Unter den Kindern der Tugend tritt auch der Heldenmuth auf, dem der Dichter eine Lanze

gestählt in Sirius feurigem Ofen

in die Hand giebt, um mit dieser die Unschuld zu schirmen und zu vertheidigen.

Jede grelle Gefahr, die, ein Riesengebirg', vor ihm aufsteigt,
Ueberspringt er, wie Maulwurfshügel. Der Tück' und der Bosheit
Schleudert er Kling' und Schaft der splitternden Lanz' an die Stirne.
Sieh, wie er spottet in seinem Vermögen des Wütherichs Ohnmacht!

Der erste Theil dieser Schilderung ist abentheuerlich; der andere unedel. Wenn auch der Held bisweilen dem besiegten und entwafneten Feinde seine Verachtung auf eine so thätliche Weise zu erkennen giebt, so ziemt dieses doch dem Heldenmuthe nicht. — Nach der Aufzählung der einzelnen Tugenden preißt der Dichter das Glück der Tugendhaften, und bittet um den Schutz der Göttin, auf den er unter andern auch darum Anspruch macht, weil er ihr

wie der Amme der Säugling, entgegengezappelt

habe. — Zuletzt schildert er die Unveränderlichkeit und Ewigkeit der Tugend mitten unter dem Veränderlichen und Hinfälligen. Das Horazische si fractus illabatur orbis — wird hier auf folgende Weise ausgemahlt.

Horch, wie ächzet, wie stöhnet des Weltalls mächtige Axe!
Schau, es brechen die Angel der Erde. Die Sparren des Himmels
Krachen. Der Feste lasurene Wölbungen trümmern. Der Himmel
Krümmet sich in Gebährerinwehn, ermannet sich, schüttelt
Sonnen und Erden und Sterne hinunter. Die taumelnden Welten
Stürzen zusammen in Schutt nnd Graus. — Die göttliche Tugend
Flüchtet die scheiternden Trümmer hindurch, durch die stiebende Asche,

Durch

Durch der berstenden Balke Geschrey, und die wehenden Flammen
Hoch hinauf zum Stuhle des ewig lebenden Vaters.

Wir gestehen, daß uns die zwey Züge, mit denen der römische Lyriker das Bild des großen und tugendhaften Mannes vollendet, viel erhabner dünken, als dieses Gemählde des einstürzenden Weltalls, das mit seinen krachenden Sparren und seiner lasurnen Kuppel höchstens das Bild eines stattlichen Pallastes giebt. Was aber noch weiter folgt, könnte fast als ein Versuch angesehen werden, das Gefühl des Erhabenen durch das Komische hervorzubringen; aber das Bild des sich in Geburtsschmerzen krümmenden Himmels erinnert offenbar zu stark an den Dichter, dem, in seinen Bestrebungen etwas ähnliches begegnet, um uns nicht von dem Gegenstande abzuziehn. — Die Tugend, welche sich durch die Trümmer hindurch flüchtet, zeigt in diesem Akte nicht mehr Würde, als die homerische Aphrodite, da sie, vom Sohne des Tydeus verwundet, zum Olymp empor flieht; und das, was zur Vollendung des Bildes noch hinzugesetzt wird — daß sie die Rechte des sie schirmenden Vaters küsse, und daß dieser sie umfängt und in seinem sichern Schooße birgt, hebt sie in unsern Augen nicht höher.

Etwas weiter hin stoßen wir auf eine allegorische Fiction, die Unschuld betitelt, die außer dem Hauptfehler, daß sie weder ein reines poetisches Gesicht noch eine bloß allegorisch ausgedeu-

tete Begebenheit (wie eine äsopische Fabel) ist, noch mannichfaltige Beweise eines großen Mangels an Haltung und vorzüglich einer häßlichen Heftigkeit darbietet. Der Dichter geht am Abend an der Warne spatzieren.

Rechts beschattet ihn
Ein Hayn voll Säusel Gottes; links die Kraft
Des regen Waizens.

Er legt sich nieder an den Fluß, wo Gottes Hauch ihn umsaußt, und erblickt einen glänzend weißen Schwan heranrudern. Die Sonne sinkt und Gottes Odem hauchte leiser. Auf einmal ertönt das Lied des Schwans. Die Wirkungen dieses Liedes werden schön beschrieben:

Ich schmolz in süße Wehmuth. Zwar vernahm
Ich nicht des Liedes Worte; doch sein Klang
Durchschütterte mich mächtig, wiegte mich
In tiefe Träumereyen ein. Ich sah,
Ich hörte Mütter, die, dem Grabe nah,
Die Kinder ihres Herzens segneten,
Und Jungfraun, die zu ewiger Reinigkeit
Sich Gott gelobten; u. s. w.

Auf einmal erhebt sich eine Schaar unreiner Vögel mit wildem Geschrey, verdüstert Gottes Tag und übertäubt den Gesang des Schwanes. Was thut der Dichter bey dieser Erscheinung?

Und ich ergrimmt im Geist. Mein Herz erschwoll
In bitterm Unmuth, daß des Kläffers Hohn
Dich,

Dich, heil'ge Unschuld, vergewaltigte.
Ich wälzte mich am blumenvollen Strand,
Erquetschte Veilchen und Vergißmeinnicht,
Entrauft' erzürnt dem wilden Rosenstrauch
Sein grünes Haar, und streut' es in den Wind.

Nach diesem Ausbruche des Wahnsinns, — denn wie kann man ein solches Benehmen unter solchen Umständen anders nennen? — erblickt er den Schwan still und ruhig den Fluß hinab schwimmen. Seine Feinde ergrimmen über seine Ruhe und bewerfen ihn mit Koth, und sein glänzendes Gefieder wird beschmutzt. Der Dichter fällt in eine neue Krisis:

Und heißer noch ob solcher Ungebühr
Ergrimmet, raffet ich im Zorn mich auf.
Ich hob den Arm in die Unendlichkeit,
Zum Sitz des Ewigen den Flammenblick
Empor, und rief — der Eichwald rief es nach ꝛc.

Der Schwan giebt ihm nun zum zweytenmale die gute Lehre, daß man nicht so vielen Lärmen um nichts machen müsse, taucht unter, wäscht sich den Schmutz ab und kömmt gereinigt wieder zum Vorschein: der Vogel Gottes schwamm dahin:

Angeweht
Von Gottes Hauch, vom letzten rothen Strahl
Des Tags umgoldet, ruderte er dahin
In stillem Ernst.

Nun schämt sich der Dichter seines rohen Ungestüms und erkennt die Unwandelbarkeit der Unschuld.

schuld. Er bittet sie, auch ihm treu und hold zu bleiben:

— Klaffen mag
Der Kläffer, zähnefletschen mag der Neid;
Dein Kleid bleibt weiß, dein Antlitz ewig hell.

Diese Allegorie, in welcher eigentlich nur der metaphorische Ausdruck der reinen schwanenweißen Unschuld mit einem großen Aufwande von Worten auf eine widerliche Weise ausgeführt ist, erinnert uns an eine andre abentheuerliche Allegorie der nemlichen Tugend I. S. 361., in der es der Dichter wenigstens nicht an bunten Farben hat fehlen lassen;

Im Liliengewand, in abendrothem Glanze
Sitzt hoch auf einem Regenbogenthron
Die Unschuld. Ihre Stirn, vom Amarantenkranze
Umschattet, blickt nicht Trotz noch Hohn.
Doch blickt sie Würd' und Ruh. Der Spürhund Argwohn wittert,
Die Dogge Klatschsucht bellet um sie her.
Ihr Schneegewand bleibt weiß. Ihr Stuhl bleibt unerschüttert,
Und ihre Stirne wolkenleer.

Daß, trotz des Bellens und Witterns der Hunde, das Gewand der Unschuld weiß und ihr Thron unerschüttert bleibt, ist in der That keine unerwartete Erscheinung; aber desto unerwarteter ist, was gleich darauf von der Unverzagtheit des Unschuldigen in Gefahren gesagt wird:

Ihm

Ihm rauscht der Wolkenbruch, wie Mayenregenschauer,
Ihm säuselt Boreas, wie Sommerabendkühl.

Uebertreibungen dieser Art, welche alle Wahrheit und Schönheit der Darstellung schlechterdings zu Grunde richten, und die ihr Daseyn einem wilden rhetorischen Ungestüm, dem Bestreben, immer außerordentlich und neu zu seyn, verdanken, sind in Hrn. K. Gedichten so häufig, daß nicht leicht eines derselben ganz frey davon ist. Nirgends begnügt er sich mit einem starken Ausdrucke, es muß der stärkste; nie mit einem nachdrücklichen, es muß der heftigste seyn. Was andern nur tönen würde, brüllt ihm; wo andre eilen, da stürmt er; eine sehnsuchtsvolle Begierde heißt ihm eine lechzende, ein dunkles Grab nennt er (II. S. 103.) mohrenschwarz, eine vom Winde hin- und hergetriebene Nelke eine wettergegeißelte (I. 286.) und das γλυκυπικρον der Liebe nennt er S. 250. eine zerfolternde Lust, und S. 302. paradiesische Qualen, folternder Seligkeit Last. Ein schlanker schöner Jüngling ist ihm nicht etwa schlank, wie eine Tanne, sondern (I. S. 201.

Die schlankste Tann' im Hayne
Wich ihm an schlanker Höh':

wodurch die Handlung offenbar in das Land der Hünen und Riesen gespielt wird; und nicht bloß die Liebe seiner Freundin, sondern schon ein Ni-

cken,

cken, (ein Nick sagt Hr. K. I. S. 195.) ein Wink beglückt ihn so, daß er die Tücke keines Schicksals mehr fürchtet: wenn sie dagegen Kälte zeigt, oder nach Hrn. K. Ausdruck, wenn düstre Kälte sie umstarrt, wenn sie ihm nicht winkt, oder ihn nicht anblickt

Dann möcht er jach und grimmig
Die Welt zertrümmern sehn,
Und selbst, von ihren Trümmern
Umgraust, zu Grunde gehn.

Das Komische dieser Heftigkeit wird hin und wieder noch durch Ausdrücke und Wendungen erhöht, die ein Parodist der Manier dieses Dichters nicht glücklicher erfinden könnte. So läßt er S. 150. in einer Ode den Sturm die Höhen stäupen und den Wald zausen; fragt hierauf den Tobenden: warum er sein Halmdach raufe? und bietet endlich dem Wogenthürmer Trotz. — Doch bald besinnt er sich eines bessern und erklärt dem Orkan, daß er ihn liebe, weil es schön und fürchterlich sey, wenn er die Saaten niedermähe, den stolzen Forst mit seinen Armen geißele, das Meer erwühle und das Vermögen desselben zerstäupe. Gleich darauf besingt er die Drommette, — die Tochter der Wuth und die Zunge Gottes, — die ihm öfters die Seele himmelaufwärts gestürmt habe; preißt ihren Einfluß auf die Schöpfung des Chaos und auf die Gemüther der Tanzenden — wenn sie das Saitenspiel

Ueberbrülle

und

und vergleicht sie endlich mit dem süßlispelnden Klavier und der Flöte.

Doch ha!
Dein harmonisch Gewitter
Schwingt und schüttert mir jeden Nerv.

Ein andermal beklagt er das Verschwinden der Heldenzeiten; sie sind vorüber, klagt er

Vertreten die Spuren der Ahnentugend,
Verstürmt der Freyheit Donnerrufe,
Verbrüllt die Schlachten für das Vaterland.

Empfindliche Ohre werden die Sehnsucht des Dichters nach solchen lärmvollen Zeiten gewiß nicht theilen.

Zu dem Komischen in diesen Gedichten gehört die ceremoniöse Feyerlichkeit, mit welcher einige Gegenstände behandelt werden. In einem Selbstgespräche mit seiner Seele (I. 53.) fragt er sie, ob der Durst, den sie fühle, Durst nach Thaten, oder nach schnödem Golde sey? Aber in dem Augenblick setzt er hinzu, als ob er den Unwillen seiner Seele in ihren Augen gelesen:

Vergib! Ich wußt' es, nie,
Nie beugtest Du dem Götzen,
Unsterbliche, das Knie.

In dem Brautgesange Holdy und Hulda, (I. 339.) sehen wir das Brautpaar einander mit großer Zierlichkeit und unter mancherley Verbeugungen gegenüberstehn:

Holdy.

Du, in deinem Brautgeschmeide,
Deiner hochzeitlichen Seide,
Sey mir tausendmal gegrüßt.

Hulda.

Du, mit deinen Flammenblicken,
Deinem Bräutigamsentzücken (?)
Sey mit Brautkuß mir gegrüßt.

Holdy.

Hulda, Hulda, meine Eine,
Meine Süße, meine Reine,
Bist du wahrlich ewig mein?

Hulda.

Ja, mein Liebling, mein Erwählter,
Mein Verlobter, mein Vermählter,
Ewig bin ich, ewig dein.

Endlich müssen wir hierher noch die unzeitige, oft überladene Gelehrsamkeit rechnen, die der Dichter in seinem nüchternen Rausche aufstellt. In einem Hochzeitliede an einen Arzt, S. 234. spricht er von den Schranken der Kunst, die dieser an dem Bette eines unheilbaren Kranken fühlt:

Du strebest zu retten,
Und strebest umsonst,
Dich fesseln die Gränzen
Der engen Kunst.
Du schmollest mit Swieten
Und Cullen und Stoll,
Und bietest Hygäen
Ein rasches Fahrwohl.

Ein

Ein andermal verfolgt er einen verstorbenen Freund (II. S. 125.) in sechs Stanzen durch den ganzen Sternenhimmel: und besucht mit ihm die seltensten und unbekanntesten Gestirne. Wir wollen hier nur einen kleinen Theil der Reisecharte mittheilen:

Landest itzt am Ufer der Hyaden,
Itzt am Archipelag der Plejaden,
Itzt an Wega's goldgedlegnem Strand?
Klimmst empor auf Schedir's Demantzacken?
Rollst hinab auf Enifs Flammennacken
An des Horizontes fernsten Rand?

Tauchest Dich in Alkarupo's Gluthen,
Badest Dich in Algols Feuerfluthen,
Schwimmst im silbernen Eridanus?
Steigst empor mit Rochabs Alpenwogen,
Schwimmst hinab des Milchwegs schroffen Bögen
Bis zum Flammenschleudrer Sirius?

— — — —

Bebst nicht vor Bellatrix Kriegsgerassel?
Nicht vor Betelgeuzens Polgeprassel?
Nicht vor Rigels furchtbarn Achsenschwung?

In so schwerfälligen, mühseligen Versen ist ein Flug durch den Aether eine Art von Alpenreise oder von Gemsenjagd, die man ohne vielen Schweiß und ohne oft den Athem zu verlieren nicht zu Stande bringen kann.

Es ist kein Wunder, daß ein Dichter, welcher auf diese Weise fliegt, jeden Augenblick in Gefahr

geräth, in die Tiefen herabzustürzen, sobald das künstliche Strohfeuer verlischt, durch dessen Hülfe er sich zu erheben pflegt. Wenn er natürlich, einfach, zärtlich und anmuthig seyn will, wird er daher häufig gemein und plat. Was kann z. B. gemeiner und armseliger seyn, als folgende Strophen aus einem didaktischen Gedichte an ein junges Mädchen, das sich ohne Innigkeit und Phantasie durch vierzehn Strophen fortschleppt:

Jeder Geck, der schöngeglättet,
Schöngefirnißt um Dich kriecht,
Sich in jede Deiner Launen
Schlangenschmeidig schmiegt und fügt,
Itzt mit schalem Scherz Dich peinigt,
Itzt mit Schmeicheln Dich entehrt,
Kennt nicht Deine wahre Würde,
Ist nicht Deiner Achtung werth.

— — — —

Aber wo Du einen graden,
Ernsten, festen Menschen weißt,
Der getrost das Unrecht Unrecht,
Und den Schurken Schurken heißt —
Wär' er niedrig, arm und einfach,
Träf' er schlecht und recht herein —
Dennoch ächt' ihn! dennoch strebe
Seiner Achtung werth zu seyn.

Wir haben schon oben bemerkt, daß Hr. K. die ossianische Manier nachzubilden versucht habe, und daß ihm dieses bisweilen gelungen sey. In den kleinen epischen Gedichten und einigen Elegien herrsche

herrscht hin und wieder das Colorit einer schwermüthigen Düsternheit und ein anziehendes Helldunkel, das zum Theil aus der Verbindung des Anmuthigen mit dem Schrecklichen; des Großen mit dem Zärtlichen entspringt, und durch die Scenen einer mehr wilden als schönen Natur unterstützt wird. In den Ralunken (I. S. 119) — einer Ritter- und Räubergeschichte des Mittelalters — zeigt uns der Dichter die großen und furchtbaren Gestalten seiner Helden auf dem heitern Grunde einer vom Abendlichte sanft beleuchteten Gegend, deren Betrachtung in seinem Gemüthe die begeisternde Erinnerung an die Tage der Vorzeit weckt und dem Gemüthe des Lesers mittheilt. Die schrecklichen blutdürstigen Räuber, ihre harte grimmige Mutter und die sanfte schöne Agathe, ihre Schwester, bilden eine anziehende, dem Charakter der Handlung angemessene Gruppe:

Schön war Agathe, ein freundlicher Stern bey rothen Kometen:
Blau ihr Aug'; ihr Haar, wie wehende Fäden zur Herbstzeit;
Schlank ihr Wuchs, wie die Fäden von Boldewitz Hainen; ihr Busen
Wie des hochhalsigen Schwans Gefieder am Busen der Prora.
Süßes Bangen beklemmt' ihr den Busen, ein Ahnen und Wähnen
Sinnend stand sie am Fenster im Dämmerstrahle des Morgens,
Sahe die Sonne den Fluthen entauchen. Wie brannten die Fluthen!

Sahe die Thürme der Stadt der Strahlen. Wie
strahlten die Thürme!
Sinnend stand sie am Fenster im Dämmer-
schimmer des Abends.
Sahe den Mond in den wühlenden Fluthen und
lauschte des Ostmeers
Dumpfem Grollen. Es schwellten ihr Seufzer
den Busen. Es wölkten
Süße Thränen ihr Auge. Doch plötzlich stürmte
die Mutter
Freudig herein u. s. w.

Die schrecklichen Scenen gewinnen bald die Oberhand, aber mitten aus ihnen strahlt Heregundes ahndungsvolle Trennung von ihren Eltern hervor. Sie wird von den Seeräubern gefangen genommen. Ihr Zustand in dem Augenblicke dieser Katastrophe wird mit wenigen, aber kräftigen Zügen dargestellt:

Bleich und starr, wie der Marmor, saß Here-
gunde; der Räuber
Einer faßt ihr höhnisch das Kinn: Du Zierlich
gelockte,
Freue Dich, Traute. Mein Arm hat eines
Weichlinges Bette
Dich entrissen. Nun sollst Du das Bett des
starken Nalunken
Schmücken. Dem Starken gebührt die Schö-
ne.« — Das zitternde Mädchen
Regte die Lippen und schwieg. So schweigt die
Taube dem Falken.

Wie viel mehr werth ist die weise Sparsamkeit, daß sie die Lippen regte und schwieg, als die üppige Wortfülle, mit der Hr. K. an andern Stellen seine Ideen belastet, und wovon auch dieses kleine Epos nicht frey ist. — Die Beschreibung der todten Agathe ist ohne Noth durch einen Zug entstellt worden, welcher den, nur für das Mitleiden bestimmten Gegenstand gräßlich macht:

Von einer seufzenden Pappel
Schwankendem Ast hing welk und schlaff die Erwürgte herunter.
Winde durchsausten ihr Haar. Vom Krampf des gewaltsamen Todes
War des Antlitzes Schöne verstellt. Aus brennender Stirne
Quollen die Augen hervor. Ihr Blut gefror und ihr Herz stand.

Der Schluß des Ganzen, welcher die unbefriedigte Sehnsucht des Dichters nach dem Großen und Herrlichen der Vorzeit ausdrückt, würde, wie uns dünkt, im Anfange einer solchen Dichtung mehr an seiner Stelle gewesen seyn. Der Wunsch, die Helden jener Tage zu sehn, konnte die Begeistrung vorbereiten; aber am Schlusse der Erzählung macht er die Begeistrung verdächtig, die dem Dichter alles schon gezeigt haben sollte, was er hier erst zu sehen wünscht:

— Wie still, wie schauerlich liegst Du, Ralow, vor mir! Wie streift der Mond die dämmernden Haine,

Und die glänzende Fluth! Wie schimmern im Thaue den Abhang
Deine schwimmenden Saaten hinab! Ihr Helden der Vorzeit,
Schön ist, und schaurig die Nacht. Entsteiget den Grüften, entschwebet
Euren stillen Gewölben, und wandelt im Kriegergeschmeide
Vor mir über. Mein Herz gelüstet die Starken zu schauen
Mit der kräftigen Faust, der benarbten Stirne, dem Gluthblick,
Mit der Sonnegebranntem Wang', und dem drallen Einherschritt.

In einem andern kleinen Epos, **Ritogar und Wanda**, (II. 5.) ist die Ausführung offenbar besser als die Anlage, doch auch die erstere nicht frey von dem Fehler der Uebertreibung, die nun einmal zu den Eigenthümlichkeiten dieses Dichters gehört. Die kühne Wildheit des Rugenkönigs und die sanfte Schönheit der muthigen Wanda ist mit kräftigen und größtentheils gefälligen Farben geschildert; aber weder der Feldzug des erstern, noch sein Tod, noch der Tod Wanda's steht mit den Umständen und Charakteren der Personen in gehöriger Uebereinstimmung. Daß Wanda mitten in der Feyer des Triumphes vom Wagen springt, einen Felsen erklimmt und sich in die Weichsel stürzt, ist, gegen den Zweck des Dichters, mehr überraschend als rührend; da hingegen, wenn sie den glänzenden Tag der Feyer in stummer Schwermuth ausgehalten und ihn endlich durch einen gewaltsamen Tod

getrübt

getrübt hätte, der Zweck der Rührung besser erreicht worden wäre; obgleich auf jeden Fall mehrere Motive zu dieser Handlung hätten herbeygeschaft werden müssen. Ritogar's männliche Schönheit allein wenigstens ist nicht hinreichend, in dem Herzen eines solchen Weibes eine so brennende Leidenschaft anzuzünden; und wenn sie es wäre, so würden seine feindseligen Handlungen — unter andern auch die Entführung, die Hr. K. für ein Motiv der Leidenschaft gelten lassen will — der Liebe ein vollgültiges Gleichgewicht entgegengesetzt haben.

Wir wollen zum Schlusse dieser Beurtheilung noch eine der vorzüglicheren Stellen aus der Elegie an Minona (II. 82.) ausheben:

Mädchen, noch trittst Du einher im Strahlengewande der Schönheit,
Leicht, wie ein athmender West, blühend wie Blüthe des Mays.
Deine Wange beschämt Aurorens glühende Wange:
Deines Busens Schnee blendet den blendenden Schaum,
Welcher den Fluthen entrollt. Der Locken dämmernde Nebel
Wallen ringelnd und voll rings um den wölbenden Hals.
Flamme des Himmels beseelt Dein schimmerrollendes (?) Auge,
Lautenlispel entquillt Deinem Gespräch und Gesang.
Aber wie bald, Geliebte, wie bald zerflattert der Schönheit

Seifenblase! wie bald sinket der nichtige Schaum!
Jene Rosen sind welk, und jene Lilienblüthen
Störte der Sturmwind herab; jenes gerinngelte Haar
Säuselt in weißen Locken um Deine gesunkene Schläfe;
Jener Schimmer erlischt; jenes Gelispel erstummt.
Wandrer kommen und fragen: »Wo ist die Blume der Schönheit,
Welche mit Blüthen und Duft schmückte das funkelnde Feld?«
Wandrer! sie ist nicht mehr; sie schläft den eisernen Schlummer.
Ihren eisernen Halm knickten die Stürme; der Duft
Ihres Kelches zerfloß in die Lüfte des Himmels; die Blätter
Flattern am Boden verstreut, treiben im Sturmwind umher.
Also ist das Loos der Erdenschöne gefallen.
»Blüh' und welk' und stirb'!« sprach das Verhängniß zum Staube.
Trauerst Du darum, Geliebte? Nein, traure nicht, meine Minona!
Sproßen, blühen, verblühn möge die Schöne des Staubs.
Eine Schöne giebt es, die nimmer verwelkt noch verduftet.
Eine Jugend, die nie kränkelt, noch altert, noch stirbt.
Wohlgeübte Kraft giebt unverwelkliche Jugend;

Ihren

Ihren Aufwand ersetzt jeder erwachende Tag.
Reine Herzensgüte gibt ewig grünende Schönheit,
Schönheit vor Menschen und Welt; Schönheit vor Engeln und Gott.
Solche Schönheit sey Dein! Mit solcher Jugend gegürtet,
Siehe mit Ruhe der Zeit rastlosem Flügelschwung zu.
Laß die Monde verrinnen, und laß die Jahre verrollen!
Laß sie mit donnerndem Sturz in der Vergessenheit Meer
Niederstrudeln. Die Wirbel des Strudels ergreifen nur Asche.
Ueber der staubenden Fluth schimmert der ewige Geist.
Laß die Rosen verblühn, und laß die Lilien welken!
Laß den schimmernden Stern sinken in ewige Nacht!
Laß die Säulen des Tempels zertrümmern: Die ewige Seele
Bleibet schön wie sie war, war sie nur weise und gut. u. s. w.

VI.

Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichkeit der Seele; nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus. Von Jean Paul. Erfurt, bey Wilh. Hennings, 1797. VI. S. Vorr. 148 und 212 Seiten. 8.

Das Kampanerthal ist bey weitem die vorzüglichere Hälfte des Buchs. Die Erklärung der Holzschnitte hat damit gar nichts zu schaffen, und ein Mann von ganz reinem, klassischem Geschmack hätte zwey so ungleichartige Stücke nicht unter Einen Titel verbunden. Auch hat jedes von beyden besondere Seitenzahlen. Die Verbindung ist also nur wieder eine von den vielen Sonderbarkeiten des Verfassers, von dem man bey allen seinen Werken sagen kann: cupiens *varia* fastidia *coena* vincere. Möchte gleich jener gerade dem Rezensenten Unrecht thun, der ihn trotz aller Seltsamkeiten liebt, zuweilen bewundert, wenn er auch ihm fastidia, und zwar tangentis male singula dente superbo, Schuld gäbe: so kann dieser doch nicht umhin, unter solche weitgesuchte Son-

berbarkeiten und raffinirte Spielereyen die Abtheilungen des Kampanerthals in die 501. bis 507. Stazion zu zählen. Wenn wird doch der geistreiche Verfasser dergleichen Armseligkeiten geistarmen Scriblern überlassen? Was würde er selbst von irgend einem vorzüglichen Maler unsrer Zeit, einem Füger, einem Namberg, sagen, wenn sie zu ihren seelenvollen Gemälden sich gar curiös geschnörkelte Rähmchen schnitzten?

Jean Paul (wollte Richter etwa gleich beym ersten öffentlichen Erscheinen durch diese Firma sich neben *Jean Jacques* seinen Platz bestimmen?) erzählt in Briefen an seinen edlen Freund Victor, den wir aus dem Hesperus kennen und schätzen, seine Wanderung durch das romantische Kampanerthal (bekanntlich im Departement der obern Pyrenäen), und die dabey gehaltenen Gespräche über Unsterblichkeit der Seele.

Den Hintergrund des Gemäldes macht eine abwechselnde, bald liebliche, bald erhabene Landschaft, mit dem warmen Pinsel eines Claude Lorrain gemalt, von welchem der Dichter jedoch zu oft sich darin unterscheidet, daß er mit ängstlichem Niederländischen Fleiß die kleinsten Blümchen und Käferchen ausführt. Doch ist dieß hier nicht völlig so weit getrieben, als z. B. im Hesperus. Bey alle dem haben Jean Pauls Naturgemälde, unter der Beleuchtung eines poetischen Zauberlichtes, ergreifende Wahrheit. Man sehe die Beschreibung des donnernden Morgens, S. 30 — 32; den Abend, S. 139. f.

Die

Die Personen des sentimental-philosophischen Drama sind, außer Jean Paul selbst, der männliche, verschlossene, tief empfindende Karlson, welcher Vernichtung nicht fürchtet, aber erwartet, und ein kalter, unbeholfener kritischer Philosoph im schwarzen Rocke, der mit seiner Schulweisheit weniger für die Sache ausrichtet, als Jean Paul selber: Karlson's Freund nicht weniger als ein in jeder Hinsicht glänzend reicher Baron Wilhelmi, der glückliche Bräutigam und dann noch glücklichere eben Vermählte der hohen, stillen Gione, einer Geistesschwester Klotildens. Ihre leibliche Schwester ist die liebliche Nadine, jugendlicher, leichtern Sinnes und von auflodernder Wärme. Die feinern Verhältnisse dieser, bis auf den des Contrastes halber angebrachten Kaplan, wahrhaft gebildeten Wesen muß man von der Hand des Verfassers selbst enthüllen sehn. Gewiß versteht er die Kunst, mit reichbegabter Phantasie, durch neue Situazionen von magischer Kraft, das Herz, nach seiner eignen Weise, zu interessiren und zu rühren, s. S. 14 f. 22 f. 144 f.

Der philosophische Theil des Werks enthält manche scharfsinnige Zweifel und Bemerkungen gegen Kant, wider deren Bündigkeit indeß sich auch manches sagen ließe, wie S. 61. Was den Hauptgegenstand betrifft, so erklärt der Verf. selbst S. III: „Im Gespräche über die Unsterblichkeit fehlen oft die wichtigsten Beweise, die schon in meinen vorigen Werken stehen. Auch hätte es nicht bloß schöpfen, sondern erschöpfen sollen; und das Gespräch

hat

hat nach meinem eignen Gefühle den Vorwurf nicht genug vermieden, daß es in diesem Zustande mehr ein — Gespräch sey, als ein ordentlicher vollständiger Tractat mit dem gehörigen gelehrten Zeugenverhör und mit den nöthigen Beweisen durch Okularinspekzion, durch Haupteide, durch briefliche Urkunden, und durch halbe, Viertel, Achtel, Sechzehntheil ꝛc. Beweise.“ Wir wollen denn nach dieser eignen Erklärung des Verf. mit ihm, als Philosophen, es so genau nicht nehmen; wünschten indeß doch, er hätte mit der Sache selbst es noch etwas genauer genommen. Sein Gespräch ist wohl nicht gerade mehr ein Gespräch, als z. B. Mendelssohns Phädon. Und doch enthält dieses eine ungleich tiefer, wenn gleich meist von andern Seiten, eindringende Abhandlung der Sache. Philosophisch strenge Planmäßigkeit des Inhalts unter scheinbarer Natürlichkeit der Form zu verbergen, dazu gehört freylich eine größere Kunst, als der Verf. hier aufgeboten hat. In sentimentaler Hinsicht steht dieß Werk unsers Bedünkens auf einer höhern Stufe als in philosophischer. Eine genauere Vergleichung mit Platon und Mendelssohn würde zu interessanten Betrachtungen, doch für dieß Mal zu weit, führen. Rec. begnügt sich damit, noch einige Bemerkungen und Erinnerungen beyzufügen.

Die hin und wieder vorkommenden Ausfälle auf die Kantianer, nicht auf Kant, für den der Verf. hohe Achtung mit uns theilt, sind zum

Theil nicht unverdient, doch hier, ziemlich unerwartet.

Auffallend bleibt es, daß Jean Paul, bey seinem oft eben so fein als tief sich zeigendem Gefühle, manche bildliche Ausdrücke, Anspielungen, Beschreibungen, stehn lassen kann, in welchen man Delikatesse vermißt; z. B. S. 24: „Mein Freund präsentirte mich gehörig, damit ich in dieser Korporazion der Freundschaft kein Ueberbein und hors d'oeuvre bliebe.“ Die Warze unter Nadinens Auge und die Operazion mit der Warzenheuschrecke hätte ich auch mit irgend einer andern Einleitung zur Annäherung an das liebenswürdige Mädchen vertauscht gewünscht. Wie Jean Paul sich Stellen erlauben kann, wie folgende, (S. 78, 79,) ist mir unbegreiflich: „Es ist wahr, ich hatte mich in ihre Netzhäute vertieft; aber es war noch wenig bemerkt worden, daß die Kur nicht zu vollenden sey, wenn ich nicht den Ballen der rechten Hand ein wenig auf ihre Wange aufsetzte und aufstemmte, um mit dem Warzenfresser fester über der Warze zu halten. Jetzt biß er die erforderliche Wunde, und ließ so viel von seinem korrosivischen Aetzmittel hineinlaufen, als er bey sich hatte.“ Rez. hat schon im Eingang gegen den Verdacht des dentis superbi protestirt. Demungeachtet findet er dieser Art von Detail — er mag das eigentliche Wort nicht unterdrücken — ekelhaft. Ueberhaupt: ein andres ist die Natur, ein Andres die Kunst. In jener wird ohne die kleinsten Theil-

chen

chen kein Ganzes; in dieser mit ihnen keins. Denner ist ein Sklav jenes; Rafael ein Meister dieser. Warum will Jean Paul lieber dem Hamburger Kunstmaler sich nähern, als dem Römischen Künstler? Will er's fernerhin, so wird er, kraft seiner bessern Seele, zuweilen vielleicht einen Rafaelischen Zug uns vorzaubern: eine Rafaelische Composizion niemals.

Der Verf. hat ein eignes Talent, einzelnen historischen Datis, die seinem Gegenstande ganz fremd zu liegen scheinen, eine Seite abzugewinnen, an welcher sich dieser an jene überraschend glücklich anschließt. So S. 69.: „An den Obelisk der Unsterblichkeit ist ja das Leben aller unserer Geliebten, wie an Rameſſes *) seinen (beyläufig: ist dieß wohl deutsch?) gebunden, damit die Gefahr die Kraft verdoppelt, und sie werden zerschmettert, wenn er zurückstürzt.“ — Eben so S. 103, 104: Wie wir Teufel leichter als Götter malen, Furien leichter, als die Venus Urania, die Hölle leichter als den Himmel, so glauben wir auch leichter jene als diese, leichter das größte Unglück als das größte Glück: wie sollte nicht unser an Fehlschlagungen und Erdenketten gewöhnter Geist über ein Utopien stutzen, an dem die Erde scheitert, damit die Lilien derselben wie die Guernsey-Lilien

*) „Rameſſes ließ seinen Sohn an die Spitze des Obelisks hängen, damit die, welche ihn aufrichteten, ein größeres Leben als ihr eignes zu wagen hätten.“

Lilien das Ufer zum Blühen finden *), und das die gequälte Menschheit erreitet und befriedigt und erhebt und beglückt."

Der Klage ohne Trost, S. 124 — 127 fehlt nichts als das Metrum, um einer Klopstockschen Trauerode an die Seite gesetzt zu werden. Die Vorstellungen, und ihre lose Verknüpfung, sind wahrhaft lyrisch; die Gesinnungen und Gefühle zum Theil erhaben. Doch ist mir das Ganze zu bunt, und ein und das andre Bild, z. B. S. 125: „Das Menschenblut — zurück," würd' ich sehr gern missen.

Neu und überraschend ist die Anwendung der Montgolfieren, S. 143 f., die dem Verf. Stoff zu ein Paar schönen Situazionen und Gemälden giebt.

Die Erklärung der Holzschnitte, unter den zehn Geboten des Katechismus, ist ein abentheuerliches Gewebe eines bald zum Possirlichen, bald zum Platten herabsinkenden Witzes. Selbst als komische Arabesken und Moreeken, (unter diesem Titel empfiehlt der Verf. diesen Kommentar, S. VI. der Nachsicht der Kunstrichter,) möchten ihn wohl äußerst Wenige ganz genießbar finden, und gerade diese beneiden wir nicht um ihren haut Gout. Daß einzelne artige satirische und sentimentale Stellen darin vorkommen,

*) „Die Guernsey-Lilie aus Japan hat ihren Namen von der Insel Guernsey, auf welche ein scheiterndes Schiff, das damit beladen war, sie ausschüttete und ausstreute."

men, wird nicht geleugnet: aber dem Ganzen fehlt es durchaus an Haltung und Interesse. Von jenen erwähnt Rez. einige, die ihn für die aufgewandte Zeit doch einiger Maßen schadlos hielten. S. 13. „Gewisse Gesichter, wie Luthers I. und Friedrichs II., werden niemals getroffen und niemals unkenntlich gemacht.“ Man sehe ferner S. 26, 61; das feine Compliment an Thümmel in Form eines Tadels, S. 101, 102; S. 135 über den mühseligen Kleinigkeitsgeist der Deutschen; S. 181 folgende Stelle über den wohlthätigen Einfluß der Mutterliebe auf den weiblichen Charakter, mit der wir diese Anzeige beschließen: „Die Mutterliebe durchgreift mit tausend Wurzelzweigen das ganze weibliche Herz, sie zieht alles Blut, sogar das verdorbene, in sich an, und überwächset und verdrängt jede Nebenpflanze, und blüht endlich ganz allein auf dem umflochtenen Boden. Die weibliche Brust, in der so viel Haß gegen so viel (viele) Mütter ist, wird doch liebend vom Anblicke der Kinder dieser Mütter bewegt, und je jünger, d. h. hülfloser die kleinen Gestalten sind, desto lieber möchte jede sie an den Busen drücken und desto leichter geht die Verwechselung mit nähern von statten.“

VII.

Mein Schreibtiſch. Von Sophie von La Roche. An Herrn G. R. P. in D. Erſtes Bändchen. Leipzig, 1799, bey H. Gräff. 384 S. (mit einem in Hinſicht der Figuren ohne Geiſt gezeichneten Titelkupfer zu S. 297 von Schule, und einer Vignette, die die Verf. an ihrem Schreibtiſch vorſtellt.) Zweytes Bändchen, 1799. 8.

Die würdige Frau v. L. R. beſchreibt hier, wie der Titel ſchon andeutet, einem Freunde ihren Schreibtiſch mit dem, was darauf, darin und daneben iſt, mit ihren Papieren und Büchern. Die Hauptidee ſelbſt iſt gewiß nicht unglücklich. Wen ſollte es nicht intereſſiren, ſeltene Menſchen, zumal ſolche, die hauptſächlich durch Schriften ſich als ſolche zeigten, im Innerſten ihres Arbeitszimmers, umgeben von ihren Lieblingsgegenſtänden, durch die ſie täglich leben, Nahrung, Wärme erhalten, aus der Nähe zu betrachten? — Nur wünſchte man, jene Idee wäre für das Publikum mit ſtrengerer Auswahl ausgeführt. Doch enthält das Buch manches Intereſſante. Das Meiſte

ist durch zufällige Ideenassociation an einander gereihet. Man muß daher sich auf einen Spaziergang ohne bestimmtes Ziel gefaßt machen. Manches findet sich denn freylich, was dem Belesenern zu unbedeutend, zu alltäglich vorkommen muß; manches auch, was zu lebhaft daran erinnert, daß literarische Bildung der Frauen doch etwas ganz anders ist, als literarische Bildung des Mannes. Naiv vergleicht die Verf. selbst (II. B. S. 116) den Inhalt ihres Kopfes mit dem Kunst- und Naturalienkabinet eines nicht sehr vermögenden, wißbegierigen Mannes, welcher nur kleine Stückchen aller Art Steine, Metalle und Holzarten, Fragmente getrockneter Pflanzen, einige seltne Vögel, Käfer, Schmetterlinge und Mücken sammelte. — Paßt gleich die Vergleichung auf einen beträchtlichen Theil der Sammlung, so finden sich doch auch Stücke von bedeutenderm Gehalte; und willig wendet Rec. auf die ehrwürdige Matrone selbst an, was sie B. II. S. 463 sagt: „Ein mit lauter Ruinen umgebener Garten dünkte mich Sinnbild eines verdienstvollen Alten zu seyn, dessen äußere Hülle die Spuren des Zerfalls (?) der Kräfte trägt, seine (dessen) Seele aber nicht nur tiefgegründete, mit ihm erwachsene Grundsätze und Kenntnisse des Guten und Nützlichen zeigt, sondern auch noch alles neue, täglich emporsprossende Schöne der Wissenschaften faßt.“

Erinnerungen aus dem Leben der Verfasserin wechseln mit Auszügen aus Büchern, einzelnen Gedichten, Briefen u. s. w. ab. Gelegentliche

Betrachtungen machen das Band. Rec. hebt aus, was ihm das Intereſſanteſte ſchien.

B. I. S. 38. heißt es von Montesquieu in einem von der Verf. copirten franzöſiſchen Aufſatze: Son génie unit l'élévation à la profondeur, comme les Alpes; tout eſt compoſé de roc vif et de granit: point de terre, point d'argile à leur pieds. Les idées de Montesquieu ſont liées par leur baſes, et détachées par leur maſſe. Von I. I. Rouſſeau heißt es (p. 36): Il couvre par des vérités du détail le fond des erreurs ſur lequel il batit. Ses ouvrages ſont des pendules detroquées, mais enrichies d'un carillon magnifique et juſte. Il ne faut pas écouter l'heure quelles ſonnent, mais l'air qu'elles jouent.

Gern begleitet man die Verf. in Wieland's Geſellſchaft nach Warthauſen (S. 12) und nach Montbar zu Büffon, S. 38.

Das Fachwerk zu einer Bilanz deutſcher Dichter S. 50 iſt mannigfaltiger, als ein anderes, das Rec. ſonſt ſah: doch ſollt' es geordneter ſeyn. Was mag aber S. 51 Gründlichkeit des Herzens ſagen ſollen? Oder iſt hier ein Druckfehler?

Hie und da vielleicht ungedruckte, des Druckes werthe Gedichte, wie S. 56 an die Braut des in der Blüthe der Jahre verſtorbenen jüngern Sohns der Verfaſſerin vom Grafen von Solms-Aſſenheim; S. 217 ein dem Leſer willkommenes Gedicht von Fr. Leop. Grafen zu Stolberg an Lavater, als

letzterer

letzterer in der Nähe von Eutin war. S. 317 f. eins von demselben an Angelika Kauffmann. — Das sonderbare Gedicht des D. Franklin bey einem Blick in die Natur S. 233, aus dem Engl., erinnert sich Rec. sonst auch nicht gelesen zu haben. Es ist doch voll erhabener, originell ausgedrückter Ideen. S. 67 schreibt eine Dame an die Verf.: Je lis actuellement Hesperus de Jean Paul Richter. Quel mélange d'objets sublimes, de pensées, de sentimens de la plus grande perfection, et de choses triviales et dégoutantes! Doch darüber ist unter Verständigen wohl nur Eine Stimme. — S. 76—78 liest man einen schönen, herzlichen Brief von Schiller, dem die Verf. für seine Klagen der Ceres gedankt hatte, weil sie ihr Trost am Grabe ihres Sohnes gewährt hatten. — Neu und interessant war Rec. S. 155 f. die Notiz von Susanna Huth in Florenz, Tochter des Stadtconsulenten Huth in Frankfurt am Mayn, einer talentvollen jungen Malerin. Frau v. L. R. wünscht von ihr eine Situazion aus dem Leben der Porcia und des Brutus nach der geistvollen Angabe von Bernardin de St. Pierre dargestellt. — Von S. 169 an giebt die Verf. weitläuftig Nachricht von den Büchern, die sie nicht hat, aber zu haben wünscht. Wozu alle diese Wünsche gedruckt, zumal bey größtentheils allenthalben habhaften Büchern? — Dafür dankt indeß Rec. der Verf., daß sie ihn gelegentlich auf manche noch lebende interessante

Menschen, vorzüglich geistvolle Frauen, aufmerksam gemacht hat.

Im zweyten Bande zuerst Auszüge aus englischen Gedichten und Aufsätzen. S. 10 ff. des ehemaligen Generalgouverneurs Hastings poetische Nachahmung der Horazischen Ode: Otium divos etc. Daran knüpft die Verf. manche durch feine Empfindung belebte Betrachtungen, z. B. über Naturgenuß S. 38 f. über das Vergnügen an Ruinen, S. 44 ff. — Das Briefchen an J. G. Jacobi und seine Antwort S. 83 ff. wird seine Freunde unterhalten. Was Fr. v. l. R. S. 404 von Herder's zerstreuten Blättern und S. 407 ff. von Ossian sagt, ist wahr und gut. Sprachfehler, wie das öfter vorkommende wegen mit dem Dativ, schreiben wir auf Rechnung des Setzers; doch wird er sie hoffentlich künftig vermeiden.

Bey weitem das Beste des ganzen Buchs, was auch Rec. zur Anzeige desselben bestimmte, steht S. 144 — 365: Die Briefe und Brieferagmente von *Julie de Boudely*, einer Tochter des verstorbenen Landvogts zu Berthou; der Freundin Rousseau's, Wieland's, Zimmermann's, des Prinzen Louis von Würtemberg ꝛc. Gern gesteht Rec., daß er nicht leicht etwas Anziehenderes aus der Correspondenz eines Weibes las. Welch ein durchdringender Scharfblick neben so viel feiner, lebendiger Empfindsamkeit, und beydes vereint mit dieser Gewalt über die Sprache! Würde doch der anderwärts schon geäußerte

Wunsch,

Wunsch, alle schriftlichen Reliquien dieses seltnen Wesens gesammelt zu sehn, bald erfüllt!

Hier finden sich zuerst manche interessante Nachrichten über Jean Jacques, S. 144. 161. ff. 178 ff. 189, 190, 196. 214 ff. 231, 232. 236. 252, 253. — S. 150 — 161. Juliens merkwürdiger Aufsatz über die neue Heloise an Moulton. Vielleicht ist dieser schon sonst gedruckt; gewiß weiß Rec. es nicht. Doch hebt er deßhalb nichts aus. — S. 180 ff. Juliens Gedanken über die englischen und französischen Romane, viel Wahres enthaltend. U. a. sagt sie: La vertu et le vice sont également gazés dans les romans français; c'est une nature si polie, si conturnée, qu'on ne la rencontre nulle-part; y parle t-on de vertu, ce n'est qu'au travers d'une métaphysique de sentimens alambiqués; y parle t-on de vice, il est si coloré, qu'on ne le trouve que spirituel. De-là cette monotonie de caractères, où personne n'en a un à soi. — Les romans anglais au contraire montrent les playes sales et dégoûtantes du vice. Ces tableaux peuvent répugner à la pudeur, mais seulement à la pudeur factice, et la veritable y trouve son compte. Les scénes de prisons, d'hôteleries de village, de maisons suspectes, tout cela est vilain, oui; mais cela est *vrai*, et quand on doit vivre avec la nature, il faut la voir telle qu'elle est, et si j'avois de filles à elever pour le monde, je leur ferais plutôt

Menschen, vorzüglich geistvolle Frauen, aufmerksam gemacht hat.

Im zweyten Bande zuerst Auszüge aus englischen Gedichten und Aufsätzen. S. 10 ff. des ehemaligen Generalgouverneurs Hastings poetische Nachahmung der Horazischen Ode: Otium divos etc. Daran knüpft die Verf. manche durch feine Empfindung belebte Betrachtungen, z. B. über Naturgenuß S. 38 f. über das Vergnügen an Ruinen, S. 44 ff. — Das Briefchen an J. G. Jacobi und seine Antwort S. 83 ff. wird seine Freunde unterhalten. Was Fr. v. l. R. S. 404 von Herder's zerstreuten Blättern und S. 407 ff. von Ossian sagt, ist wahr und gut. Sprachfehler, wie das öfter vorkommende wegen mit dem Dativ, schreiben wir auf Rechnung des Setzers; doch wird er sie hoffentlich künftig vermeiden.

Bey weitem das Beste des ganzen Buchs, was auch Rec. zur Anzeige desselben bestimmte, steht S. 149 — 365: Die Briefe und Briefragmente von *Julie de Boudely*, einer Tochter des verstorbenen Landvogts zu Berthoud; der Freundin Rousseau's, Wieland's, Zimmermann's, des Prinzen Louis von Würtemberg ꝛc. Gern gesteht Rec., daß er nicht leicht etwas Anziehenderes aus der Correspondenz eines Weibes las. Welch ein durchdringender Scharfblick neben so viel feiner, lebendiger Empfindsamkeit, und beydes vereint mit dieser Gewalt über die Sprache! Würde doch der anderwärts schon geäußerte

Wunsch,

Wunsch, alle schriftlichen Reliquien dieses seltnen Wesens gesammelt zu sehn, bald erfüllt!

Hier finden sich zuerst manche interessante Nachrichten über Jean Jacques, S. 144. 161. ff. 178 ff. 189, 190, 196. 214 ff. 231, 232. 236. 252, 253. — S. 150 — 161. Juliens merkwürdiger Aufsatz über die neue Heloise an Moulton. Vielleicht ist dieser schon sonst gedruckt; gewiß weiß Rec. es nicht. Doch hebt er deßhalb nichts aus. — S. 180 ff. Juliens Gedanken über die englischen und französischen Romane, viel Wahres enthaltend. U. a. sagt sie: La vertu et le vice sont également gazés dans les romans français; c'est une nature si polie, si conturnée, qu'on ne la rencontre nulle-part; y parle t-on de vertu, ce n'est qu'au travers d'une métaphysique de sentimens alambiqués; y parle t-on de vice, il est si coloré, qu'on ne le trouve que spirituel. De-là cette monotonie de caractères, où personne n'en a un à soi. — Les romans anglais au contraire montrent les playes sales et dégoûtantes du vice. Ces tableaux peuvent répugner à la pudeur, mais seulement à la pudeur factice, et la veritable y trouve son compte. Les scénes de prisons, d'hôteleries de village, de maisons suspectes, tout cela est vilain, oui; mais cela est *vrai*, et quand on doit vivre avec la nature, il faut la voir telle qu'elle est, et si j'avois de filles à elever pour le monde, je leur ferais plutôt

faire un cours d'anatomie theorétique et practique, que de leur laisser lire les ouvrages de Crebillon et de Bibiena. — Ueber alle Gegenstände, über die sie spricht, hört man sie gern, so verschiedenartig auch jene sind. Von Tissot, S. 195, 205, 206; über Neufchatel und das angenehme Leben in diesem Ländchen, S. 200 ff. Eine Anekdote von Voltaire, die ihm nicht zur Ehre gereicht, S. 210. Weiterhin ein Zug des menschenfreundlichen Charakters des Prinzen Louis von Würtemberg. S. 218 ff. Versuche Verschiedener, ihre Kinder vom ersten Anfang an nach Rousseauischen Grundsätzen zu erziehen. Ueber die Pariser Atheisten, S. 247 ff. Nicht gemeine Gedanken über Schwierigkeiten bey der Erziehung S. 268. Ein Beyspiel von Juliens feinem, plannäßigen Benehmen im gesellschaftlichen Umgange, S. 279 ff.: wie sie erst nach und nach die Maske der kalten Analystin fallen ließ, und dem vorher gefürchteten Enthusiasten sich in ihrer wahren Gestalt zeigte. — Ungemein verständige Urtheile über philosophische, historische, poetische Werke; z. B. S. 290, 311 über Hemsterhuys; über Göthe, S. 326 ff. — Selten wird wohl ein Frauenzimmer das Mittel gegen zu feine Reizbarkeit und Empfindsamkeit brauchen, welches Julie wählte. S. 324, 325. Je voudrais bien qu'on ne me demandat aucun jugement sur des poësies. Je ne sais pas, ce qui s'est passé dans ma tête: mais les fibrilles poëtiques semblent

blent avoir contracté une certaine roideur, depuis que j'ai exercé d'avantage le penchant que je suis de tout tems pour la grosse besogne des calculs. Cela ne donne pas un brin d'esprit, mais cela devient d'un usage merveilleux pour *amortir la sensibilité* souvent trop irritable de l'ame. — Wir erlauben uns nur noch eine Stelle hinzu zu fügen, S. 335: J'ai puisé, je ne sais comment, quelques idées sur le caractère de votre fille dans des propos épars de L. à son sujet, tout à ses éloges: cela m'est resté par intérêt que je prens à tout ce qui a quelque rapport avec vous. Dites, ma chere Sophie, me tromperai je? et votre fille n'aurait-elle pas cette sensibilité trop vaste, trop étendue pour le bonheur? Cette idée de perfection, qu'on cherche par-tout, chez soi-même, dans les autres, et qu'on trouve nulle-part? Combien elle m'intéresse par-là, mais aussi combien je la plains! C'est du *vrai*, que nous vivons, et non pas du *beau*. Cet axiome est dur, mais c'est un qu'on ne saurait trop répéter à ces jeunes ames honnêtes et sensibles, pour l'intérêt même de leur bonheur. — Der Aufsatz: Reflexions sur le tact im Mercure de Gotha ist zufolge S. 345 ohne Juliens Wissen, auch höchst fehlerhaft, abgedruckt; überdieß waren es nur, wie sie sagt, des réponses seches et laconiques à des questions seches et laconiques, que Zimmermann faisait etc. — Ueber

Gabe des Wahrsagens erkläre sie sich auf eine Anfrage der Fr. v. l. R. echt philosophisch S. 356 ff. Doch man lese sie selbst. Warum starb sie so früh! Warum mußte ein unglücklicher Zufall ihr schönes Leben abkürzen! Im Schlosse zu Montricher gebrauchte der Koch unter der Peterſilie aus Versehn viel Schierling. Alle Gäste wurden krank, Julie am meisten. Zwar wurden Alle durch Tissot wieder hergestellt; aber Julie behielt die Anlage zu dem Nervenhusten, der ihre Gesundheit völlig zerstörte. 1778 bekam Frau v. l. R. einen der längsten Briefe, den sie ihr jemals schrieb, durch die Generalin Sandoz zurück, mit dem Zettelchen: Notre incomparable Iulie est depuis 6 jours au tombeau.

VIII.

Ueber den Pastellmahler Daniel Caffe.

Unsere Bibliothek, die es sich immer zur Pflicht machte, auf talentvolle Künstler die Aufmerksamkeit zu richten, erwähnt mit Vergnügen eines Mannes, der in seiner Art viel leistet, und zugleich als Mensch Achtung verdient, in so fern er sich durch viele Schwierigkeiten empor arbeiten mußte. Wir reden von dem den Liebhabern der Malerey, die Leipzig zuweilen besuchen, gewiß nicht unbekannten dortigen Pastellmaler Daniel Caffe. Zuerst eine kurze Nachricht von seinem Leben. Er ward zu Cüstrin in der Neumark 1750 geboren. Bis in sein zwey und dreyßigstes Jahr war er Bedienter, doch früher schon durch unwiderstehlichen Hang Maler. Dieser Neigung zu folgen, ging er in seinem acht und zwanzigsten Jahre nach Dresden ohne alle Unterstützung. Da er indeß zu arm war, von eignen Mitteln zu studiren, diente er noch zwey Jahr dem Hofmaler Schmid in Dresden und eben so lange der Hofmarschallin von Schönberg auf Maxen, in der Nähe jener Hauptstadt. Indeß suchte er sich durch Portraitiren wenigstens so viel zu erwerben, daß er endlich in seinem 32.

Jahre

Jahre sich ganz seiner Kunst unter Anleitung des Director Casanova und des Professor Graf widmen konnte. Unter der Führung dieser beyden vortreflichen Lehrer, gelangte er bald auf den rechten Weg. Er studirte nächstdem fleißig nach Mengs, wodurch er auf die rechte Art kam, dauerhaft in Pastell zu malen. Casse's Manier ist nicht die gewöhnliche. Seine Farben sind fest; sein Auftrag ist dünn oder schwach, und die Vollendung seiner Gemälde geschieht durch fleißiges Schraffiren; besonders bey der Carnation. Durch diese Behandlung wird sein Pergament oder Papier keinesweges mit Farben überhäuft, und seine Bilder verstäuben nicht, wie beym fetten Auftrag der Pastellfarben. Er selbst hält seine Farben für unvergänglich, besonders da äußerst wenige Lacke und Carmine darin gefunden werden; die bekanntlich in Pastell die flüchtigsten Farben sind.

Seine Köpfe sind äußerst fleißig ausgeführt; von überraschend sprechender Aehnlichkeit. Physiognomie und Charakter drückt er meist sehr glücklich aus: besonders gelingen ihm, wie ich bemerkte, Gesichter, in denen sich Züge von Schwermuth zeigen, vielleicht durch Verwandschaft, da in seinem eignen Charakter ein Hang zu Schwermuth und Stille sich offenbart. Sein Kolorit ist, für Pastellfarben, sehr warm und lebhaft. Am liebsten malt er Portraits in natürlicher oder halber Lebensgröße.

Er

Er wagt sich indeß auch an Kniestücke und sogar an Familiengruppen in Lebensgröße: ein in der Pastellmalerey seltner Fall. Ich habe manches von Seiten des Fleißes merkwürdige Stück von dieser Größe bey ihm gesehn. Die Köpfe waren indeß immer das Beste.

Von der Festigkeit und Dauerhaftigkeit seiner Pastellmanier erzählte er selbst mir folgendes Beyspiel. Eine Gesellschaft besah seine Arbeiten. Einer wirft durch unvorsichtiges Anstoßen ein großes Bild, woran er eben arbeitete, von der Staffeley; das Bild wirbelt sich, eh' es zur Erde fällt, im Zimmer. Keiner von der Gesellschaft wollt' es aufheben sehen; er aber hebt lächelnd das gefährlich gefallene Stück auf, mit der Versicherung, es werde keinen Schaden genommen haben, welche auch der Augenschein bestätigte. Ich zweifle an der Wahrheit dieses Vorfalls um so weniger, da mir selbst es begegnete, als der Künstler aus dem Zimmer gegangen war, das unvollendete Portrait einer schönen Griechin aus Wien von der Staffeley zu werfen. Es hatte indeß so wenig Schaden genommen, daß der Künstler selbst erst durch diese Anzeige erfährt, daß es an die Erde fiel. — Auch hat er in seinem Zimmer einige seiner Pastellbilder seit acht Jahren ohne Glas hängen, die noch frisch genug aussehen.

Seine Farben bereitete er sonst sich selbst. Nachher lehrte er ihre Bereitung seinem Bruder Gottfried Caffé, der sie noch vervollkommnete. Sie sind beym letztern in Dresden um sehr billige Preiße

Preiße zu haben, und sollen den Lausanner Farben an Güte gleich kommen. Besonders ist ein Grün darunter, das nicht verschießt. Eine Garnitur besteht aus mehr als dreyhundert Stiften. Kunsthandlungen verkaufen sie zuweilen mit beträchtlich erhöhten Preißen unter dem Namen von Englischen. Am besten wendet man sich daher an den Verfertiger selbst. Dieser wohnt in Dresden vor dem Pirnaischen Thore No. 333.

So eben hat die Presse verlassen:

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus; ex recensione *Brunckii*. Indices et Commentarium adjecit *Fr. Iacobs*. Tomus IX. Commentarius Tomus IV. Auch für die Besitzer von Brunks Analekten, nach der Strasburger Ausgabe, unter dem Titel:

Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae, secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Vol. II. pars 2. 8vo maj. auf Schrpp. 2 Thlr. 16 gr.
auf Druckp. 2 Thlr.

Beck (*Christ. Dan.*) Commentarii historici decretorum religionis Christianae et familiae *Lutheri*. 8vo maj. 3 Thlr.

In einigen Wochen erscheint:

Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in Sprüchen, mit Erläuterungen. Zunächst für die Kinder in der Wendlerischen Freyschule, 8. auf Schrpp. und auf Druckpapier.

Angehängt sind Aufsätze: vom Ursprung des Bösen, von der Taufe, Confirmation, Beichte, über die Stiftung des Abendmahls, das Glaubensbekenntniß der Christen, eine neue Uebersetzung des Gebets des Herrn nebst der Auslegung, und Schulgebete. Voran steht eine Ermahnung an Kinder, welche die Schule verlassen. Die Sprüche sind unter Rubriken gebracht, die Erklärungen beygefügt, die Erläuterungen stehen gleich darunter mit kleinerer Schrift. Man kann dieses Spruch-Buch zu jedem Lehrbuche gebrauchen. In der Wendlerischen Freyschule wird es mit dem Rosenmüllerischen Lehrbuche und dem beygefügten Leitfaden verbunden. Für

diese

diese Schule wird auch nächstens ein Lesebuch in zwey Theilen herauskommen.

Die Gesellschaftskunst, aus dem Französischen des Hrn. von Saint-Lambert, 2ter und letzter Theil. gr. 8. Beyde Theile 2 Thlr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte, 19ten Bandes 3tes Stück. gr. 8. 9 gr.

Von des Hrn. Doctor und Professor Kochs Concentrirung dieses Werks ist der 6te Theil unter der Presse, welcher den 15ten, 17ten und 18ten Band des größern Werks in sich faßt. Durch die Zusammenziehung geht nichts im Wesentlichen verloren; blos der Styl wird abgekürzt; daher auch die Register für den Auszug und für das größere Werk passen. Bis zur Michaelmesse kann man auf den 6ten Theil 1 Thlr. 12 gr. pränumeriren, und bis dahin sind wir erbötig, denjenigen, die sich mit frankirten Briefen unmittelbar an uns wenden, alle 6 Theile für 9 Thlr. in sächs. Gelde zu überlassen; der nachherige Preiß ist 12 Thlr., nämlich für jeden Band 2 Thlr.

Dyksche Buchhandlung
in Leipzig.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Vier und sechzigsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1801.

IX.

Ueber Natur- und Kunst-Schönheit.

Wenn Kant (Kritik der Urtheilskraft, S. 166.) sagt: „daß ein unmitelbares Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen jederzeit ein Kennzeichen einer guten Seele sey, und daß derjenige, der einsam die schöne Gestalt einer wilden Blume, eines Vogels, eines Insekts ꝛc. betrachte, um sie zu bewundern, zu lieben, und sie nicht gern in der Natur überhaupt missen zu wollen, ein unmittelbares, und zwar intellectuelles Interesse an der Schönheit der Natur nehme:" so kann man ihm dieses wohl einräumen, obgleich nicht ohne Einschränkung; aber wenn er sagt: „der Vorzug der Naturschönheit vor der Kunstschönheit, wenn jene gleich durch diese der Form nach so gar übertroffen würde, dennoch allein ein unmittelbares Interesse zu erwecken, stimmt mit der geläuterten und gründlichen Denkungsart aller Menschen überein, die ihr sittliches Gefühl cultivirt haben:" so setzt er einmahl die Naturschönheit zu weit hinauf, indem er sie mit der

Kunstschönheit vergleicht, da beyde doch ganz verschiedener Natur sind: denn die Naturschönheit reflektirt mir eine bewußte Thätigkeit, indem sie nach einem Zwecke zu produciren scheint, also eine endliche Thätigkeit; sie ist also nicht nothwendig schön; denn das Schöne geht nur aus dem Widerspruche der unendlichen, ideellen, bewußtlosen und objektiven mit der endlichen, subjektiven, reellen und bewußten Thätigkeit hervor, und beruht auf dem Gefühle der Auflösung der ins Unendliche hin getrennter Thätigkeiten in absolute Harmonie, d. h., auf dem Gefühle der unendlichen Befriedigung; das Kunstwerk strahlt daher eine unendliche Thätigkeit zurück, und die Natur reflektirt eine endliche, bewußte, indem sie nach einem Zwecke zu produciren scheint; wenn sie daher schön ist, so ist sie es zufällig, und der Zauber, der in den schönen Productionen der Natur liegt, ist darauf gegründet, daß uns ihre Schönheit überrascht, oder, um eigentlich zu sprechen, die Natur kann nur der Form nach schön seyn.

Der Bewunderer der Naturschönheit ist ein leerer Bewunderer; das Gefühl, welches ihn begleitet, ist weit entfernt, daß es das wahre Gefühl des Schönen sey, ohnmächtig, und hat keine Bedeutung in Vergleichung mit dem wahrhaft poetischen Gefühle; es kann mit dem Sittlichen verwandt seyn, indem seine Quelle Frömmigkeit ist, und der Bewunderer in jedem Produkte die weise Einrichtung Gottes erhebt: aber eben darum steht es weit unter dem wahrhaft göttlichen Gefühle

des

des Schönen. Die Naturschönheit erhält nämlich ihr wahres Interesse fast einzig durch Anschließung an religiöse oder sittliche Ideen. (s. Jenisch über Wilh. Meisters Lehrj. S. 120.) Ein solches Interesse aber ist nicht rein ästherisch, weil es bloß mit dem Verstande begriffen werden kann, das Aesthetische aber den ganzen Geist harmonisch beschäftigt, auf einer Thätigkeit des Geistes beruht, die ideell (sinnlich) und reell (vernünftig) zugleich ist; das Schöne kann daher nicht mit dem Verstande bloß aufgefaßt werden, sondern der ganze Geist muß es auffassen; die Naturschönheit, die bloß durch ihre Bestimmung, ihren Zweck interessant ist, kann daher nicht eigentlich schön oder ästherisch seyn, weil sie ihr Interesse erst durch den Verstand erhält, der ihren Zweck begreift.

Die Natur ist schön der Form nach, hat aber keinen bestimmten Gehalt, so wie die gemeine Tanzkunst, die Baukunst ꝛc. keine Andeutung von Vorstellungen und Empfindungen haben; unsere Einbildungskraft und die Thätigkeiten unseres Geistes haben nicht einmahl bey Naturprodukten ein freyes Spiel, weil kein Zwang und Gegensatz in ihnen statt findet: denn Freyheit ist nur durch den Gegensatz des Zwangs und der Nothwendigkeit möglich und statthaft; wenn ich z. B. frey handeln soll, muß mir etwas gegeben seyn, wogegen ich handle, das durch mein freyes Handeln nicht erst hervorgebracht wird, sondern vor ihm reell und unabhängig von ihm existirt: denn sonst

könnte ich nicht auf dasselbe handeln; Freyheit ist ohne Zwang gar nicht möglich: denn meinem freyen Willen gemäß kann ich alles wollen; wäre nun meine Freyheit durch die Sinnen- und Geister-Welt nicht gebunden und mannichfaltig eingeschränkt, so würde ich aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit übergehen, und dann hätte auch der Begriff Freyheit keinen Gehalt. — Das Schöne in der Natur hat daher keine Bestimmung, da es das Produkt einer blinden Thätigkeit ist, in welche die bewußte bloß eingreift; denn der Geist allein, nicht die Natur, erfindet und bringt mit Absicht hervor; er allein dichtet und trachtet; das Hervorbringen der Natur allein ist ein blindes, vernunftloses, nothwendiges, bloß mechanisches Hervorbringen, ohne Vorsehung, Entwurf, freye Wahl und Absicht, wie Jacobi an Fichte sagt, S. 68. Die Natur ist das Produkt der bewußtlosen blinden Thätigkeit, und hat, da sie von der bewußten Thätigkeit, die allein mit Absicht und Plan producirt, und allen ihren Produktionen einen bestimmten Zweck unterlegt, nicht anhebt, keine Bestimmung; sie erscheint daher zweckmäßig, weil die bewußte Thätigkeit in die bewußtlose eingreift, ohne einen Zweck zu haben; den Zweck und die Bestimmungen muß man ihr erst unterlegen; daher die teleologischen Betrachtungen, die man gewöhnlich mit der Naturanschauung verbindet, um ihre anscheinende Zweckmäßigkeit zu erklären; die Natur hat aber keinen Zweck; sie ist so, weil sie so ist; sie hat ihren

Zweck,

Zweck, ihre Bestimmung in sich selbst; sie scheint nur einen Zweck zu haben, weil die Thätigkeit, die bey der Naturanschauung beschäftigt ist, in eine bewußte übergeht. Die Schönheit der Natur ist demnach leer, ohne bestimmten Gehalt. Daher die Griechen, welche ein reiner Geschmack und Kunstsinn beseelte, nie die Natur darstellten, sondern immer nur Kunstschönheiten (s. Recens. in der Allgem. Litt. Zeit. 1794. Nr. 299.) Bloß die Kunst kann das eigentlich Schöne darstellen, indem sie der schönen Form des Mannichfaltigen einen bestimmten Gehalt unterlegt, dem freyen Spiele der Thätigkeiten eine bestimmte Richtung giebt — denn Freyheit kann ohne Zwang nicht gedacht werden. — Das Bestimmende kann aber bloß in der Menschennatur liegen: denn alle Bestimmung, in so fern sie wahr und reell seyn soll, begleitet ein Gefühl der Nothwendigkeit; alle Begränztheit äußert sich als solche nur durch ein Gefühl, die Gefühle liegen aber bloß in uns; sie sind das subjektivste, individuellste, was es geben kann, das, eben wegen seiner bloß subjektiven Natur, keine Erklärung zuläßt, weil ich es nicht objektiviren kann. Daher die beschreibenden Gedichte keine eigentlichen Kunstwerke sind, wenn man ihnen nicht eine bestimmte Empfindung unterlegt, der schönen Masse des Mannichfaltigen einen bestimmten Gehalt giebt, wie es Matthisson gethan hat; eine bloße Beschreibung der Natur hat nur die Form des Schönen, ist nicht wahrhaft schön; denn das Schöne beruht eben auf dem freyen Spiele

meiner Thätigkeiten; dieses ist aber ohne bestimmten Gehalt, ohne eine bestimmte Richtung nicht möglich; ein solches Gedicht versetzt nur in eine beynahe ohnmächtige Empfindung; und legt man ihm teleologische Empfindungen und Betrachtungen unter, so dreht sich alles um einen Punkt herum — um die Weisheit und Güte des Schöpfers — wie in Kleist's Frühling; auch dieß erweckt ein beynahe ohnmächtiges, ermüdendes und durchaus nicht poetisches Gefühl.

Ein Gedicht muß Einheit haben, in eine bestimmte Empfindung versetzen, wenn es ein freyes Spiel unserer Thätigkeiten erwecken soll; dieß ist durch den Gegensatz nothwendig: denn ein Mannichfaltiges kann nicht ohne Einheit statt finden; ich erkenne das Mannichfaltige und die Freyheit erst durch den Gegensatz von Freyheit und Gebundenheit. Das Schöne ist das Produkt der harmonischen Zusammenwirkung der ideellen, unendlichen, bewußtlosen und der reellen, endlichen und bewußten Thätigkeit; letztere schreibt der erstern Thätigkeit oder unserm sinnlichen Vermögen eine bestimmte Richtung vor — denn der Dichter fängt mit Bewußtseyn zu produciren an. — Da dieses aber in der Natur nicht statt findet, da sie sich nicht selbst bestimmen kann — denn dazu gehört Vernunft und Gefühl —; so kann sie auch nicht eigentlich schön zu nennen seyn; sie hat bloß die Form des Schönen. Daher sagt der Verfasser von Diderot's Versuch über die Mahlerey in Göthe's Propyläen, II. St. I. B. 1799. S. 10.

die

die Natur organisirt ein lebendiges gleichgültiges Wesen, der Künstler ein todtes, aber ein bedeutendes; die Natur ein wirkliches, der Künstler ein scheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effekt, Wirkung auf das Gemüth selbst hinbringen; im Kunstwerke will und muß er das alles schon finden." Siehe auch S. 37. 58. in demselben Stücke, wo sich überall Belege zu meinen Behauptungen finden.

So kann der eine, bey der Anschauung einer blühenden Rose, an die purpurnen Wangen seines Mädchens oder an ihren blühenden, süßduftenden Busen denken; beym Veilchen an ihre stille Sittsamkeit und Bescheidenheit; der andere, dessen Brust nicht von Liebe glüht, kann teleologische Betrachtungen anstellen: wie hat doch der liebe Gott alles so schön und weise eingerichtet, daß er eine solche Blume, wie die Rose, erzeugen ließ, um mein Auge und meine Nase zu ergötzen! Und sagt er sich auch dieses nicht, so wird er doch, ohne darum zu wissen, unwillkührlich in eine solche religiöse Stimmung versetzt werden; denn diese Stimmung beschleicht den Menschen unvermerkt, vorzüglich den, der etwas schwärmerisch ist; und wahrscheinlich begleitete auch Kanten, da er jenes schrieb, ein solches heiliges und religiöses Gefühl, ohne daß er sich desselben bewußt war; dieß bestätigt eine Anmerkung zu S. 478. in der Kritik der Urtheilskraft. Jeder wird nach der individuellen Richtung und Stimmung seines Geistes an-

here Vorstellungen und Empfindungen bey der Naturanschauung haben; jeder wird mit andern Augen, aus einem andern Gesichtspunkte die Natur betrachten; selbst bey verschiedenen Dichtern wird sie verschiedene Deutungen erhalten, je nachdem ihre Gemüthsstimmung entweder traurig oder freudig, schön oder erhaben ist. S. die Fragmente über Klopstock S. 44. und so singt Matthisson:

Ihr Birkenhöh'n, ihr Wiesengründe lachtet
Einst holder mir, als Geßner's Hirtenwelt!
Da glüht am See, die Schwermuth öd' umnachtet,
Der Zauberschein, so Lethe's Blumen hellt;
Gebirge! Thäler! Au'n! ihr bleibt dieselben:
Doch dem Verirrten von des Friedens Spur
Wird jeder See zur Lamp' in Sarggewölben,
Zum Grabmahl jede Flur!

Daher kann die Einbildungskraft bey Betrachtung der Naturschönheiten ausschweifen, und nicht selten geschieht es, weil eben die Natur keinen bestimmten Gehalt und Zweck hat, daß sich die Einbildungskraft in die ohnmächtige, leidige Ideenassociation verliert. Wer wird aber ein so regelloses Spiel der Einbildungskraft ein schönes Spiel nennen wollen, und es dem freyen Spiele unserer Thätigkeiten, in welches uns ein Kunstwerk versetzt, gleich setzen? Ja, der müßte keinen Kunstsinn haben! Und was hindert uns, der Natur so verschiedene Ansichten zu leihen? Wer giebt uns

uns hierin Gesetze, und schreibt unserer herumschweifenden Einbildungskraft eine bestimmte Richtung vor? Die Natur kann es nicht, weil sie keinen Zweck hat, und man ihr alle Zwecke unterlegen kann; dieß ist nur in der Kunst möglich, wo die Menschennatur zur Anschauung kommt! Legt nicht erst dadurch der Künstler einen bestimmten Sinn, einen bestimmten Gehalt in seine Naturgemählde, daß er sie durch Menschenfiguren beseelt und fixirt?

Ich gebe zwar gern zu, daß jene teleologisch-religiöse Stimmung dem Geiste wohlthue, indem sich ihr etwas vom Erhabenen zugesellt — denn von der weisen Einrichtung in der Natur wird man leicht auf einen unendlichen, allmächtigen Urheber derselben geführt — ob sie gleich für mich, der ich anderer Ueberzeugung bin, keine Bedeutung hat: aber sie ist doch kein eigentliches Schönheitsgefühl, wie das, in welches uns ein Kunstwerk versetzt; sondern die Quellen jenes teleologischen Gefühls sind trübe und zusammengesetzt. *)

Jena.

Fr. Ast.

*) Der Herausgeber behält sich vor, über diesen ihm zugesandten Aufsatz seine Meynung ein andermal zu sagen. Die Natur hat allerdings einen Zweck, obschon nicht den eines menschlichen Künstlers.

X.

X.

Frid. Iacobs Animadverſiones in epigrammata Anthologiae graecae ſecundum ordinem analectorum Baunckii. Vol. I. P. I. Praef. et prolegg. CLXXXIV S. Animadverſiones 438 S. Pars II. 515. S. 1798. Vol II. Pars I. 420. S. 1799. Pars II. Praef. XVI. Animadverſſ. 412. S. 1800. Leipzig, bey Dyk. gr. 8.

Analecta critica in Anthologiam graecam cum ſupplemento epigrammatum maximam partem ineditorum. Collegit Imm. G. Huſchke. Jena und Leipzig, b. Frommann 1800. XXIV. und 310. Seit. gr. 8.

Σκολια, h. e. carmina convivalia Graecorum metris ſuis reſtituta et animadverſionibus illuſtrata, praemiſſa diſquiſitione de hoc genere carminis edidit Car. Dav. Ilgen. Jena, bey Cröker 1798. CCVIII. u. 288 Seit. 8.

Nachdem die griechiſche Anthologie von jeher durch ſo viel gute und böſe Gerüchte gegangen und ſo ſonderbare Schickſale erfahren hat, iſt ihr in der neueſten Zeit auf einmal ein glücklicher Stern auf-

aufgegangen, indem de Boſch in Holland, Chardon de la Rochette in Frankreich und Jacobs in Deutſchland dieſen unſchätzbaren Reſten der griechiſchen Muſe ihre Talente gewidmet haben. Auch Ilgen, Huſchke, und ganz zuletzt Fiorillo (in ſeiner Bearbeitung des Herodes Atticus) nehmen durch Bearbeitung einzelner Stücke der Anthologie Antheil an dieſem Verdienſt.

Von de Boſch's Ausgabe der Anthologie iſt bis jetzt nur der Text mit Hugo Groot's unübertroffner Ueberſetzung abgedruckt, Chardon iſt noch mit den Vorbereitungen zu ſeinem Unternehmen beſchäftigt, hat aber durch einzelne Aufſätze und Recenſionen im Magaſin Encyclopedique große Erwartungen erregt. Jacobs wird das Ziel zuerſt erreichen, indem er ſchon den größern Theil ſeiner Laufbahn zurückgelegt hat, an deren Ende ihm auch der Neid den wohlverdienten Kranz zuerkennen muß. Er hat zuerſt Licht in die Geſchichte der Anthologie gebracht, hat Tauſende von Stellen verbeſſert, und den Weg zum Verſtändniß jener Dichter und zum Genuß ihrer Schönheiten geebnet.

Als Jacobs das Werk begann, ließ ihn der Mangel handſchriftlicher Hülfsmittel, und beſonders einer treuen und vollſtändigen Collation der Vaticaniſchen Handſchrift der Anthologie des Cephalas, nicht an eine neue Recenſion des Textes denken. Er ſchränkte ſich auf einen berüchtigten Abdruck der Brunkſchen Analecta (jedoch mit Uebergehung der Gedichte des Solon, Tyrtäus, Mimnermus, der Jamben des Simonides, der lyriſchen Gedichte

dichte des Anakreon, der Sappho und Erinna, der Hymnen des Callimachus, der Bukolischen Gedichte, der Sillen des Timon und der Parodien des Matron, die nicht in diese Sammlung gehören) ein, der mit den Registern in 5 Theilen in den Jahren 1794 und 1795 erschien. Diesen sollte ein bloß kritischer Commentar begleiten, in welchem der Her. vorzüglich über die Beschaffenheit des Brunkschen Textes, und in wie fern sich dessen so weit vom gemeinen Text abweichende Lesarten auf Handschriften oder auf eigne und andrer Gelehrten Verbesserungen gründen, Rechenschaft ablegen wollte. Diesen Plan zeichnete der Her. in einer eignen Schrift: Emendationes in Epigrammata Anthologiae graecae auctore Fr. Iacobsio. Leipz. bey Dyk 1793. XVIII. und 60 S. gr. 8. vor, worin er auch Brunks kritisches Verdienst mit Einsicht würdigte, und dem Mann, den man damals für todt achtete, eine seiner würdige Parentation hielt. Indeß so groß auch der Fleiß und die Sorgfalt des Her. war, den Quellen der Lesarten nachzuforschen, so hätte er doch an unzähligen Stellen keine Auskunft geben können, hätte ihm sein gutes Geschick nicht eine authentische Abschrift der Vaticanischen Handschrift zugeführt. So ängstlich die Vaticanische Handschrift selbst bis dahin von den Argusaugen der Bibliothekare des Vatican bewacht worden war: so wurden sie doch durch einen Merkur, ich weiß nicht wie, eingeschläfert. Der preuß. Gesandschaftssekretair Uhden in Rom collatio-

kationirte diese wichtige Handschrift für Jacobs und schickte ihm die noch unedirten Epigramme derselben, aus welchen letztrer 19 Stück auf Kunstwerke im Tempel der Apollonis in Cycikus mit einem gelehrten kritisch-philologischen Commentar im zweyten Band seiner Exercitationes criticae in scriptores veteres. Leipz. bey Dyk 1797. S. 137 — 204 *) herausgab. Noch mehr, durch Uhdens Vermittlung brachte der Herzog von Gotha eine diplomatisch genau abgeschriebene, oder vielmehr nachgemahlte, Copie der Vaticana, welche sich Spaletti, Scrittore des Vatican, gemacht hatte, käuflich an sich, und überließ sie dem Herausgeber zum freyen Gebrauch. So konnte sich allmählig der Plan des Her. erweitern, und er beschloß nun auch, nach dem Wunsche des Publikums, die Erklärung der schwersten Stellen mit hineinzuziehen. Nach und nach und zum Theil erst, nachdem schon ein Theil des Commentars erschienen war, wurde der gelehrte Vorrath des Her. durch die kräftige Unterstützung der Heyne, Schneider, Suhm, de Bosch u. a. immer ansehnlicher und wichtiger. Er hat vier mehr oder weniger vollständige Abschriften der Anthologie, die aus Guyet's und Vosse'ns Handschriften geflossen sind, außerdem noch einige Bruchstücke aus Handschriften der Anthologie. Die wichtigsten alten Ausgaben, vorzüglich die Venetianische

1550

*) Vergl. Chardons gelehrte Recension im Magasin encyclop. T. 5. An. 5. p. 259. ff.

1550 stehen ihm zu Gebote. Von handschriftlichen Anmerkungen der Gelehrten besitzt er einen großen Schatz, und zwar von Isaac Casauboni, Joseph Scaliger, Guyet, Saumaise, Corn. de Pauw, Reiske, Schneider. Auch Heyne hat dem Her. Bemerkungen über manche Stelle mitgetheilt. Im Besitz solcher Hülfsmittel konnte ein Mann, dem Deutschland den ersten oder zweyten Platz unter seinen Kritikern einräumt, die Kritik des Textes mit dem Erfolg bearbeiten, den wir in den Animadversionibus finden. Es bleibt nun verhältnißmäßig nur noch eine kleinere Zahl von Stellen übrig, in welchen der Her. nicht nachweisen konnte, aus welchen Quellen Brunks Lesarten entsprungen sind. Dem ersten Herausgeber der Analecten käme es zu, hierüber selbst die nöthigen Aufklärungen zu geben, und nicht bey den vereinigten Bemühungen so vieler um ein Werk, um welches er selbst so viel Verdienst hat, itzt allein unthätig zu seyn.

Das bis jetzt verworrne Chaos der Geschichte der griechisch. Anthologie erhält in den meisterhaften Prolegomenen die erwünschteste Aufklärung. Wo noch Dunkelheit herrscht, sind wenigstens Winke und Data zur künftigen Aufhellung angegeben. Die erste Grundlage unsrer Anthologie war der liebliche Dichterkranz, den der Cyniker Meleager aus Gadara bereits vor Christus, zur Zeit des letzten Seleucus, aus den süßesten und reizendsten Dichtern der ältern und seiner Zeit flocht und in welchen er seine eignen Gedichtchen einreihte. Eine

wun-

wunderliche Grille war es, daß er die Folge der Epigrammen nach der Ordnung der Anfangsbuchstaben bestimmte. Nach ihm besorgte Philippus aus Thessalonich, ungefähr gegen das Ende des ersten Jahrhunderts, eine Blumenlese von geringerm Umfang aus neuern Dichtern. Eine Sammlung eines Diogenianus unter Hadrian wird zwar erwähnt, ist uns aber nicht weiter bekannt. Die sogenannte Musa des Strato, im 2ten Jahrhundert, umfaßte nur aus Meleagers und Philippus Sammlung die Epigrammen, die sich auf Knabenliebe beziehen. Zu Justinians Zeit, gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, suchte Agathias Scholasticus in seinem Cyclus die duftendsten Blüthen der Versificatoren seiner Zeit zu erhalten; er vertheilte die Epigrammen nach der Verwandtschaft des Inhalts in sieben Bücher. Agathias Proömium dazu hat der Her. hier zum erstenmal vollständig aus der Vaticanischen Handschrift abdrucken lassen, und mit Anmerkungen begleitet. Aus diesen sämmtlichen Sammlungen haben wir nur noch so viel übrig als in die vielumfassende Anthologie des Constantinus Cephalas, die wahrscheinlich in das zehnte Jahrhundert zu setzen ist, daraus theils unmittelbar theils mittelbar verpflanzt worden. Sie ist, wie die des Agathias, nach dem Inhalt geordnet, und enthält eine Auswahl von Epigrammen aus den Sammlungen des Meleager, Philippus und Agathias, nebst vielen andern in jener Blumenlese nicht befindlich gewesenen Gedichtchen. Sie hat

sich in der einzigen oft erwähnten Handschrift, die einst von Heidelberg in den Vatican und aus diesem jüngst nach Paris wanderte, erhalten; aber auch hier nicht einmal ganz vollständig, indem die poetischen Inschriften auf Werke der Kunst fehlen. Der Her. hat hier mit großer Genauigkeit den Vaticanischen Codex beschrieben. Er ist zum Theil unmittelbar oder mittelbar aus einer Handschrift eines gewissen Michael Maximus, der sie vom Original des Cephalas eigenhändig abgeschrieben hatte, copirt. Voran steht in der Vaticana ein Inhalts-Verzeichniß, welches der Abschreiber vielleicht so im Codex des Michael Maximus vorfand; aber von dem er in der Anordnung der Epigrammen nachher abgewichen seyn muß. Soviel ist aus der Beschaffenheit des Vaticanischen Codex wahrscheinlich, daß in den Handschriften der Constantinischen Anthologie schon damals bedeutende Verschiedenheiten und in der einen mehr, in der andern weniger Epigramme waren. Und daraus ließe es sich denn auch begreifen, wie im vierzehnten Jahrhundert der Mönch Maximus Planudes in seiner aus dem Constantinus compilirten Anthologie zu der beträchtlichen Anzahl von Epigrammen auf Kunstwerke gekommen, die wir doch nicht in der Vaticanischen Handschrift der Anthologie des Cephalas finden. Sie sind nach der Vermuthung des Her. aus einer vollständigeren Handschrift derselben entlehnt, und wer weiß, ob nicht der gottesfürchtige Mönch dieses etwa damals noch einzig vorhandne vollständige Exemplar ver-

nich-

richtete, nachdem er seine castrirte in Mönchsgestalt umgeschaffne und unschädlich gemachte Ausgabe der Anthologie vollendet hatte!

Auf die Geschichte der Entstehung der verschiednen Epigrammen-Sammlungen läßt der Her. die kritische Geschichte der Bearbeitung und der Ausgaben der Anthologie des Constantinus und des Planudes folgen. Zuerst handelt er von den Ausgaben und Bearbeitungen der Planudeischen Anthologie, dann von Saumaise's Verdiensten um die Anthologie des Cephalas, ferner von Lucas Langermann, von den Abschriften der Vatikanischen Handschrift, von den neuern Gelehrten, d'Orville, Jens, Leich, Reiske, Klotz und Schneider, die sich um die Anthologie des Cephalas verdient gemacht, von Brunks Analekten, deren Herausgeber hier, seinem kritischen Charakter nach, gründlich geschätzt wird, endlich von den Gelehrten, die sich nach Brunk mit der Anthologie mehr oder weniger beschäftigt haben, nämlich Wyttenbach, Heyne, Wakefield, Manso, Ilgen und Meinecke. Auf die Prolegomenen folgt der philologisch-kritische Commentar, der bey aller gedrungenen haushälterischen Kürze eine Fundgrube für Kritik und für Erläuterung der Dichtergelehrsamkeit und Dichtersprache ist. Manche Epigramme erhalten eine ausführlichere, mehr mit verschwenderischer Gelehrsamkeit ausgestattete Erläuterung und Bearbeitung in Ilgens und noch mehr in Huschke's Schriften.

Im ersten Bande des Jacobsischen Commen-

tars nimmt die Bearbeitung der Scolien nur einen kleinen Raum von S. 291 — 310 ein, denen Ilgen eine eigne Schrift gewidmet hat, die sich vorzüglich durch eine treffliche Abhandlung über die Scolien und durch metrische Erörterungen und Bemerkungen in derselben und in den Anmerkungen, welche ganz des Lehrers von dem Metriker Hermann würdig sind, und dessen Grundsätze und Ansichten bald unterstützen, bald bestreiten, auszeichnet. Die Abhandlung verdient es, daß wir die ihr gewidmete Aufmerksamkeit beweisen. Sie ist aber so reich an Gelehrsamkeit, daß wir nur die Hauptdata ausheben können. Sie umfaßt die Tischlieder der Alten überhaupt und giebt S. 85 ff. die Hauptstellen über dieselben und namentlich über die Scolien aus dem Dicäarchus beym Suidas und einem Scholiasten des Lucian, aus dem Artemon beym Athenäus, aus dem Aristoxenus und Phyles beym Suidas und aus dem Plutarch an, bey welchen jedoch noch einiges anzumerken ist. Ob es gleich daraus deutlich hervorgeht, daß man sich dreyer Arten von Tischliedern hinter einander bedient, wovon die erstern von der Tischgesellschaft gemeinschaftlich, die zweyten von jedem einzelnen nach einander und die dritte, die eigentlichen Scolien, nur von den Geschicktern gesungen worden: so herrscht doch noch in der Stelle des Suidas und Athenäus eine kleine Dunkelheit, welche aber durch Kritik leicht gehoben wird. Dicäarchus sagt beym Suidas und anderwärts, auch bey einem Scholiasten des Plato in Siebenkees Anecdota graeca S. 29 ff.

29. ff., es gebe drey Gattungen von Tischliedern, aber in der Aufzählung spricht er nur von zweyen: τὸ μὲν ὑπὸ πάντων ᾀδόμενον καθ' ἕνα ἐξῆς, τὸ δ' ὑπὸ τῶν συνετωτάτων. (Ilgen S. 153.) Der Rez. von Siebenkees in der Allg. L. Z. 1799. N. 28. vermuthet mit Recht, der Fehler müsse sich schon in einem Codex des Dicäarchus gefunden haben, und aus demselben von den mechanisch nachschreibenden Compilatoren fortgepflanzt worden seyn, da die Siebenkeesische Verbesserung so nahe liegt: τὸ μ. ὑπ. π. ᾀδόμενον, τὸ δὲ ὑπὸ πάντων μέν, οὐδ' ὁμοῦ, ἀλλὰ καθ' ἕνα ἐξῆς u. s. w. So ist auch bey der Charakterisirung der zweyten Art von Liedern im Athenäus 15 S. 694. das bestimmende Wort ἅμα ausgefallen und man muß lesen: τὸ δὲ δεύτερον, ὃ δὴ πάντες μὲν ἥδον, οὐ μὴν ἅμα, ἀλλά γε ꝛc. wie schon die folgenden Worte, welche sich hierauf beziehen, zeigen: τὸ μηθ' ἅμα, μηθ' ἑξῆς γενόμενον. Athenäus und Plutarch nennen, nicht so genau wie Dicäarchus, nur die letzte oder dritte Gattung der Tischgesänge Scolien, sondern sie brauchen diesen Namen für Tafellieder überhaupt, und diese Nachläßigkeit theilt mit ihnen eine von Ilgen übersehene und aus dem Plutarch entlehnte merkwürdige Stelle des Clemens von Alexandria 2 S. 168. D. Sylburg: ἐν τοῖς παλαιοῖς Ἕλλησι παρὰ τὰς συμποτικὰς εὐωχίας καὶ τὰς ἐπιψεκαζούσας κύλικας, (eine Floskel des Gorgias, Athenäus 11 S. 504 D.) Ἑβραϊκῶν κατ' εἰκόνα ψαλμῶν, ᾆσμα τὸ καλούμενον σκολιὸν ἤδετο. κοινῶς ἁπάντων

ἅμα φωνῇ παιανιζόντων. ἐσθ' ὅτε δὲ καὶ ἐν μέρει περιελιττόντων τὰς προπόσεις τῆς ᾠδῆς, οἱ δὲ μουσικώτεροι αὐτῶν καὶ πρὸς λύραν ᾖδον. Die erſte Gattung der Tiſchlieder, womit man gleichſam den erſten Akt des Geſangs begann, waren Päane oder Loblieder auf irgend eine Gottheit (Ilgen S. 152. 187.), welche gemeinſchaftlich geſungen wurden. War dieſes vorbey, ſo reichte der Wirth dem oberſten Gaſt eine Cither, und einen Myrtenzweig, und dieſer begann nun mit der Cither, oder wenn er derſelben nicht kundig war, bloß mit der Myrthe in der Hand, ein Lied irgend eines griechiſchen Dichters, des Simonides, Steſichorus, Anakreons, auch wohl der Tragiker zu ſingen. Hörte er auf, ſo übergab er das Inſtrument dem nächſten, und ſo ſang und ſpielte oder ſang wenigſtens ein jeder der Gäſte ohne Ausnahme, nach der Reihe, in welcher ſie ſaßen, ein Lied. Aehnlich war die Sitte bey den Spartanern, wo, nach dem Athenäus 14, 7 S. 630 F. das Heer bey ſeinen Gaſtmälern und Päanen auch die Lieder des Tyrtäus Mann für Mann (καθ' ἕνα) ſang; der Polemarch erkannte dem beſten Sänger ein Stück Fleiſch zu, wie bey den Scolien dem Sieger ein Becher mit Wein zur Belohnung überreicht worden zu ſeyn ſcheint. (Ilgen S. 162.) Wenn Ilgen S. 157 vermuthet, daß man bey dieſem zweiten Akt auch Homeriſche Rhapſodien geſungen haben möge, ſo hat dieſe Vermuthung nichts unwahrſcheinliches; nur dürfte ſie nicht aus dem Scholiaſten von Ariſtophanes Wolken V. 1367. zu erweiſen ſeyn, deſſen Worte gewiß

wiß nur so viel sagen: Man sang mit dem Myrtenzweig in der Hand Gesänge des Aeschylus, wie die Rhapsoden mit dem Lorbeer in der Hand Homerische Gedichte sangen. Diese Aehnlichkeit mit den Rhapsoden, auch in Absicht des Zweiges, den sie hielten, würde vom Verf. vielleicht weiter verfolgt worden seyn, hätte er genauer die von ihm selbst angeführten Worte des Scholiasten zu Aristophanes Wespen 1217 beachtet, welcher zwar offenbar hier die zweyte Art der Tischgesänge mit der dritten, oder den Scolien verwirrt, aus dessen Worten aber doch so viel zu erhellen scheint, daß der Sänger eines Liedes vom Stesichorus ꝛc. so weit sang, als ihm beliebte, und daß der folgende da fortfuhr, wo jener stehen geblieben war. Und von dieser Art zu singen möchten wir auch die Worte des Athenäus 15 S. 694: sie sangen in einem bestimmten Umlauf ἐξ ὑποδοχῆς, nehmen, welches uns gleichbedeutend zu seyn scheint mit dem, was von den Homerischen Rhapsoden gesagt wird: sie hätten ἐξ ὑπολήψεως rhapsodirt, welches Leo Allatius in Wolfs Prolegg. Homer. p. CXL. so erklärt: ita ut alius alii succederet, seu, ubi unus desiisset canere, alter inde, quod sequeretur, auspicaretur. Jetzt folgt die dritte und merkwürdigste Gattung des Tischliedes, Scolion, welches zur Cither und Myrte, oder wenigstens zur letztern, nur von den Gebildetern in der Gesellschaft gesungen wurde. Es hatte Aehnlichkeit mit den aus dem Stegreif gesungenen amoibäischen oder Wechselliedern der Buko-

liſchen Dichtkunſt, wie wir ſie beym Theokrit und Virgil finden. Einer fing an in einem Verſe einen Gott oder Menſchen zu preiſen, eine Lehre der Weisheit einzukleiden oder von Liebe und Wein zu ſingen. Drauf überreichte er Cither und Myrte wem er wollte, oder wem er die Geſchicklichkeit zutraute aus der Geſellſchaft, ohne Beobachtung der Ordnung, jedoch, wie es nach einer Stelle des Ariſtophanes ſcheint, ſo, daß ſie jeder rechts weiter gab, und die wahrſcheinlichſte Meinung iſt, daß dieſe Gattung des Geſangs von dieſem unordentlichen Umgehen den Namen Scolion, gleichſam ein Schlangen- oder Zickzacklied erhalten habe. Wer nicht für ungebildet gelten wollte, empfieng die Inſtrumente des Geſanges, und fügte zu dem Vers ſeines Vormannes einen andern, wo möglich in demſelben Versmaaße, worin er denſelben Gedanken weiter ausſchmückte oder ausſpann. Eben ſo machten es die folgenden. Der letztre ſcheint wieder einen neuen Gegenſtand angefangen zu haben, und ſo ſcheint die Reihe oft mehr als einmal an jeden dieſer Auserwählten gekommen zu ſeyn. Der Verf. macht dieſe ganze Einrichtung vorzüglich durch eine Stelle in Ariſtophanes Weſpen V. 1217 ff. wahrſcheinlich, und wendet ſie ſehr ſcharfſinnig auf verſchiedne der noch vorhandnen Scolien an. Das berühmte Scolion auf den Harmodius und Ariſtogiton wird in vier abgetheilt, und wurde von vier Sängern geſungen; das Scolion auf den Ajas Telamons Sohn wird in zwey zerſchnitten, und die zwey Scolien: die Wünſche,

(17.

(17. 18.) als zusammengehörig, das letztre als Antwort oder Fortführung des erstern, betrachtet. Schade, daß die so wahrscheinliche Hypothese sich nicht an den übrigen Scolien bewähren ließ, deren Anzahl der Verf. über Gebühr gehäuft zu haben scheint, indem er zu den 23 Scolien, die in den Analekten beysammen stehen, noch eine beträchtliche Anzahl hinzugefügt hat, die bey Brunk zerstreut unter den Gedichten des Simonides vorkommen, gewiß nicht alle in diese Klasse gehören, und zum Theil Bruchstücke größerer Gedichte sind. Damit seine Hypothese an mehreren dieser Scolien nicht scheitere, sah er sich genöthigt anzunehmen, daß wir von mehreren nur den Anfang, nicht die Gegenstücke oder Fortsetzungen noch besitzen. (Warum der Verf. keinen Gebrauch von Pindars Scolien Heyn. Pindar. T. 3. p. 18 — 27. gemacht haben mag, aus denen er für seine Ansicht von der Beschaffenheit der Scolien vielleicht einige Bestätigung gewonnen hätte?) Für die älteste Art von Scolien hält der Verf. S. 115. die Spottlieder (s. die Scholien zum Vatican. Codex in Jacobs Prolegg. p. 72.), die aus jambischen Versarten bestanden. Terpander soll ihnen zuerst eine bestimmte Melodie gegeben haben. Die Sache, oder diese Gattung des Liedes, war wohl schon früh da, viel eher als der Name. Zuerst wurden sie vermuthlich in Dichter-Zirkeln von den ausgezeichnetsten Barden theils zum Vergnügen, theils in poetischem Wettstreit bey Gastmählern aus dem Stegreif gesungen. Glückliche

Liederchen der Art behielt man auf, und ſie kamen zum Theil mit den Namen ihrer erſten Urheber auf die Nachkommen. Man behielt die alte Dichterweiſe bey den Gaſtmälern bey: aber vielleicht machten nur Wenige Scolien aus dem Stegreif; ſondern ſie hatten eine Menge alter Scolien einſtudirt und auswendig gelernt, und mit dieſem Vorrath verſehen, ſuchten ſie denn ihre Verſe den von ihren Vormännern angefangnen Scolien anzupaſſen. So finden wir beym Theophraſt Charakt. C. 27 (10 bey Schneider) einen ſechzigjährigen Greis, der noch Scolien (ῥήσεις, vgl. C. 15 (23) gegen das Ende u. daſ. Caſaubon Obſſ. p. 172 f. Fiſcher) auswendig gelernt hat, aber ſtecken bleibt, indem er ſie beym Trinkgelag ſingen will. In dieſe Zeit, wo ſich in gemiſchten Geſellſchaften nicht jedermann Scolien zu ſingen getraute, gehört vermuthlich der Name der Scolien, der darauf hinwies, daß die Leyer nur dem und jenem ohne Ordnung überreicht wurde. Dieſen Namen finden wir erſt beym Pindar und Ariſtophanes. Der Verf. hat bewieſen, daß ſowohl bey der zweyten Gattung der Tiſchlieder, als bey den Scolien, Cither und Myrte gebraucht wurde; Plutarch und Clemens dürfen daher nicht gehört werden, wenn ſie angeben, daß die Leyer erſt bey den Scolien hereingebracht worden. Ein andrer Umſtand iſt aber der Aufmerkſamkeit des Verf. entgangen, daß zu den Scolien auch die Flöte bisweilen von einer Flötenſpielerin geblaſen worden zu ſeyn ſcheint. Bdelyleon ſagt in Ariſtoph. Weſpen V. 1214 ff.

zum

zum Philocleon: „Die Flötenspielerin bläst; die Gäste sind da; schicke dich an, die Scolien auf eine geziemende Weise fortzusetzen", und Cratinus sagt beym Scholiasten z. Aristoph. Wespen V. 1231. „das Scolion auf die Clitagora singen, wenn die Weise des Scolions auf den Admet geflötet wird." Noch fügt der Verf. den drey Arten von Tischliedern die sogenannten κώμους bey, die beym Schmause junger Leute gebräuchlich waren. Sie wurden am Schlusse des Trinkgelags nach der Flöte zur Ehre ihrer Mädchen gesungen, und endigten sich gewöhnlich mit einem wilden Ständchen (κῶμος), das die von Lust und Wein Trunknen in der Nacht ihren Freundinnen brachten. Noch glauben wir hier der Tischlieder der Römer gedenken zu müssen, über welche der Verf., nicht ohne sich zu widersprechen, S. 48 und S. 62—64. redet. Wie konnte er S. 48 behaupten, die Sitte dieser Tischgesänge, worin Thaten der Vorfahren, nach dem Cato, zur Flöte, nach Quintilian zur Flöte oder zum Saitenspiel, gesungen worden, a Romanis turpem habitum et a majorum institutis abhorrentem, da ja Cicero an zwey vom Verf. angezognen Stellen dem Cato in seinen Originibus diese Sitte der Vorfahren nacherzählt, daß die Gäste nacheinander die Thaten und Tugenden berühmter Männer nach der Flöte gesungen hätten? Und wenn Cicero hinzusetzt: honorem tamen huic generi (den Dichtern überhaupt) non fuisse declarat oratio Catonis, in qua objecit, ut probrum

M. Nobiliori, quod is in provinciam poëtas duxisset: so widerspricht dieß ja dem obigen nicht. Denn erstens kann des strengen, finstern Cato individuelles Urtheil nicht als allgemeines Urtheil der Römer gelten, und zweytens konnte man ja Lieder der Dichter singen, und diejenigen, welche Profession von der Poesie machten, doch geringschätzen, wie man in Rom das Vergnügen der Schauspiele schätzte, und den Schauspieler doch selbst gering achtete. Sicher hatten die Römer diese Sitte der Tischlieder nicht von den Griechen, sondern von den Etruriern, mit den Etruriſchen Pfeifern, erhalten, und, wenn sich Quintilian 1, 10, 20 nicht irrt, so war sie schon zu Numa's Zeiten in Rom eingeführt: Quae, sagt er, cum omnia sint a Numa rege instituta, faciunt manifestum, ne illis quidem, qui rudes ac bellicosi videntur, curam musices, quantam illa recipiebat aetas, defuisse. Und dieses Urtheil scheint uns richtiger zu seyn als das von Böttiger zum Horaz S. 271: der alte Cato habe vielleicht gemeint, die Römer hätten die Scolien der Griechen gesungen; da eigenthümliche Lieder der Römer zu ihrer frühern Uncultur nicht zu passen scheinen. Es waren natürlich kurze, rauhe Lieder, wie sie fast jede rohe Nation hat. Wie wäre es glaublich, daß man in den ersten Jahrhunderten Roms die griechischen Scolien gesungen hätte! Der patriotische Horaz wünschte jene alte Sitte der Verherrlichung der Ahnen durch Tischgesänge zurückzurufen. Er singt 4, 15, 25 ff.

Nos-

Nosque et profestis lucibus et sacris,
Inter jocosi munera Liberi,
Cum prole matronisque nostris,
Rite deos prius adprecati,
Virtute functos, more patrum, duces,
Lydis remixto carmine tibiis,
Trojamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canemus.

Wie ähnlich der griechischen Sitte! Die Päane gehen voraus; zuletzt folgen die Lieder auf die National-Helden. Unter der lydischen Flöte könnte man zwar die Etrurische verstehen, da die Römer diese und vermuthlich mit ihr auch den Gebrauch der Tischlieder aus Etrurien überkommen haben: indeß wären wir geneigter an die eigentlich sogenannte lydische Flöte zu denken und zu glauben, daß der gräcisirende Horaz an die Tonart, welche μιξολυδιστι genannt wurde, gedacht habe, wiewohl Mitscherlich diese Erklärung für zu gesucht hält. Auch würden wir dabey nicht sowohl mit Mitscherlich an die Sappho denken, welche von einigen für die Erfinderin des tonus mixolydius angesehen wird, als an den Cither- und Flötencomponisten Terpander aus Lesbus, dem dieselbe Erfindung beym Plutarch de musica p. 1140 E. zugeschrieben, und der eben daselbst der Erfinder der Melodie der Scolien genannt wird. Diese Scolien-Weise hätte also Horaz andeuten wollen. Auf ähnliche Art, wie er, sagt Plutarch a. O. p. 1132 D. vom Terpander: νόμους ἐν ἔπεσι διαμιγνύων. Die Uebersicht der Abhandlung über die

Sco-

Scolien hat uns so viel Raum weggenommen, daß uns keiner mehr für den kritisch-metrischen Commentar zu den Scolien selbst übrig bleibt. Der Verf. hatte anfangs Jacobs Commentar zu den Analekten noch nicht, erhielt ihn aber noch zeitig genug, um in Nachträgen das Wichtigste daraus nachzuholen. Beide scharfsinnige Kritiker treffen oft zusammen, oft ergänzen oder berichtigen sie einander. In dem Commentar beobachtet Ilgen kein gleiches Maas, er ist bisweilen sehr kurz, meist aber sehr ausführlich. Der Bestimmung der Versmaaße hat er eine besondre Aufmerksamkeit gewidmet, und der bescheidne Jacobs ist gewiß der erste, der ihm wegen dieses Verdienstes die Palme darreichen wird. An kritischem Scharfsinn weicht dagegen der letztre dem erstern, wiewohl sich Ilgen auch hier, wie in andern Erzeugnissen seines Geistes, als einen nicht unglücklichen Kritiker bewährt hat.

Bey der Jacobsischen Bearbeitung des ersten Bandes der Anthologie erregten unter andern die Aristotelischen Epigramme unsre Aufmerksamkeit. Zwischen dem schönen Scolium auf die Tugend und den trocknen Grabschriften auf die Homerischen Heroen ist ein so grosser Abstich, daß sich vermuthlich dadurch einige, besonders Tzeza, bewogen fühlten, die letztern dem Stagiriten abzusprechen. Allein aus der verschiednen Art dieser Gedichtchen erklärt sich hinlänglich der verschiedne Ton derselben. Ein Lobgedicht auf die Tugend und auf einen tugendhaften Freund, bestimmt zum Gesang und

zur

zur Musik, muß mehr Poesie enthalten als Epitaphien, bey denen man nichts als eine schlichte, einfache Darstellung verlangte. Es ist bekannt, daß sich Aristoteles sehr viel mit dem Homer beschäftigte; daß man von ihm eine Bearbeitung der Ilias, ferner Aporemata und Problemata Homerica (Wolf. prolegg. Hom. p. 183. f.) und außerdem einen sogenannten Peplos (Tzeza z. Hesiod. p. 13 zum Lycophron V. 488. citirt es οἱ πέπλοι) hatte, welcher vermischte Geschichtchen enthalten haben soll, unter andern, nach dem Eustathius, Genealogien der Homerischen Helden und Epigrammen auf dieselben, und ein Verzeichniß der griechischen Flotte vor Troja. Die Epigrammen auf die Helden nahm Porphyr in seine Schriften über den Homer auf und durch ihn haben sie sich wahrscheinlich bis auf uns erhalten. Ob das ganze Werk des Aristoteles, seine Genealogien, sein Schiffs-Verzeichniß, so wie die Grabinschriften, in Versen oder in Prosa war, wissen wir nicht. Aristoteles trat vermuthlich in die Fußtapfen so vieler Dichter und Historiker, die in weitläuftigen Werken jenen Gegenstand abgehandelt hatten. Der Homerische Schiffs-Catalog selbst ist höchst wahrscheinlich kein Werk des Homer, der schwerlich eine so umfassende und ins Einzelne gehende Kenntniß der Geographie Griechenlands hatte; aber doch ein sehr altes Werk. Indeß war es nicht das einzige Gedicht über diesen Gegenstand. Auch in den cyprischen Gedichten kam ein ähnliches Verzeichniß vor. Ein Dichter und Rhe-

tor

tor, Polus (dem auch eine Tragödie die Troades zugeschrieben wird) schrieb, nach dem Suidas, eine Genealogie der Hellenen und Barbaren, welche am Trojanischen Kriege Theil nahmen; vom Simonides Carystius hatte man, nach dem Suidas, ein episches Gedicht: die Versammlung der Achäer in Aulis. Damastes aus Sigeum, ein Geschichtschreiber und Zeitgenosse des Herodotus, dem Suidas zufolge, schrieb von den Eltern und Voreltern der Helden, die gen Troja zogen; mit welchem Werk vielleicht eins war, was der Lexicograph unter dem Titel: Verzeichniß der Völker und Städte nennt. Vergl. Strabo S. 873. B. Aehnliche gelehrte Werke hatte man vom Apollodor, Menegenes, Apollonius und Demetrius. Was die Grabinschriften des Aristoteles anlangt, so folgen sie der Ordnung, in welcher die Helden im Homerischen Schiffsverzeichnisse aufgeführt sind. Die Epigrammen auf die griechischen Helden stehen in der Sammlung der Anthologie, die aus einer mediceischen Handschrift geflossen ist, fast vollständig: aber auf die Bundsgenossen der Troer finden sich hier nur einige Epigrammen; welche Lücke aber, zwar nicht ganz ausgefüllt, doch einigermaßen aus den Scholien des Tzeza zu seinen Homericis (in Jacobsens Ausgabe) ergänzt werden kann, wo einige von den Aristotelischen Epigrammen angeführt werden, die nicht in der Anthologie stehen. Nach N. 41. in der Anthologie setzen wir das Epigramm auf den Dolon Schol. Tzez. V. 190. Nach N. 42. das auf den Pandarus

V. 69;

V. 69; dann auf die Thracier Prothous und Acamas V. 42. auf den Rhesus V. 190, zwey Epigrammen auf den Glaucus und Sarpedon V. 220. Beym Ausonius finden sich Epitaphia heroum, qui bello Troico interfuerunt, deren griechische Originale er seiner Angabe nach bey einem Philologen fand und ins lateinische übersetzte. Aus ihnen sieht man, daß es verschiedne solche Sammlungen gab, und daß unter der, welche Ausonius vor sich hatte, nur einige Aristotelische waren; indem nur Ausonius Epigramm 1. 2. 3. 7 und 11 mit Aristotelischen übereinstimmt, andre gänzlich von diesen abweichen, die meisten aber wenigstens nicht in der Sammlung der Aristotelischen Epigramme, die wir besitzen, vorkommen. Die ersten 12 Epigrammen des Ausonius sind den griechischen Helden, die übrigen von N. 13 — 26. den Troischen und ihren Mitstreitern gewidmet. Sie weichen viel mehr vom Homer ab als die Aristotelischen.

Offenbar legte Aristoteles das Homerische Schiffs-Verzeichniß seinen Epitaphien zum Grunde, er stellte die Helden desselben in der nemlichen Ordnung auf, er ahmte sogar einzelne Ausdrücke und Verse des Homer nach, aber er benutzte auch Nachhomerische Dichter und Sagen, vornehmlich in den Angaben von dem Tod der Helden. Daß nach N. 1. Peneleus in Böotien begraben, nach dem Homer aber 17, 597 bey Troja gefallen, ist wohl nur ein Schein-Widerspruch. Man brachte vermuthlich seine Gebeine mit in das Vaterland

zurück, wie, nach N. 2, die des Ascalaphus und Jalmenus. Der Cephissus wird in N. 1 zu Böotien gerechnet, der im Homer V. 523. bey den Phocensern genannt wird. Zwischen N. 2 und 3 muß ein Epigramm auf die Phocenser Schedius und Epistrophus ausgefallen seyn. N. 4. wird auch vom Tzeza zu den Homericis V. 38 angeführt. N. 6 auf Ajas den Telamonier weicht so ganz von dem Ton der übrigen Epigrammen ab, ist so schön, ist auch das einzige, was aus zwey Distichen besteht, daß wir uns kaum überzeugen können, daß es in diese Reihe gehöre. Das folgende Epigr. N. 7 betrifft den Teucer, der im Schiffs-Verzeichniß nicht ausdrücklich vorkommt, man müßte denn annehmen, daß V. 557 bey Erwähnung des Salaminischen Ajas ein oder ein paar Verse ausgefallen wären, welche den Teucer erwähnt hätten, da es ohnedem auffallend ist (s. Eustathius), daß dem Telamonischen Ajas im Catalog ein einziger Vers gewidmet ist. Allein auf diese Vermuthung rechnen wir nichts, da auf gleiche Weise nach dem Epigramm auf den Nestor in N. 15 eine Inschrift auf Nestors Sohn, Antilochus, vorkommt, der auch nicht besonders im Catalog vorkommt. Eben so in N 17. 18. Dem Diomedes, Sthenelus und Eurylus, die bey Homer zusammen erwähnt werden, werden in N. 8 und 9 zwey Epigrammen gewidmet. Hier scheint auch ein Epigramm auf die Mutter des Diomedes eingeschaltet werden zu müssen, welches Tzeza zu den Homer. V. 113 anführt. Einige

Hel-

Helden beehrt Aristoteles mit zwey Epigrammen, wie den Agamemnon N. 10. 11 den Nestor 13. 14 den Ulysses 20. 21. Auffallend ist, daß der Arcadier Agapenor N. 16 König der Taphier genannt wird. Kam etwa unter der Menge alter Sagen auch die vor, daß Agapenor auf der Rückkehr von Troja an die Taphischen Inseln verschlagen worden und daselbst geherrscht habe? Allein es ist uns wahrscheinlicher, daß statt Ταφίων gelesen werden müsse: Παφίων, weil er wirklich als Herrscher von Paphos vorkommt. S. Heyne z. Apollod. 3. S. 724. Nach N. 24 auf den Anführer der Rhodier Tlepolemus folgt noch ein besondres Epigramm auf einen sonst nicht bekannten Deipylus, Sohn des Tlepolemus, dessen Namen Aristoteles anderswoher als aus dem Homer entlehnt zu haben scheint. Auffallend ist, daß N. 27. vom Phidippus und Antiphus gesagt wird: Γαῖα πατρὶς κώμη ἦδ' Ἐφύρα κατέχει. Beyde waren, nach Homers Catalog v. 677. (und das. die Scholien) aus der Insel Cos, Enkel des Herkules, der Cos erobert und daselbst mit der Chalciope, des Königs Eurypylus Tochter, den Thessalus, Vater des Phidippus und Antiphus, erzeugt hatte. Wie kommt nun Ephyra (welcher von den Oertern dieses Namens auch gemeint seyn mag) dazu, ihr väterlicher oder Geburtsort zu heißen? Will man die Stelle mit dem Homer ausgleichen, so müßte man lesen: Γαῖα πατρὶς Κώη Εὐρυπύλου κατέχει. Der Catalog 677 nennt κῶν, Εὐρυπύλοιο πόλιν. Allein das Gewagte dieser Ver-

änderung abgerechnet, ſcheint uns κώμη ächt und mit Nachdruck vom Dichter geſetzt zu ſeyn. Die Helden, welche das berühmte Troja zerſtörten (Τροίην πέρσαντε), deckt jetzt ein kleiner Flecken. Vielleicht wurde in irgend einem Nachhomeriſchen Gedicht dieſen beyden vorzüglich die Zerſtörung Troja's zugeſchrieben. Vielleicht war eine Sage, daß der Vater derſelben, Theſſalus, den Theſſaliſchen Ort Ephyra erbaut habe, von da etwa ſeine Söhne in ihr großväterliches Land auswanderten, deren Gebeine aber nach Ephyra zurückgebracht wurden. In N. 31 auf den Podarkes befremdet es, daß dieſer Sohn des Actor genannt wird (ſ. Jacobs), da er doch beym Homer V. 705 ein Sohn des Iphiclus heißt. An einen andern Actor aber als an dieſen Homeriſchen darf hier nicht gedacht werden. N. 32 auf den Philoktet muß, der Homeriſchen Anordnung zufolge, erſt nach N. 33 auf den Eumelus geſetzt werden. N. 38 würden wir nicht wie Brunk ändern. Euſtathius, auf welchen ſich ſeine Verbeſſerung gründet, ſcheint hier Ausdrücke aus zwey Epigrammen N. 37 und 38 in Eins verſchmolzen zu haben.

Eben ſo lehrreich als anziehend iſt die Vergleichung der Verbeſſerungen und Bemerkungen zweyer ſcharfſinniger Kritiker, eines Jacobs und Huſchke, über dieſelben Stellen der Anthologie. Huſchke beſchäftigte ſich während ſeines Aufenthalts in Holland viel mit der Anthologie, und nahm thätigen Antheil an de Boſchs Ausgabe der Planudeiſchen Anthologie. Seine Analecta beſtehen

theils

theils aus kritischen Erörterungen und Verbesserungen über viele Epigrammen der Brunkischen Analekten, theils aus einer mit Anmerkungen begleiteten Sammlung noch ungedruckter Epigrammen, die ihm Jacobs mit derselben Freygebigkeit und Uneigennützigkeit, mit welcher letzterer selbst von einem de Bosch u. a. bey seinem Unternehmen unterstützt worden, aus der Gothaischen Abschrift der Vaticanischen Handschrift zum beliebigen Gebrauch mitgetheilt hat. In den Anmerkungen zu den schon gedruckten Epigrammen bedient sich der Her. aller der Freyheit, welche die Form solcher Observationsbücher giebt, um sich von einem Gegenstand auf verwandte, von der Verbesserung eines Epigramms auf die Verbesserung andrer Dichterstellen, mit einem Wort, zu manchen Kreuz- und Queerzügen im Gebiet der Kritik und Philologie führen zu lassen. Ermüdet kommt man vielleicht von manchen dieser Irrgänge zurück, aber von keinem unbelehrt. Ueberdem hat sich der Verf. einer guten geschmackvollen Einkleidung bemächtigt, und dadurch den gewöhnlich so spröden, dürren Vortrag des Kritikus veredelt,

— — — — ἔτι τρίβολον πατέοντα,
Πρίνινον, ἐς χρύσεον σχῆμα μεθηρμόσατο,

um dem Dioscorides ein Distichon aus seinem Epigramm auf Sophokles Grabmahl abzuborgen, mit welchem sich das erste Kapitel der Huschkischen Analekten, jedoch unter manchen Abschweifungen, beschäftigt.

Mit den Bemerkungen des Verf. über dieſes ſo oft mißverſtandne Epigramm muß man deſſen Abhandlung über das Grabmahl des Sophokles und die Keledonen im N. T. Merkur 1800. St. 5 S. 38 ff. vergleichen. Man weiß nichts Zuverläßiges von der Beſchaffenheit dieſes Grabmahls, und vermuthlich beruht nur auf ältere Sagen und Epigramme (die vielleicht bloße Witzſpiele ſeyn konnten *) die einzige Angabe des ungenannten Lebensbeſchreibers des Sophokles: „Einige ſagen, man habe auf ſein Grabmahl eine Sirene geſtellt; nach andern war es eine Schwalbe von Erz". Vielleicht gründete ſich die erſtere Angabe bloß auf eine mißverſtandne Sage, deren Pauſanias 1, 21, S. 76 Facius gedenkt. Dem Feldherrn der Lacedämonier, die ins Attiſche Gebiet eingefallen waren, ſoll Dionyſus im Traum erſchienen ſeyn, und befohlen haben, der neuen Sirene die Ehre zu erzeigen, die den Todten gebühre, worunter er den Sophokles verſtand, der damals geſtorben war. Wie wenig eine Schwalbe, Chelidon, auf das Grabmahl des Tragikers paſſe, macht Huſchke einleuchtend, und ſeine Meinung, der Anonymus habe Keledon geſchrieben, hat ſehr viel

*) Mit Recht ſagt Huſchke S. 52: Hic enim campum nacti, in quo ingenium oſtentare poſſent, poëtae ſeriores, ſaepe numero opera expoſuerunt, aut quae nunquam vidiſſent, aut quorum exempla nullibi extarent. Vgl. S. 195 oben.

viel für sich. Um die Aufklärung dieses letztern, schon dem Eustathius nicht recht deutlichen Fabelwesens hat sich H. sehr verdient gemacht. Pindar soll der Schöpfer derselben gewesen seyn. Denn wenn dieser in seinem Päan auf Delphi sagte, goldne Keledonen hätten auf dem Hyperoon oder an dem Fronton (ἀετός nach Huschke's Verbesserung Merkur S. 43 praef. Analector. p. IX.) des Delphischen Tempels gesungen: so scheint der Vf. zu glauben, daß sie bloß in der Einbildungskraft des Dichters existirt, und von ihm nach der Weise der Homerischen Sirenen, wie die Alten selbst sagen, als eine Art von Musen oder vielmehr musikalische Zauberinnen gebildet worden wären. Wirkliche Reliefs zu Delphi mußten dem Pindar wohl vorschweben, da er seinen Päan für die Einwohner von Delphi schrieb, die ihn sonst der Unwahrheit würden geziehen haben. Irren wir nicht, so waren es Homerische Sirenen, die er im Tempel sah; nur den Namen vertauscht der Lyriker, und nennt sie Keledonos, die Zauberinnen, welches durch seine Autorität nachher zu einem Dichternamen für Zaubersängerinnen oder für weibliche Repräsentanten des Reizes der Musik wurde. Zwar sagt der Verf. im Merkur: „Casaubonus sah wohl ein, daß sie von den Sirenen unterschieden werden müßten, aus dem einfachen Grunde, weil beide mit einander verglichen würden. Zwey ähnliche Gegenstände können nicht ein und derselbe Gegenstand seyn.“ Allein wenn Pausanias sagt: „Pindar scheint mir seine Keledonen nach dem Muster

der Homeriſchen Sirenen gebildet zu haben," und Athenäus: „Er legt ihnen die Eigenſchaften bey, die Homer den Sirenen giebt," ſo iſt dieß gewiß eher für als wider uns. Sagt der Verf. doch ſelbſt an einer andern Stelle: „Die Sirenen waren von den Keledonen eigentlich nur dem Namen nach verſchieden, wie ſich aus den Nachrichten des Pauſanias, Athenäus und Euſtathius deutlich ergiebt." Er geſteht daher auch, daß ſie als Kunſtwerk ungefähr dieſelbe Geſtalt und Attribute gehabt haben mögen, daß beyde als Jungfrauen mit einem Saiten-Inſtrument vorgeſtellt worden, und daß höchſtens der Unterſchied ſtatt gefunden haben könne, daß die Sirenen in frühern Zeiten mit Flügeln, die Keledonen ohne dieſelben abgebildet worden. Auch das letztre iſt bloße Vermuthung, und überhaupt iſt noch kein Kunſtwerk gefunden worden, von dem man mit Sicherheit ſagen könnte: Hier iſt eine Keledon! Die lorifche, vom Verf. aufgeſtellte Vaſe ſtellt vermuthlich eine Sirene dar, und die corrupte Umſchrift καλεδονες hat wahrſcheinlich einen ganz andern Sinn. Vielleicht bezog ſie ſich auf ein ſchönes Mädchen: καλη Δωρις oder ähnlich. Vgl. Böttiger griech. Vaſengemälde, Heft 3 S. 66 ff. Neuen Zweifel über die Bedeutung der Keledonen zu Delphi hat Philoſtratus veranlaßt, welcher im Tempel zu Delphi goldne Jyngen, begabt mit der Suade der Sirenen, aufgehängt ſeyn läßt. Huſchke will hier nichts von dem kleinen Wendehals (Jynx) wiſſen, ſondern er glaubt, Philoſtratus habe ſich

des

des Ausdrucks figürlich mit Rücksicht auf die Zauberkraft, die man dem Wendehals beylegte, bedient, und die Keledonen unter seinen Jyngen verstanden. Denken wir an Philostratus gezierte und geschmückte Schreibart, so kommt uns das sehr wahrscheinlich vor. Indeß nahm sich Böttiger, in einem Nachtrag zu der Huschkischen Abh. im Merkur, der Jyngen im eigentlichen Sinne in jener Stelle des Philostratus an, entwickelte mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Fabeln von der Jynx und zeigte, wie häufig sie auf alten Kunstwerken vorkommen. Wie Huschke diese freundlichen Bemerkungen seines Freundes aufgenommen, ist wohl noch aus dem Intelligenzblatt der A. L. Z. im Andenken! Daß die Jyngen auf geschnittnen Steinen, Vasen und Reliefs oft vorkamen, wird man nicht befremdlich finden, nur glaubt Huschke, daß dieser kleine Vogel über dem Grabmahl des Sophokles eine schlechte Figur gespielt haben würde. Eine Sirene oder Keledon in Huschke's Sinn würde sich allerdings besser ausgenommen haben. Diese sucht er denn auch mit Brodäus im zweyten Vers von Dioscorides Epigramm, von dem seine Untersuchung ausgeht, wo er unter der ἰυγὴ παρθενίη oder παρθενικὴ seine Keledon versteht, so daß das, was der Anonymus von der Sirene oder Keledon auf Sophokles Grabmahl sagt, dadurch bestätigt, und das Epigramm hinwiederum aus dem Anonymus erläutert würde. Nun macht sich zwar der Verf. selbst den Einwurf, es gehe ja aus dem Epigramm offenbar hervor, daß Bacchus

oder irgend eine Perſon aus der Tragödie auf dem Grabe geſtanden habe; allein er findet es nicht unwahrſcheinlich, daß zwey Figuren, die tragiſche Figur und die Keledon, hier neben einander ihren Platz gehabt haben könnten. Dagegen haben wir nur folgende Bedenken. 1) Wie undeutlich hätte ſich der Dichter ausgedrückt, wenn er hätte ſagen wollen, daß zwey Perſonen auf dem Grabe geſtanden! 2) Warum hätte er die Keledon, die noch dazu ſo wenig charakteriſirt und kenntlich gemacht iſt; (Wäre von zwey Figuren die Rede, ſo würden wir daher eher zu leſen vorſchlagen: ὃν παρὰ Μουσῶν Σειρὴν παρθενικὴ, ἱερὸν ὄντ', ἔλαχεν. Hedyle beym Athenäus 7. p 297 ſagt: Σειρὴν παρθένος) ſo unverhältnißmäßig kurz, mit zwey Verſen, abgefertigt, da er doch der andern Perſon acht Zeilen von V. 3 an widmete? 3) iſt ja offenbar V. 7 ἀγαθὴν ἔλαχες στάσιν die Antwort auf V. 1, wo die Lesart die richtigere ſcheint: ὃν π. Μουσῶν — ἔλαχον. A. ſagt, ihm ſey von den Muſen das Geſchäft, Sophokles Grab zu bewahren, aufgetragen worden, und B. preißt ihn deshalb glücklich. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß, nach dem Epigramm, auf dem Grabmahl einzig und allein ein Repräſentant des tragiſchen Chors (kein Bacchus) oder ein Satyr vorgeſtellt war, worauf auch Jacobs S. 398 zu dem folgenden Epigramm des Dioscorides N. 29 kommt, welches das Seitenſtück zu dem auf Sophokles Grab iſt, und Licht auf das leztre wirft. Nur muß man hier V. 2. nach der leichten Brunkiſchen

kischen Veränderung, statt παρθενίην lesen: παραθεσίην so viel als παράθεσις, παραθήκη, Beylage, Unterpfand, ein anvertrautes Gut. Wir versuchen es, das Ganze in diesem Sinne zu übersetzen:

Der Satyr.

Wanderer, dieß ist Sophokles Grab, ich empfing von den Musen,
deren Priester ich bin, dieses geweihete Pfand.
Mir, dem Phliasier, der auf rauhen Dornen einherging,
dem einst hölzernen gab jener die goldne Gestalt;
Zog den feinen Purpur mir an; doch da er gestorben,
ruhet mein zierlicher Fuß hier von dem künstlichen Tanz.

Der Wanderer.

Glücklicher, dem dieß Loos gefallen! Doch sage, der Jungfrau
Maske, welche du trägst, wem gehörete sie?

Der Satyr.

Willst du Antigone sie, willst du sie nennen Elektra;
Wirst du nicht fehlen; es sind beyde die Gipfel der Kunst.

Das Seitenstück auf den Sositheus N. 29 fängt, nach einer kleinen nöthigen Aenderung von Brunk, so an:

Ich

Ich auch bewahre Soſitheus Reſt, wie ein andrer der meinen
in der erhabenen Stadt Sophokles Aſche bewahrt;
Ich, der rothbärtige Tänzer. Beym Chor der phliaſiſchen Satyrn
ſchwör' ich, des Dichters Stirn ſchmückte der Epheu mit Recht.

Dioscorides ſcheint ſich die Grabmähler beyder Dichter neben einander gedacht zu haben. Daher die letzte Inſchrift auf die vorhergehende zurückweiſt. Auf dem letzten wie auf dem erſten läßt er einen Satyr als Sinnbild der Tragödie ſtehen. Das Wort σκίρτος von dem rothbärtigen Satyr, ſehen wir nicht mit Brunk und Jacobs für einen Eigennamen eines Satyrs an, ſondern es iſt ein paſſendes Prädicat, gleichbedeutend mit σκιρτητής, der Tänzer, wie er auch im vorhergehenden Epigramm als zierlicher Tänzer geſchildert wird. Ueber beyde Epigrammen macht übrigens Jacobs intereſſante Bemerkungen. Die Satyrn werden, nach ihm, vermuthlich Phliaſiſche vom Pratinas aus Phlius, der ſich als Dichter, wo nicht Erfinder, des Satyrſpiels auszeichnete, (vgl. Fiorillo z. Herodes Atticus S. 102 ff.) genannt, und daher wurde vielleicht auch das Trauerſpiel, welches von den Satyrſpielen ausging und in früheſten Zeiten ſo nahe an daſſelbe gränzte, für eine Phliaſiſche Erfindung gehalten. Wenn Sophokles ſelbſt vom Iſter ein Phliaſier genannt wird, ſo ſcheint das auf einem Mißverſtand zu beruhen. Ein Dichter,

So=

Sositheus, führt, nach dem letztern Epigramm, die alte Dorische Sprache (man kann hinzusetzen, die Dorische Tonweise) wieder in die Satyrspiele (es könnte freylich hier auch, eben so gut wie im vorhergehenden Epigramm, die Rede vom Trauerspiel seyn) ein, die vermuthlich durch die Attische Sprache aus ihrem Besitzthum verdrängt worden war. Der Komiker und Verf. der komischen Satyrspiele Sositheus kann hier nicht gemeint seyn, sondern vielmehr, da hier von Tragödien oder tragischen satyrischen Dramen die Rede ist, der Tragiker dieses Namens, wie auch Jacobs annimmt, der jedoch, wenn wir ihn nicht falsch verstehen, diesen Sositheus irrig für einen Dichter zu Alexandria in Aegypten zu halten scheint, da er nach dem Suidas aus Alexandria Troas gebürtig war.

Das zweyte Kapitel in Huschke's Analekten, welches von einem Epigramm Meleagers auf das Grabmahl desselben handelt, ist voll von den ausgesuchtesten und feinsten Bemerkungen. Mit Recht spricht Jacobs dieses Produkt sophistischen Afterwitzes dem Meleager ab. Auf dem Grabmahl soll, so dichtet der Verf. des Epigramms, ein Jüngling mit allen Attributen des Jägers Meleager, aber zugleich mit einem zweyschneidigen Schwert und Flügeln vorgestellt gewesen seyn. Jene Jäger-Attribute sollen nur anzeigen, daß dieß Grab einem Namens-Verwandten des Calydonischen Meleager gehöre, das zweyschneidige Schwert, das der Inhaber des Grabmahls ein zweyseitiges Werk (die Charitinnen), gewebt aus

Scherz

Scherz und Ernſt, und die Flügel der liebenden Seele (dann hätten es ja aber wohl Pſyche's und nicht Amors-Fügel ſeyn müſſen?), daß er erotiſche Gedichte geſchrieben. Eben darauf zielt das letzte Diſtichon, daß er die Muſe mit dem Amor (Lieder der Liebe) und die Charitinnen mit der Weisheit (ſein Werk: Charites) in Eins verbunden habe. S. Jacobs zu Meleager Ep. 126, 3. 4. Huſchke verbeſſert glücklich das ſinnloſe ἀλίῳ αἰδ' ἀμφῆκες im 9ten Vers in: Ἄλλως οὐδ' ἀμφῆκες ἔχεις γέρας:' nicht ohne Abſicht hat dir der Künſtler dieſes Attribut gegeben, und vergleicht ſowohl griechiſche Stellen über den Gebrauch von οὐ μάτην, οὐκ ἄλλως, als beſonders eine Stelle des Properz, 2, 12, die er für eine Nachahmung des Meleager hält:

Quicunque ille fuit, puerum qui pinxit Amorem,
Nonne putas miras hunc habuiſſe manus?

. . . . .

Idem non fruſtra ventoſas addidit alas,
Fecit et humano corde volare deum.

Das letztere Diſtichon des Properz führt eine gelehrte Unterſuchung über den Amor als ein Mittelweſen zwiſchen Gott und Menſch herbey, einen Dämon, wie ihn Diotima dem Sokrates ſchilderte. Daraus erhält der Platoniſche Mythus von den Eltern des Amor, dem Porus und der Penia, ſein Licht. Der Vater bedeutet den Nus oder Logos, die

die Mutter die Psyche, ihr Sohn ist der Ἔρως μαινομένας καρδίας in Euripides Hippolytus 1274. Aus dieser Verbindung beyder Naturen entstand auch die Fabel von der Vermählung des Eros mit der Psyche. Die Griechen nannten die menschliche Seele, in so fern sie Leidenschaften unterworfen ist, Psyche. Daher das schöne Epigramm 58 des Meleager von den Qualen der liebenden Seele, deren Flügel Eros gebunden hat, und daher die dem Meleager nachgebildete Stelle des Properz 1, 9, 23 f., welche vom Verf. so glücklich gegen alle Verbesserungsversuche vertheidigt wird:

Nullus Amor cuiquam faciles ita praebuit alas,
Ut non alterna presserit ille manu.

dessen Sinn wir etwa so ausdrücken würden:

Keinen ließ Amor so leicht mit Schwingen der Liebe sich regen,
dessen Flug er nicht oft, wechselnd die Laune, gehemmt.

Das Prädicat des Amor beym Euripides: der geflügelte Gott mit wüthendem Herzen, (μαινομένας καρδίας) nimmt Huschke mit Recht gegen Valckenaer in Schutz, vergleicht es mit den bekannten Beywörtern des Amor: crudelis, saevus, ferus und vorzüglich mit Catull 63, 94. Heu misere exagitans immiti corde furores, Sancte puer, und zeigt, daß es vorzüglich da passend sey, wo nicht von der Eintracht der Wechselliebe, sondern vielmehr von der Liebe als Mutter der

Zwie-

Zwietracht und vieler Uebel die Rede sey. Hier wird auch vom Verf. die Fabel vom Eros und Anteros berührt. Im zehnten Vers von dem Epigramm auf Meleagers Grabmahl deutet Huschke sehr gut μέτρον ἐρωτογράφον, welches sich Jacobs nicht recht zu erklären wußte, auf die Flügel des Jünglings. Es ist: mensura, ratio operis Amorem referentis. Daß in der Poesie den Dichtern Flügel und ein geflügelter Gesang zugeschrieben werden, ist bekannt. Vgl. z. B. Voß in den mythol. Briefen und Fiorillo zum Herodes Atticus S. 94 f. Aber eigen und ungewöhnlich bleibt immer in der Kunst die Vorstellung, daß der Dichter der Liebe durch Flügel versinnbildert wird; doch gefiel sich gerade darin vermuthlich der Epigrammatist, daß er auf eine so gesuchte Art die Flügel, welche dem Amor und bisweilen der liebenden Seele zugeschrieben werden, auf sein Kunstwerk übertrug. Der Ausdruck kann übrigens verglichen werden, mit Philostratus Icon. 1. 26 μεμέτρηται ὁ γέλως. Hier noch zur Uebersicht eine Uebersetzung des Epigramms:

Jüngling mit Flügeln, warum gefiel dir des borstigen Ebers
Haut und die Lanze, wer bist du und wessen Symbol?
Eros nenn' ich dich nicht; wie kam zu den Gräbern die Liebe?
Klagetöne versteht Eros der Grausame nicht
Auch vergleich' ich dich nicht dem eilenden Kronos; denn dieser

altert.

altert, aber es blüht frische Jugend in dir.
Doch ich errathe es schon, du bist der Dichter im Hades,
und du Geflügelter zeigst seinen Namen mir an.
Weislich führst du ein Schwert mit zwey Schneiden, den Ernst und die Scherze
einigend, weislich gab man dir des Eros Gestalt.
Ja, ich erkenne ihn nun, Meleager den Namens-Verwandten
des Oeniden, ihn zeigt mir das erlegete Wild.
Heil auch im Schattenreich dir; du hast die Muse mit Eros
und die Grazien du mit der Weisheit gepaart.

Die gelehrte Untersuchung im siebenten und letzten Kapitel der Analekten über einige verlorne Stücke des Menander können wir nur berühren. Es werden hier die Meinungen verschiedner Gelehrten, unter andern Böttigers in einem Excurs zu dem Specimen Terentii, bestritten, und aus dem Epigramm des Agathias Brunck Anal. T. 3. p. 38 und aus Ovid, Tibull und Properz, welche auf den Menander anzuspielen scheinen und fast eben so wie Agathias sprechen, gezeigt, daß die Περικειρομένη oder das Mädchen mit dem abgeschnittnen Haar, deren Liebhaber in dem Stück Polemon hieß, ein und dasselbe Lustspiel mit der Ῥαπιζομένη, der Geschlagnen war. Den Inhalt bestimmt der Vf. nach zerstreuten Angaben und

Vermuthungen so: Polemo, ein roher Mieth-Offizier, hatte im Kriege ein schönes Mädchen erbeutet und mit sich nach Athen geführt, wo er sich, nach Art dieser Menschen, beym Bacchus und der Venus von seinen militärischen Großthaten erholen wollte. Da er einst seine Geliebte nicht zu Hause fand, eilte der Eifersüchtige sogleich in das Haus, wo sie vermuthlich zu Gaste war, erbrach die Thüre, schlug das Mädchen, zerriß ihre Kleider und raufte ihre Haare aus. Bald darnach, als er sich von ihrer Unschuld überzeugte, warf er sich der Weinenden zu Füßen, weinte und wollte sich denselben Mißhandlungen, die er ausgeübt hatte, unterwerfen, bis Friede und Eintracht zurückkehrte. Endlich zeigt noch der Vf., daß die Meinung des Fabrizius, daß die Glycera des Menander einerley Stück mit dem eben geschilderten sey, sich bloß auf eine unwahre Conjectur Scaligers in Agathias Epigramm gründe, und durch eine Stelle im Alciphron widerlegt werde.

Die andere Hälfte der Huschkischen Analekten enthält Epigrammata anthologiae graecae maximam partem inedita, wovon nur einige wenige ungefähr zu gleicher Zeit mit dem Abdruck dieses Werkes theils im neuesten Theile der Jacobsischen Animadversionen zu der Anthologie, theils, mit Chardons Anmerkungen, in dem Magasin encyclopedique erschienen sind. Diese Sammlung von zum Theil sehr verdorbenen oder sehr zerbröckelten Anekdotis, giebt einen Vorschmack von dem trefflichen ungedruckten Epigrammen-Reichthum,

thum, den Jacobs noch zu Tage fördern wird. Sehr gelehrt hat er an der Spitze das Epigramm des Ungenannten auf den Argivischen Corœbus, den Tödter einer Ker oder Pœna, und die Fabel von demselben, erläutert. Voran gehn einige Bemerkungen über drey Corœbi, welche bey den Alten vorkommen, vorzüglich über den Phrygier dieses Namens, den Euphorion zuerst als einfältig geschildert haben soll. Auf diesen gehen die Worte des Suidas: Corœbus sey ein Narr gewesen, der die Wellen zu zählen versucht habe. Diese Art Narrheit legt der Scholiast des Lucian Philopseud. 3 T. 7. p. 251. Zweybr. vielmehr dem Margites bey, und weiß von Corœbus Einfalt ein Pröbchen anderer Art zu geben, das aber Suidas vom Amphistides erzählt. In Callimachus Gedicht von den Ursachen (Αἴτια) scheint eine ganze Liste von Einfältigen vorgekommen zu seyn, weil Suidas aus ihm den Vers anführt: τὸν ὄγδοον ὥστε κόρεβον und gleich hinzusetzt, daß Butalion, Corœbus und Melitides ihrer Dummheit wegen berüchtigt gewesen. In der That bringen wir leicht, wie Callimachus, acht Narren zusammen, deren Namen zum Theil zum Sprichwort geworden sind, Margites, Butalion, Corœbus, Melitides, Melitianus (Suidas h. v.), Mammacuthus (Schol. Aristoph. Frösche), Amphistides und Myrmecides (Suid. v. γελοῖος). — Ein Epigramm des Crinagoras oder vielmehr des Diogenes von Laerte, wie der Vf. aus diesem Schriftsteller zeigt, auf den Eudoxus ist hier S. 214 aus der Vaticani-

ſchen Handſchrift, aber ſehr verdorben, und ſo, daß nicht einmal das Versmaaß deutlich iſt, abgedruckt und damit die Planudeiſche Umarbeitung in Hexameter verglichen worden. Uns ſcheint noch immer in dem Epigramm, wie es in der Vaticana lautet, das elegiſche Sylbenmaas durchzuſchimmern, und wir wollen hier einen noch rohen Verſuch, deſſen Fehle leicht ein andrer ausbeſſern wird, es aus beiden, den Vaticaniſchen und den Planudeiſchen Lesarten herzuſtellen, mittheilen:

Ἐν Μέμφει λόγος ἐστὶ μαθεῖν ἰδίην ποτὲ μοίρην
Εὐδοξον παρὰ τοῦ καλλικέρω Ἄπιδος.
Κ' οὐδὲν ἔλεξε. Πόθεν; Βοὶ γὰρ λόγον οὐ πόρε φύτλη,
οὐδὲ λάλον μόσχῳ ἦδ' ἀπέδωκε στόμα,
Ἀλλὰ παρ' αὐτὸν λέχρια στὰς λιχμήσατο λώπην,
Δηλῶν τοῦτο σαφῶς, ὡς ἀπολεῖ βιοτὸν
Ὄσσον οὔπω. Διὸ ταχέως ἐπελήλυθε πότμον,
ἠελίους δεκάκις πέντ' ἐπὶ τρεῖς ἔσιδών.

Fein iſt Huſchke's Bemerkung zum Epigramm des Lucillius S. 242, daß Sophokles die Geſchichte des Nauplius in zwey Stücken bearbeitet zu haben ſcheine, im Nauplius καταπλέων und im Nauplius πυρκαεύς. — Iſt im Ep. 26. S. 247 vielleicht zu leſen: Πᾶσα γυνὴ φιλέει πέος ἀνέρος für πλέον? Oder drückt leztres die Unerſättlichkeit aus? In dem Ep. 40. auf das Bad in Smyrna könnte doch wohl πᾶσι Θεοδωρίας, ὡς ἐτεὸν δὴ, welches H. verdächtig macht, ächt ſeyn. Der Erbauer des Bades

hieß

hieß Theodorias und so würde auf diesen Namen angespielt: qui omnibus re vera munus divinum s. benefactor divinus est, weil er das Bad für Alle bestimmt hatte. Doch dadurch wird das corrupte Φρηνοφθορος im Anfang dieses Verses, nicht verbessert. Wie wenn aber der ganze Vers so zu lesen wäre: Ῥουφῖνος πᾶσι Θεοδῶρος u. s. w. Rufinus toti Asiae divinitus datus. Wenn gleich Rufinus die Pest des Morgenlandes war, so suchten ihn doch die kriechenden Schmeichler durch solche Lobeserhebungen zu gewinnen und zu versöhnen. Am Schlusse sind einige Gryphen oder Räthsel angehängt. N. 68 verstehen wir so wenig ganz wie der Vf. Doch scheinen die Augen, welche Sonne und Mond auslöschten, auf Blindheit zu gehen, herbeygeführt durch die Zeit; κούρη scheint der Augapfel, die beyden Ströme die Thränen, welche aus den erblindeten Augen hervorquellen, und über die Wangen herabfließen, ὀφρύων κόλπος die Stirn mit den Augenbraunen zu seyn. N. 74 geht vielleicht auf Oedipus Söhne, N. 77 auf die Träume.

Kehren wir noch einmal zu dem Jacobsischen Commentar zurück. Wir können ihn nicht verlassen, ohne wenigstens einige Beyspiele leichter und glücklicher Kritik gegeben zu haben, die wir aus dem letzten Theil, dessen Lectüre uns noch im frischesten Andenken ist, ausheben. Ein paar Proben von Verbesserungen einzelner Worte in den Epigrammen des Antiphilus. In einem artigen Epigramm auf die Ilias und Odyssee N. 11. T. 2.

p. 157 des Jacobſ. Textes, werden dieſe beyden Gedichte als Töchter des Mäoniden angeſehen und gleicher Ehre mit den Muſen gewürdigt. Es ſchließt ſich ſo: μετ' ὑμετέρας γὰρ ἀοιδὰς Εἶπεν ἔχειν αἰὼν ἕνδεκα Πιερίδας. Wie ſonderbar wird es der Zeit zugeſchrieben, daß ſie itzt eilf Muſen habe! Mit richtigem Gefühl lieſt Jacobs Ἑλικὼν ſtatt αἰών:

Seyd mir hold mit den Muſen; ſeit eure Geſänge ertönten,
legte der Helikon eilf Pieriden ſich bey.

Mit derſelben leichten Hand verbeſſert er ein Wort in dem folgenden Epigramm auf eine große, Schatten gebende Eiche, deren Zweige οἰκία φωτῶν, οἰκία τεττίγων genannt werden. Schon Brunk bemerkt das Abgeſchmackte, daß die Aeſte die Wohnungen der Cicaden und der Menſchen genannt werden, und glaubt, daß der Name eines Vogels hier geſtanden habe. Dieſen ſtellt Jacobs her, indem er φαττῶν lieſt. Die Eiche iſt der Sitz der Waldtauben! Beym 15ten Ep. auf den Diogenes bemerken wir, daß es im Cod. Lugd. des Suidas, welchen Gronov verglichen hat, mit einigen Abweichungen ſteht. Im erſten Vers ſteht Γηράσκει καὶ χρυσὸς ὑπὸ χρόνον f. χαλκὸς ὑ. χρόνου; im letzten: οἷς ζωῆς οἶμος ἐλαφροτάτη f. καὶ ζ. οἶμον ἐλαφροτάταν. Im 41ſten Ep. heißt ein alter Fährmann: Γλαῦκος ὁ νησαίοιο διαπλώουσιν ὁδηγὸς Πο-θμοῦ. Aus dem, was unmittelbar folgt, ſieht man, er wohnte an der Küſte von Thaſus; dieſe

In-

Inſel liegt aber an der Mündung des Fluſſes Neſſus oder Neſtus, und daher ruft J. mit Recht die Lesart der Planudeiſchen Anthologie: Νεσσαίοιο — πορθμοῦ, freti Neſſaei inter Thaſum et Thraciam, zurück. Der Dichter lobt die Geſchicklichkeit des alten Glaucus im Schiffen; ja ſogar wenn er ſchlief (ἠδ' ὅτ' ἔκνωσσε, nach der Lesart der Vatic.), wußte er das Steuer mit ſchwankender Hand zu führen." Welch' ein ſeltſames Lob! Jacobs lieſt: οὐδ', ὅτ' ἔκνωσσε ϱ, und dieß giebt den paſſenden Sinn: Glaucus, vel per ſomnum, gubernaculum certa dirigebat manu. Schneider ſtimmt mit ihm überein und Groot muß ebenfalls hier und im erſten Vs. ſo wie Jacobs geleſen haben. Als der Fährmann geſtorben war, heißt es im letzten Diſtichon: τοὶ δὲ κέλυφος ἔκλεισαν ἐπ' ἀνέρι, damit er in ſeinem eignen Fahrzeug in den Orcus käme. Für ἔκλεισαν hat die Vaticana ἔκλυσαν. Daraus ſtellt J. die ächte Lesart bloß durch Austauſchung des Λ gegen das Α her: ἔκαυσαν, und führt mehr Beyſpiele aus der Anthologie an, daß man Schiffer und Fiſcher zugleich mit ihren Fahrzeugen verbrannt habe. Im 36ſten Ep. des Alexandriniſchen Leonidas T. 2. p. 182 werden Stiere redend eingeführt: Wir pflügen nicht nur das Feld, ſondern wir ziehen auch Schiffe aus dem Meere: Ἔργα γὰϱ εἰϱήνης δεδαήμεθα. Warum das Schiffziehen als ein Werk des Friedens im Gegenſatz mit dem Ackern, das ſonſt vorzüglich als ein Geſchäft des Friedens geſchildert wird, dargeſtellt werde, iſt gar nicht ab-

zuſehen. Dennoch fiel Niemanden bisher dieſe Stelle auf; Jacobs entdeckte, wo der Fehler lag und las zuverläſſig richtig: εἰρεσίης anſtatt εἰρήνης, d. h. jam enim rem nauticam didicimus. In Antiphanes 8ten Ep. T. 2 p. 189 klagt ein halbverdorrter Baum, daß ihm ein Inſect ſeine einzige Frucht verzehrt habe. Das letzte Diſtichon iſt ganz verdorben: ὁ φθόνος εἰς πολὺν ὄχλον ἀπέβλεπεν· ὃς δὲ τὰ μικρὰ πορθεῖ καὶ τούτους γηρὰν ἀεί μ' ἔλεγεν. Da Brunk nichts mit den letzten verſtümmelten Worten anzufangen wußte, ſo ſetzte er in die Analekten einen ganz willkührlich gemachten Pentameter, der mit der angegebenen Lesart der Vatic. nicht das mindeſte gemein hat. Deſto treuer blieb J. auf der Spur der Handſchrift, und folgende leichte Verbeſſerung macht ihn zum Reſtaurator dieſer Stelle:

Ὁ φθόνος εἰς πολὺν ὄγκον ἀπέβλεπεν· ὃς δὲ τὰ μικρὰ
πορθεῖ, καὶ τοῦτον Κῆρα καλεῖν ἔπρεπε.

Den Sinn wollen wir mit des Vf. Worten umſchreiben: Invidia copias et amplitudinem luſcis oculis limare ſolet: qui autem ne egenis quidem et exiguis parcit, nae illum non invidioſum quod lenius, ſed peſtem et perniciem appellare fas eſt.

Nach dem Hohen trachtet der Neid; doch wer auch das Niedre
nicht verſchonet, dem ziemt warlich der Name der Peſt!

Auf

Auf jeden Fall muß man dem Vf. zugestehen, den wahren Sinn errathen zu haben, und in seiner Verbesserung den Zügen der Handschr. sehr nahe gekommen zu seyn. Der Sinn wäre derselbe, wenn man auch lesen wollte: καὶ τοῦτον Κῆρ' ἐπέοικε λέγειν. Das 2te Distichon im zweyten Ep. des Automedon von Cyzicus T. 2. p. 190 ist eine von den Stellen, in welchen J. seinen kritischen Scharfsinn dadurch bewährt hat, daß seine ehemals schon bekannt gemachte Verbesserung nunmehr mit der Vaticanischen Handschrift übereinstimmend befunden wird. Brunck hatte hier den Text verfälscht. J. hat ihn in seiner Reinigkeit hergestellt:

Οὐκ ἔλεγον; μὴ πάντα βαρὺς θέλε, μηδὲ βάναυσος
εἶναι. καὶ κάλλους εἰσί τινες Νεμέσεις.

Sagt ich dir nicht? sey weder zu spröde noch zu gefällig;
selbst die Schönheit trifft Nemesis strafende Macht.

Aus den gelehrten Anmerkungen zu den zwey Marmorn auf das Triopium, über welches der Vf. noch nach Visconti und Eichstädt neue schätzbare Bemerkungen macht, heben wir nur noch eine emendatio palmaria aus. In der Inschrift des Marcellus auf die Bildsäule der Regilla, welche im Triopium des Herodes Atticus aufgerichtet war, kommt nach dem Brunckschen Text

T. 3 p. 17 Jacobs Ausgabe V. 40 folgende Stelle vor, die nichts weniger als klar ist:

ὦ δὴ φίλον ἱερὰ ῥέξαι,
καὶ θῦσαι· θυέων ἀτὰρ οὐκ ἀέκοντος ἀνάγκη.
εἴδεται εὐσεβέεσσι καὶ ἡρώων ἀλεγίζειν.

Wie klar und passend ist aber alles in folgender so einfacher Verbesserung:

σὺ δ' εἰ φίλον ἱερὰ ῥέξαι
καὶ θῦσαι, (θυέων ἀτὰρ οὐκ ἀέκοντος ἀνάγκη)
ἔρδ'· ἐπεὶ εὐσεβὲς ἐστὶ καὶ ἡρώων ἀλεγίζειν.

d. h. Willst du Opfer und Weihrauch darbringen (Niemand wird aber wider seinen Willen dazu gezwungen), so thue es: denn es ist eine fromme Sitte auch die Heroen zu verehren.

Um nicht ganz ohne Beytrag von dieser reichen, und mit den ausgesuchtesten Gerichten besetzten Tafel zu gehen, fügen wir zum Schlusse unsrer Anzeige noch einige Bemerkungen und Bedenken über einzelne Stellen der Epigrammen, die von J. im neuesten Theile seines Commentars bearbeitet worden sind, bey.

Beym Lentulus Gätulicus Ep. 9 T. 2. p. 153 wird ein dem Trunk ergebnes Weib geschildert.

Τετράκις ἀμφορέως περὶ χείλεσι χείλεα θεῖσα
Σιληνὶς πάσας ἐξεφόρησε τρύγας.

Dieß ist nicht so zu verstehen, als wenn sie durch viermaliges Ansetzen oder in vier Zügen die Amphora

phora ausleerte, sondern sie trank viermal eine Amphora des ungegohrnen Weines mit allen Hefen aus. Dieß erhellt aus der Schilderung einer ähnlichen Trinkschwester beym Hedylus 7 T. 1 p. 235 und beym Satyrius Thyillus 7, 3 f. T. 2 p. 253 ἡ τρὶς ἐφεξῆς Εἰδυῖ' ἀκρήτου χειλοποτεῖν κύλικα, wo Jacobs noch eine Parallele anführt. Χειλοποτεῖν in der letzten Stelle möchten wir schon um seiner Seltenheit willen nicht verdrängt wissen, zumal da es durch das ἀμφ. π. χείλεσι χείλεα θεῖσα im Gätulicus erklärt zu werden und wie ἕλκειν, σπᾶν ligurire, von dem wollüstigen Einschlürfen oder Einsaugen des Weines mit geschloßnen oder fest am Rand des Bechers anliegenden Lippen gebraucht zu seyn scheint. „Nie, fährt Gätulicus fort, entweihte Silenis dich, o schöngelockter Dionysos, mit Wasser, sondern wie du vom Weinberg kamst,

Τοῖόν σε προὔπινεν, ἀφειδεὲς ἄγγος ἔχουσα,
εἰσότε καὶ νεκύων ἦλθεν ἐπὶ Ψάμαθον.

Brunk hält ἀφειδεὲς als Neutrum für ἀφειδὲς nicht für griechisch und Jacobs liest schön: τοῖον σε προὔπινεν ἀφειδέα, wie Alcäus in der bekannten Stelle sagt: κίρναις οἶνον ἀφειδέως, benignius, nach Horazens Uebersetzung. Allein dann scheint uns doch das ἄγγος ἔχουσα gar zu einsam da zu stehen, dagegen ἀφειδεὲς ἄγγος, non parcum i. e. largum, capax sehr passend ist. Im letzten Vers bekennen wir nicht zu verstehen, was der Ψάμαθος νεκύων

eigent-

eigentlich ſagen wolle. Bis uns dieſes erklärt wird, halten wir es für wahrſcheinlich, daß der Dichter geſchrieben habe:

εἰσότε καὶ νεκύων ἦλυθεν εἰς ἄκατον.

Ἄκατος war eine größere Art von Bechern, in der Geſtalt eines Fahrzeugs (Athenäus in Caſaub. Animadv. in Ath. 11, 4. p. 782 ποτήριον ἐοικὸς πλοίῳ). Es liegt alſo ein witziges Wortſpiel darin, daß der Dichter ſagt, ſie habe ſo lange aus dem großen Becher (ἀφειδὲς ἄγγος, ἄκατος) getrunken, bis ſie auch zu dem ἄκατος der Todten, dem Nachen des Charon gekommen. Ein ähnliches Wortſpiel auf einen Schiffer hat M. Argentarius Ep. 31, 7 f. T. 2 p. 250.

— — — — — — ἀπὸ νηὸς
ἄλλην παρ' ϕθιμένοις εἰσενέβην ἄκατον.

Gätulicus Epigramm erinnert uns an eine ähnliche Grabſchrift des Ariſton auf die Ampelis, eine Freundin der Weinflaſche T. 2 p. 235 n. 3. Dieſes alte Mütterchen

λαθριδίη Βάκχοιο νεοθλιβὲς ἦλθ' ἀπὸ ληνοῦ
πῶμα πιεῖν κύκλῳ πλησαμένη κύλικα.

Weder die Conſtruction, noch der Sinn iſt klar. Da die Vatic. Handſchrift hat: ἦλθ' ἀπὸ ληνοῦ Πῶμα κύκλῳ πιεῖν πλ. κ. ſo lieſt Jacobs allerdings nicht unglücklich und mit der ihm eignen Geſchicklichkeit, aus den Spuren der Handſchrift das Wah-

Wahre herauszufinden: ἦλθ' ἐπὶ ληνοῦ πῶμα γλυκύ, κλοπίμην πλ. κ. clam venerat ad dulcem et recens preſſum laticem in Bacchi torculari, ubi furtivum implebat calicem. Die Einwendung, daß es überflüßig geweſen ſey, den verſtohlnen Becher zu nennen, nachdem ſchon geſagt war, ſie ſey heimlich zu der Weinkufe gekommen, möchte von wenig Belang ſeyn; allein auch ſo können wir uns noch nicht ganz überzeugen, daß die gemeine Lesart verdorben ſey. Verſuchen wir wenigſtens ſie zu erklären. Ἀκθηριδίη ἦλθε, ſo ordnen wir die Worte, πιεῖν κύκλῳ νεοθλίβες πῶμα Βάκχιο, πλησαμένη κύλικα ἀπὸ ληνοῦ. Sie trinkt den friſchen Moſt von den eben gekelterten Trauben, wie ihre Trinkſchweſter Silenis beym Catullicus a. O. mit den Hefen den ungeklärten Wein trank, οἷος ἦλθεν ἀπ' οἰνοπέδης. Vgl. Theokrit 14, 16 σχεδὸν ὡς ἀπὸ λανῶ. Aelian Epiſt. 7 τρύγα ἀπὸ ληνῶν. Das Gegentheil ſcheint Archilochus beym Athenäus 11, 10 S. 483 D. zu ſagen: Ἄγχει δ' οἶνον ἐρυθρὸν ἀπὸ τρύγος. Die Redensart κύκλῳ πιεῖν möchten wir darum nicht in Anſpruch nehmen, weil es eine ſolenne Formel beym Trinken war, wo die Becher im Kreiſe herumgingen. Athenäus erläutert dieſe 11, 15 S. 504 A. durch Beyſpiele, und führt unter andern eine ſehr hieher gehörige Stelle aus Menanders Perinthia auf eine alte Frau an:

οὐδὲ μίαν
ἡ γραῦς ὅλως κύλικα παρῆκεν, ἀτὰρ
πίνει τὴν κύκλῳ.

Eine

Eine andre paſſende Stelle aus dem Komiker Antiphanes giebt das Bruchſtück des Athenäus in Caſ. Animadv. 11, 4 p. 781.

Ἄλλοι δὲ καὶ δὴ βακχίου παλαιγενοῦς
ἀφρῷ βρυάζον, χρυσοκόλλητον δέπας,
μεστὸν, κύκλῳ χορεῦον, ἕλκουσιν γνάθοις,
ὅλκοις ἀπαύστοις.

Im 2ten Vers dieſes Dichter-Bruchſtücks ſtand ohne Sinn: ἀφρῷ σκιὰ καὶ, wofür wir ἀφρῷ βρυάζον ſetzen, wie ſich auch Timotheus im Cyclops beym Athenäus 11, 3 S. 465 C. von einem Becher ausdrückt. Vgl. die Stellen des Antiphanes und des Eubulus in den Spielern Athen. 11, 6 S. 471 C. D. Alexis, Ariſtophanes und Theophilus S. 472 A. C. D. Indeß bekennen wir, daß in den zum Beleg für κύκλῳ πίνειν angeführten Stellen der Fall verſchieden von dem in Ariſton's Epigramm iſt. In jenen iſt die Rede von Trinkgelagen, in welchen der Becher unter den Gäſten herumgeht; hier trinkt ein altes Weib verſtohlner Weiſe und für ſich ganz allein. Aber ſollte nicht gerade das ein komiſcher Zug ſeyn, daß die Alte ſo auf ihre eigne Hand ein Sympoſium zu feyern und gleichſam den Becher kreiſen zu laſſen, ob ſie gleich nur die Geberin und Empfängerin, die Mundſchenkin und die Trinkerin iſt, ſich anſchickt? Die übrigen Verſe dieſes Epigramms ſind vortrefflich von J. verbeſſert, beſonders der letzte. Das Denkmahl, welches Ampelis erhielt, wird nach der Vaticana σῆμα λάϊνον genannt. Wie viel paſſen-

fender für dieſe Trinkerin, die ἀπὸ ληνοῦ ſchöpfte, iſt Jacobſens: σῆμα ληνόν, welches der Vf. auch durch Parallelſtellen beſtätigt hat! Wenn der Dichter ſagt, Euterpe (die Muſe der Freude) habe ihr dieſes Mahl errichtet, ſo bezieht ſich das darauf, daß Ampelis im Dienſt des Bacchus und der Freude ſtarb, und bezeichnet nur, daß auf ihrem Grabe ein Symbol der Freude und des Genuſſes geſtanden, σύμβολον εὐφροσύνης, wie dieſes von einem ähnlichen Denkmal in dem Epigr. des Ungenannten 668, 4 heißt.

Die Verwandtſchaft des Inhalts führt uns noch auf ein paar Epigramme, über die wir einiges anzumerken haben. Beym Antiphilus von Byzanz 7, 2 T. 2 p. 155 heißt eine Amphora Ἀδριακοῦ νέκταρος σινεδόκος, welches Jacobs überhaupt auf italiſchen Wein deutet, wiewohl vielleicht der treffliche Wein von Iſſa, einer Inſel des Adriatiſchen Meeres bey Illyrien, gemeint ſeyn könnte, welchem Agatharchides beym Athenäus 1 S. 28 E. das herrliche Zeugniß giebt, ὃν πᾶσι (οἴνοις) συγκρινόμενον καλλίω εὑρίσκεσθαι. Wenn beym Philippus 58, 1 T. p. 211. Ἀδριακοῖα κύτους λαιμός vorkommt, ſo iſt wohl nicht, wie J. vermuthet, von beſondern irdenen Vaſen die Rede, von welchen etwa eine Fabrik in der Stadt Hadria geweſen ſeyn könnte, ſondern nach einem gewöhnlichen Sprachgebrauch heißt die hadriatiſche Vaſe diejenige, welche hadriatiſchen Wein enthält, ſo wie beym Horaz Od. 1, 9, 7 f. Sabina diota, und 3, 16, 33 Laeſtrygonia amphora die

Gat-

Gattung des in den Gefäßen enthaltnen Weines bezeichnet. Der abgebrochne Hals der (als mit einem langen Hals verſehen zu denkenden) Weinflaſche beym Philippus ſagt:

νῦν κλασθεὶς κεῖμαι νεοθηλεῖ καρτερὸν ἕρκος
καλάμῃ, πρὸς τρυφερὴν τεινομένῳ καλύβην.

Itzo dien' ich zerbrochen zum Schirm der zärtlichen Ranke,
welche mit üppigem Wuchs an der Laube ſich dehnt.

Scharfſinnig, wie jede Conjectur des Vf., iſt freylich auch die, nach welcher er τρυφερὸν κάλαμον lieſt, welches ſehr wohl paßt, da man Weinreben an Rohr hinanleitete, aber gewiß nicht ſo gut in den ganzen Zuſammenhang paßt, wie die gewöhnliche Lesart. Man denke ſich unter der καλύβη eine Weinlaube, pergula, hypampelos, die mit üppig rankenden Weinſtöcken umzogen war, und davon τρυφερὸς heißt. In dieſen überließ man ſich der Freude, dem Tanz und dem Trinken (vgl. Heyne z. Tibull 2, 1, 24. 2, 5, 97). Die Zecher in derſelben hatten nach der Gewohnheit (ſ. Fiorillo z. Herodes Atticus S. 164) in fröhlichem Muthe einer Flaſche den Hals gebrochen, und dieſer dient nun auch noch in dieſem Zuſtande dem Bacchus, indem ein Rebe, neben den er hingeworfen worden, durch ihn Haltung bekommt. Auf ähnliche Art wird in der Odyſſee 5, 68 f. ein zarter Rebe geſchildert, der ſich an der Grotte Calypſo hinaufzieht: ἡ δ' αὐτοῦ τετάνυστο περὶ σπεί-

σπείους γλαφυρόῖο (welches hier wahrscheinlich gleichbedeutend mit τρυφερὸς ist.) Ἡμερὶς ἠβώωσα. Vgl. Böttiger N. T. Mercur 1800 St. 3 S. 197 f. — Noch berühren wir hier ein Epigramm des Antiphilus 28 T. 2 p. 162, wo ein kleines, Weinstöcke hervorbringendes Inselchen genannt wird, umgeben von größern, aber unfruchtbaren. Aus dem ersten Wort: ἡ τερεβινθώδης hat man vermuthlich der Insel den Namen Terebinthus beygelegt, von welchem J. mit Recht sagt, daß er nirgends vorkomme. Aber die Lage des Inselchens hätte sich wenigstens aus dem Lemma, das im Vatic. Cod. vor diesem Epigramme steht, bestimmen lassen: Εἰς νῆσον Τερέβινθον. ἡ Τερέβινθος νησίδιόν ἐστι συνέγγυς πρὸν Κήπου. (So muß statt κήπου geschrieben werden). Sie lag also bey Cepos oder Cepi (Κῆπος, Κῆποι), einer nicht unberühmten Stadt am mäotischen Bosporus. S. Wesseling z. Diodor 20, 24 und war ohne allen Zweifel eine von den 5 — 6 kleinen, durch den Fluß Hypanis bey dieser Stadt gebildeten Inseln, die man z. B. auf d' Anville's Charte deutlich unterscheidet, oder vielmehr, nach dem Epigramm selbst, die kleinste unter ihnen. Schwerlich haben diese kleinen durch Arme des Flusses entstandne Inseln eigne Namen gehabt; höchstens kann man vermuthen, daß diejenige, von welcher die Rede ist, von den Terpentin-Bäumen, die auf ihr standen, denn so ist wahrscheinlich τερεβινθώδης zu verstehen, die Terpentin-Insel im gemeinen Leben genannt worden. Sie brachte also, unsrer Vor-

ſtellung nach, ſowohl Weinſtöcke als Terpentin-Bäume hervor.

Und nun noch einige flüchtige Bemerkungen. Beym Philippus Ep. 55 T. 2 p. 210 ſagt Hermes dem Wanderer: es ſey ein Geſetz, daß man nicht ſtehle. Dieſer, verwundert, ruft aus: ὦ παραδόξου. Μὴ κλέπτειν Ἑρμῆς καινὸν ἔθηκε νόμον. Man ſieht freylich, daß das Paradoxe gerade darin liegt, daß Hermes, dieſer diebiſche Gott, ein ſolches Geſetz giebt. Aber beſſer würde dieſes doch in die Augen ſpringen, wenn man läſe: Μὴ κλέπτειν κλέπτης κ. ε. ν. — Ein Epigramm des Diophanes auf den Eros T. 2. p. 236 nach der Vaticana lautet ſo:

Ψιλλητὴς ὁ Ἔρως καλοῖτ' ἂν ὄντως·
ἀγρυπνεῖ, θρασύς ἐστιν, ἐκδιδύσκει.

Jacobs merkt bey dem erſten Worte an: In hac ſcriptura λῃστὴς latere, nullus dubito: ſed quid priori ſyllabae faciendum ſit, obſcurum eſt. Uns ſcheint es keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn, daß, wie auch Brunck ſchon ſah, φιλητὴς das ächte Wort, das vermuthlich darüber als Gloſſe geſchriebne λῃστὴς aber Veranlaſſung zu dem monſtröſen Wort gegeben habe. Da nemlich in einer alten Handſchrift ſtand Φι$^{\lambda\eta\sigma\tau\eta\varsigma}_{\lambda\eta\tau\eta\varsigma}$, ſo ſah ein unwiſſender Abſchreiber das über der Zeile ſtehende Wort als eine Correctur der letzten Sylben von φιλητὴς an, und ſchrieb nun φιληστὴς, oder, wie denn Φ und Ψ leicht zu verwechſeln ſind, ψιληστὴς. Auf Eros, den kühnen, ſchlafloſen φιλητὴς paßt die

Schil-

Schilderung der nächtlichen Diebe im Homerischen H. auf den Mercur 66 f. οἷά τε φῶτες φηληταὶ διέπουσι μελαίνης νυκτὸς ἐν ὥρῃ.

In Onestes Ep. 3. T. 3 p. 3 auf einen Freund, der den Gipfel in den Künsten der Musen erreicht habe, gestehen wir keine Vergleichung finden zu können, welche J. zwischen dem ersten und zweyten Distichon annimmt. Im ersten ist ja nicht im eigentlichen Sinne von einer Wanderung auf den Helikon die Rede, sondern wie aus dem Zusatz: „Du hast deinen Durst aus dem nektarischen Wasser des Pegasischen Quells gestillt;" erhellt, von dem Studium der Poesie oder Musik. Folglich kann nicht erst im folgenden Distichon die Anwendung kommen. Wir glauben, daß in dem οὕτω καὶ des letztern Distichons ein Fehler verborgen liege, und hätten ungefähr folgendes erwartet: Πρῶτα μὲν σοφίης πόνος ὄρθιος. Dann würden wir das Ganze so fassen:

Viel erlittest du klimmend auf Helikons Höhen; doch stärkte
dich der nektarische Trank aus dem pegasischen Quell.
Sauer ist anfangs der Pfad zur Weisheit, doch bist du am Ziele,
wird dein Sehnen gestillt durch die pierische Kost.

Wenn Wakefield und Jacobs in dem Epigramm des Serapion T. 3 p. 5 auf einen am Strand liegenden Leichnam, eine abgerißne, nicht

gut verbundne Sprache finden: ſo ſcheinen ſie nicht beachtet zu haben, daß hier unſtreitig zwey Perſonen, im erſten Diſtichon der Wandrer, im zweyten der Todte redend eingeführt werden.

Der Wanderer.

Hier liegt eines Betriebſamen Reſt; denn ſicherlich warſt du
Kaufmann oder du warſt Fiſcher auf dunkelem Meer.

Der Todte.

Melde den Sterblichen, daß wir eilend zu anderer Hoffnung
finden in dieſem Port unſerer Hoffnungen Ziel.

Lucillius läßt im 50ſten Ep. T. 3 p. 39 einen dürren, aus Haut und Knochen beſtehenden, aber aufgeblasnen und ſchwülſtigen Rhetor auf einer Ameiſen-Nymphe ſitzen, und dieſe zum himmliſchen Flug anfeuern, wobey der Dichter wahrſcheinlich an den Trygäus in Ariſtophanes Frieden 76. 154 dachte, der auf gleiche Weiſe auf dem Scarabäus ſitzt, ihn ſeinen Pegaſus nennt und Himmelan zu fliegen ermahnt. Fliege, läßt Lucillius ſeinen lächerlichen Redekünſtler ſagen, du haſt deinen Bellerophon, den gröſten der Heroen, das halbtodte Skelet, ἡμιθανῆ σκελετόν. Jacobs ſah ein, wie wenig die letzten Worte im Geiſt des ſtolzen Rhetors ſind, und ſagt daher: Verba, ἡμιθ. σκελ., non Adrasti, ſed poëtae viden-

dentur esse. Aber sie werden ja doch offenbar dem Rhetor in den Mund gelegt. Und es ließe sich nur sagen, der Dichter habe ihn etwas Unpassendes sprechen lassen. Aber wie wenn ἡμιθανὴς hier einen nur halb sterblichen, halb unsterblichen bedeutete? Zwar sagt Tzetza zum Lycophron V. 511 ἡμιθνὴς καὶ ἡμίθνητος διαφέρει. Ἡμιθνὴς (i. q. ἡμιθανὴς) γὰρ λέγεται ὁ ψυχορραγῶν καὶ ἤδη τὸ ἥμισυ θανών· Ἡμίθνητος δὲ, ὁ τὸ ἥμισυ ἔχων θνητὸν, καὶ τὸ ἥμισυ ἀθάνατον, ἤτοι ἡμίθεος. Aber wie ἡμιθνὴς, halbsterblich und halbunsterblich, beym Kallimachus H. auf die Ceres V. 60 für halbentseelt vor Schrecken steht: so ist es uns sehr wahrscheinlich, daß auch umgekehrt ἡμιθανὴς oder ἡμιθνὴς für halbsterblich und halbunsterblich gebraucht werden könne, und darin läge dann ein neuer Zug von thörichtem Eigendünkel des Ameisen-Ritters, daß er sich für einen Halbgott hält, welches ja zu dem vorhergehenden φέρτατον ἡρώων vortrefflich paßt: denn nach dem Homer waren die Heroen ἡμιθέων γένος ἀνδρῶν. Sollte man indeß unsre Erklärung von ἡμιθανὴς für sprachwidrig halten: nun so lese man ἡμίθεον σκελετόν in demselben Sinne. Das Wort σκελετὸν macht in dieser Verbindung eine komische Wirkung; es soll aber in dem Gedanken des Rhetors seinen dünnen, durchsichtigen Schatten-Körper (vgl. Lucill. 56, 4) bezeichnen, der den Götter-Körpern ähnlich ist, welche weder Fleisch noch Blut haben, daher auch die Cicade beym Anakreon 33, 15 f. deswegen

mit den Göttern verglichen wird ἀναιμόσαρκος. Σχεδόν τι θεοῖς ὅμοιος. Hier noch die Ueberſetzung des Epigramms nach unſrer Erklärung:

Nieder ſich laſſend auf einer Ameiſe geflügeltem Rücken,
ſprach der Rhetor Adraſt folgendermaßen zu ihr:
Fliege, du trägſt, o Pegaſus, deinen Bellerophontes,
trägſt der Heroen Fürſt, trägeſt ein göttlich Skelet.

XI.

Iscrizioni Greche Triopee ora Borghesiane con Versioni et Osservazioni di Ennio Quirino Visconti. In Roma. nella Stamperia Pagliarini. MDCCXCIV. 104 Seit. fol.

Herodis Attici quae supersunt, adnotationibus illustravit Raphael Fiorillo. Bibliothec. regiae Academ. Georg. Augusti. a Secret. Praefixa est Epistola Chr. G. Heynii ad auctorem. Lipsiae. Sumtibus Caspari Fritsch. 1801. XXVI. und 214 Seit. 8.

Wir verbinden die Anzeige dieser beyden Schriften, von denen die zweyte ein mit zahlreichen und schätzbaren Zusätzen mancherley Art vermehrter Auszug der erstern ist. Auch in ihr nehmen die triopeischen Inschriften des Herodes Atticus den ersten und vornehmsten Platz ein. Von diesen Inschriften, welche durch Visconti's lichtvolle Bearbeitung vielerley Aufklärungen und ein neues Interesse gewonnen haben, wollen wir zuerst einige historische Nachrichten vorausschicken, ehe wir die

einzelnen Bemerkungen berühren, die in dieſen, ihrer Erklärung gewidmeten Werken, eine Auszeichnung zu verdienen ſcheinen.

Die erſte dieſer Inſchriften, ein langes Gedicht von 39 Verſen, wurde im J. 1607. in der Nähe von Rom an der appiſchen Straße ausgegraben. Chriſtoph Du Puits (Puteanus), welcher bey dem Ausgraben gegenwärtig war, ſchickte eine Abſchrift derſelben nach Paris, wo ſie in demſelben Jahre durch Freder. Morellus mit einer lateiniſchen Ueberſetzung an das Licht geſtellt wurde. Im nächſten Jahre gab ſie Caſaubonus mit Anmerkungen heraus. Neun Jahre ſpäter entdeckte man, an derſelben Stelle, eine andre noch längere Inſchrift von 59 Verſen, welche Jacob Sirmond in Rom abſchrieb, und ſeinem Freunde Claude Saumaiſe mittheilte, der ſie, zugleich mit der erſten Pariſ. 1619. 4. mit einem weitläuftigen und gelehrten Commentar edirte. Beyde Inſchriften ſtanden lange Zeit in der Villa des Cardinal Borgheſe am Ende einer Allee an einer ſo hohen Stelle, daß ſie nicht mit Bequemlichkeit geleſen werden konnten; bis der Prinz Marco Antonio Borgheſe ihnen einen würdigern Platz anzuweiſen beſchloß. Nun ſtehen ſie, wie Visconti im Jahr 1794 ſchrieb, vor einem Tempel von ſehr zierlicher Architektur, in die vordere Seite von zwey Altären eingefugt, die auf zwey andern Seiten eine lateiniſche und italiäniſche Ueberſetzung zeigen. Die erſtere iſt die wenig veränderte Salmaſiſche: die andere iſt die Arbeit des gelehrten Visconti.

Was

Was nun den Inhalt dieser beyden Inschriften anbetrift, so haben sie eine sehr genaue Beziehung auf die Stelle, an welcher sie gefunden worden sind. Herodes Atticus, ein reicher Athenienser aus dem Distrikte von Marathon, dem seine Reichthümer, seine Prachtliebe, seine Kenntnisse und Beredsamkeit unter der Regierung der Antoninen großes Ansehn erwarben, hatte in der Nähe von Rom an der Appischen Straße eine ansehnliche Besitzung, die ihm seine Gemahlin Annia Regilla, die Schwester des Consul Appius Annius Atilius Bradua, als Mitgift zugebracht hatte. Diese Besitzung, die, wie aus mehrern Stellen der Inschriften erhellt, aus Aeckern, Obstgärten und Weinbergen, Hainen und Tempeln zusammengesetzt war, und also wahrscheinlich einem englischen Garten glich, hatte Herodes, der ein Liebhaber gelehrter Dunkelheit war, Triopium genannt. Dieser Name wird einem Theile desselben in einer Inschrift beygelegt, die im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ausgegraben, in den farnesinischen Gärten aufgestellt, und nachher vornehmlich als ein Muster der alten attischen Orthographie, unter dem Namen der farnesinischen, oftmals edirt worden ist. Dieses Triopium nun wird in der ersten unserer poetischen Inschriften der Athene und der Nemesis, oder, wie sie hier heißt, der rhamnusischen Upis geweiht. Sie sollen diesen Demos (Distrikt) des cerealischen Triopas beschützen, sie sollen sich durch diesen Schutz den Namen der triopischen Göttinnen verdienen. Auf das nachdrücklichste

werden alle benachbarte Landleute gewarnt, ein neues Grab hier zu graben oder ein altes zu zerstören. Wer die Warnung verachte, den werde die Nemesis zu strafen wissen. „Denn, setzt der Verfasser der Inschrift hinzu, auch der edle mächtige Triopas der Aeolide gewann nichts dabey, daß er der Demeter Heiligthum zerstörte. Daher vermeidet die Strafe und den (bedeutenden) Namen des Orres, damit euch nicht die triopeische Erinnys folge."

Es würde ganz zweckwidrig seyn, wenn wir alle Versuche, die Ursache und Veranlassung der Benennung eines Triopii zu erklären, hier anführen und beurtheilen wollten. Daß diese Benennung eine Anspielung auf den Triopas, den Vater des Erysichthon enthalte, dessen Frevel gegen die Ceres aus den Erzählungen des Kallimachus und Ovid bekannt genug ist, bemerkte Salmasius, aber durch den Umstand, daß hier dieser Frevel dem Triopas selbst beygelegt wird, in Verlegenheit gesetzt, fand er für gut in dem Anhange zu seinem Commentar zu einer ganz seltsamen und unerweißlichen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen. Auch Visconti verirrte sich von dem richtigen Wege. Er fand unter den Königen von Argos einen Triopas, den Sohn des Phorbas, und Vater des Piraſus und Pelasgus, von denen der letztere die Ceres zuerst in Argos aufnahm und ihr einen Tempel erbaute, wo sie unter dem Namen der Pelasgischen verehrt wurde. In diesem Tempel war sein Erbauer Pelasgus begraben. (Pausan. II. 22.

II. 22.) Ohne allen historischen Grund vermuthet **Visconti**, daß hier auch ein Grabmahl des Triopas gewesen seyn, oder daß andre argolische Geschichtschreiber dem Pelasgus den Namen Triopas gegeben haben möchten; kurz, daß aus dem einen oder dem andern Grunde dieser argivische Tempel vielleicht den Namen **Triopium**, und Triopas selbst den Beynamen des Cerealischen (Δημος), den er im 5 V. unsrer Inschrift führt, bekommen habe. Herodes, fährt er fort, der in dem griechischen Alterthum gründlich bewandert war, gab hiervon seinem Demos denselben Beynamen, weil in demselben auch ein Tempel der Ceres war (Inscr. II. 6.) und weil er diesen Ort zu einem Grabmal für seine Nachkommen bestimmt hatte, gerade wie in dem argivischen Triopium das Grabmal des Pelasgus oder des Triopas selbst war. Diese ganze Reihe künstlicher Vermuthungen hängt ihr Erfinder an eine Stelle des **Kallimachus**, (Hymn. in Cerer. 31.) von welcher er selbst sagt, daß sie die stärkste (und einzige) Stütze seiner Meynung sey. Indem der Dichter hier den Hain der Demeter bey Dotium in Thessalien beschreibt, versichert er, die Göttin habe diesen Hain nicht weniger geliebt, als Eleusis, das Triopium und Enna. Es war also, schließt **Visconti** aus diesen Worten, zu jener Zeit, als der Vater des Erysichthon noch zu Dotium herrschte, irgendwo ein Triopium vorhanden, das von jenem bekanntern in Carien, welches der Vater Erysichthons erst späterhin gründete, und von welchem bisher alle

Aus-

Ausleger den Vers des Kallimachus verstanden haben, ganz verschieden war. „Denn, setzt er hinzu, die Annahme, daß hier auf das carische Triopium gedeutet werde, welches Triopas erst nach dem Tode seines Sohnes gründete, und zwar gerade in der Erzählung von diesem Tode und dem Verbrechen, das ihn veranlaßte, welches in der Verletzung des nemlichen Haines bestand, der hier dem Triopium gleichgesetzt wird, beleidigt nicht nur alles gesunde Urtheil, sondern ist auch noch überdieß falsch. Denn in dem carischen Triopium wurde nicht die Ceres, sondern es wurden andere Gottheiten verehrt."

Dieser Vermuthung gemäß behauptet V., daß der Triopas, dessen der Vf. der Inschrift in dem 5ten V. Erwähnung thut, der argivische, der in dem 3ten hingegen genannte Heros der Thessalische sey; und um aller Verwechselung vorzubeugen, gibt er jenem in der italiänischen Uebersetzung den Beynamen Triope Argivo. Das wäre recht gut, wenn nur der griechische Dichter ein gleiches gethan, und dadurch seine Leser und Erklärer aus ihrer großen Verlegenheit gerissen hätte.

Die vornehmste Stütze der Visconti'schen Erklärung fällt sogleich zusammen, wenn man die Stelle des Kallimachus im Zusammenhange liest. Der Dichter gibt hier eine Beschreibung des Haines bey Dotium, er spricht in seiner Person. Für ihn war das carische Triopium so gut vorhanden als jener Hain, wenn es gleich in dem Zeitpunkte, in welchen seine Geschichte fällt, noch

nicht

nicht errichtet war. Was soll ihn also gehindert haben, diesen Nahmen bey einer bloßen Vergleichung zu brauchen? Nichts in der Welt. Oder durfte etwa Demeter einen Ort nicht lieben, der dem Vater eines Frevlers sein Daseyn verdankte? Aber dieser Vater war selbst kein Böswicht. Was ist also hier gegen das gesunde Urtheil? — Aber das carische Triopium, sagt V. ferner, war nicht der Ceres gewidmet. Nicht ihr allein, das geben wir zu; aber daß sie nicht nebst mehrern Göttern daran Antheil genommen, woraus beweißt er das? Aus dem Stillschweigen Herodots I, 144. und des Scholiasten zum Theokrit XVII. 69. die unter den dort verehrten Göttern der Ceres keine Erwähnung thun. Aber Herodot nennt überhaupt nur den Apollo, zu dem der Scholiast noch den Neptun und die Nymphen setzt. Ein dritter Zeuge würde uns vielleicht noch mehrere Gottheiten genannt haben. Und soll uns das Zeugniß des Kallimachus nicht so viel gelten, als das eines unbekannten Scholiasten?

Hr. Prof. Eichstädt hat in der Allgem. Litt. Zeit. 1796. Nr. 61. S. 485. aus dem Schlusse der Inschrift unwidersprechlich dargethan, daß Herodes einer minder gewöhnlichen, und von der Fabel des Kallimachus und Ovid sehr wesentlich abweichenden Sage gefolgt sey, der zu folge nicht Eryſichthon, sondern Triopas der Zerstörer des Tempels und Haines bey Dotium war. Eben so erzählt Diodor V. S. 379. mit dem Zusatze, daß sich Triopas nach diesem Frevel genöthigt gesehen

sehen habe, um dem Hasse der Einwohner zu entgehen, aus Thessalien zu fliehen. Er sey hierauf mit seinen Begleitern nach Knidia gesegelt, wo er das von ihm so genannte Triopium gegründet habe. — Man könnte vermuthen, daß er dieses gethan habe, um ein Vergehen auszubüßen, das er vielleicht nicht einmal mit Vorsatz, sondern aus Irrthum begangen hatte; und es wird dann um desto wahrscheinlicher, daß er unter mehrern Gottheiten auch der versöhnten Demeter einen Platz gewidmet habe.

Noch immer aber ist die Frage nicht aufgelößt, was den attischen Sophisten bewogen haben konnte, einem Theile seiner Villa den Namen Triopium beyzulegen. Der vorhin genannte Gelehrte ist der Meynung, daß er damit nichts weiter beabsichtigt habe, als an die Strafe zu erinnern, die den Verächtern der Götter und vornehmlich denen folge, welche geweihte Orte zu verletzen wagten. Allerdings wird auf diesen Umstand mehr als einmal in dem Gedichte angespielt; aber doch auf eine solche Weise, daß man glauben muß, hier mehr eine schickliche Benutzung des schon vorhandenen Namens, als die erste Ursache der Benennung zu finden. Diese möchte vielleicht in der ganzen Anlage des Gartens zu suchen seyn. Herodes hatte seine Besitzung, wie es scheint, in mehrere Distrikte abgetheilt, die er, mit Anspielung auf die Eintheilung von Attika, Demus nannte. Eine derselben hieß ihm Triopium. Visconti meynt, daß dieß ein Dorf gewesen sey, und

zwar

zwar ein gut bewohntes, wie er aus dem Beynamen Φιλόξενος schließt (V. 5.) aber mit Unrecht, denn dieses Beywort muß wohl auf die gastfreundlichen Gesinnungen des Herodes bezogen werden, der hier auf seiner Villa ohne Zweifel seine römischen Freunde zu bewirthen pflegte. Wenn wir nicht irren, so war es nichts weiter als eine Gartenparthie, welcher Herodes vielleicht eine Aehnlichkeit mit dem berühmten carischen Tropium gegeben, und die er wenigstens, wie wir gewiß wissen, eben so wie jener carische Triopas seinen Hain, mit mancherley Tempeln und geweihten Plätzen ausgeschmückt hatte. Diese Vermuthung ist dem Geiste des überall mit Gelehrsamkeit prangenden Sophisten, und selbst dem Geiste seiner Zeit vollkommen angemessen. Gerade auf die nämliche Weise hatte Hadrian seine tiburtinische Villa angelegt. Auch hier fand man die berühmtesten Namen merkwürdiger Orte wie fremder Gegenden, ein Lyceum, eine Akademie, ein Pözile, ein Prytaneum, ein Tempe. (Aelian. Spartian. Vit. Hadr. c. 26.) Ja, um nichts merkwürdiges zu übergehen, hatte er auch eine Unterwelt angelegt. Sollte dieser Einfall eines Kaisers nicht Nachahmer gefunden haben? Und wem war es wohl eher zuzutrauen als unserm Herodes, eine solche Idee mit einem noch größern Aufwande von Gelehrsamkeit auszuführen?

Die zweyte Inschrift hat den Namen Marcellus zur Ueberschrift, wahrscheinlich der Name ihres Verfassers; wiewohl dies etwas nicht ganz

ge-

gewöhnliches ist. Aber wer war dieser **Marcellus**? Salmasius gesteht, daß er keine Nachricht von ihm geben könne, und **Visconti** räth auf den **Marcellus** aus Side in Pamphilien, einen Zeitgenossen des Herodes und einen damals geachteten Dichter und Arzt. In diesen beyden Eigenschaften war er in einem Gedicht aufgetreten, das in zwey und vierzig Büchern von der Arzneykunde handelte, und der Ehre genoß, vom Hadrian und Antoninus Pius in den öffentlichen Bibliotheken zu Rom aufgestellt zu werden. (s. Küster z. Svidas T. II. 498. und Anal. Veter. Poet. T. III. p. 273. DLXXIX.) Diesem Marcellus legt V. nicht bloß die mit seinem Namen bezeichnete Inschrift bey, sondern auch die erstere, welche ohne Namen ist: indem er annimmt, daß jene den in das Triopium eintretenden zuerst in die Augen fiel, oder daß man sie als die wichtigere ansah. Diese letztere Vermuthung ist von der Art, daß man sie weder mit einiger Zuversicht annehmen, noch mit vollwichtigen Gründen bestreiten kann. Gegen die erstere aber hat Herr Prof. **Eichstädt** die Verschiedenheit des Styls, der in einem aus dem Ἰατρικοῦ des Marcellus Sidetes erhaltnen Fragmente herrscht, und des Styls der Inschrift geltend zu machen gesucht. Hr. **Fiorillo** ist hierüber anderer Meinung. Er erinnert an die Verschiedenheit des Colorits, welches ein didaktisches Gedicht und die feyerliche Inschrift nothwendig mache, und glaubt doch auch so noch in dem Tone beyder eine gewisse Uebereinstimmung zu

ver-

vernehmen, welche für die Identität des Vf. spreche. Mit diesem Grunde hatte sich auch schon V. zum voraus gegen einen Angriff geschützt, indem er sagt: Il frammento delle Medicine tratte da' pesci, che delle sue opere iatriche quasi solo ci è pervenuto, ci presenta presso a poco il colorito medesimo de' carmi inciſi, *salva* quella differenza che fra la eroica e la poesie didascalica fa d'uopo osservare. Diese Bemerkung scheint uns vollkommen gegründet zu seyn; und man kann noch hinzusetzen, daß so wie, in jenen spätern Zeiten, die genialische Originalität immer seltner erscheint, es auch immer bedenklicher wird, den Styl eines Dichters in verschiedenen Werken zu beurtheilen. Das Muster, welches jeder zu verschiedenen Zeiten vor Augen hatte, muß hier nothwendig einen sehr großen Einfluß gehabt haben und demnach die Entscheidung erschweren. Ob uns nun gleich, bey dem gänzlichen Mangel anderer Gründe, Visconti's Vermuthung keineswegs unbezweifelt scheint, so können wir doch nicht umhin, ihr einen ziemlichen Grad von Wahrscheinlichkeit zuzugestehen.

Diese Inschrift, wer auch immer ihr Verfasser gewesen seyn mag, bezieht sich auf den Tod und die Weihe der Regilla, der Gemahlin des Herodes Atticus. Nicht zufrieden ihrem Andenken zu Athen ein herrliches Odeum erbaut zu haben (Philostrat. Vita Herod. V. p. 551. Vergl. V. 46. der Inschrift) errichtete er ihr in sei-

nem Triopium, in dem Tempel der Faustina, eine Bildsäule, und erhob sie zu dem Range einer Heroine: um auch hierdurch der Beschuldigung zu begegnen, daß er durch Mishandlungen ihren Tod befördert habe. Zur Weihe jener Bildsäule ladet die Inschrift die römischen Matronen ein. Regilla, sagt sie, aus dem Geschlechte des Anchises und der Aphrodite, wird von den Himmlischen, von der neuen und alten Ceres, geehrt: diesen ist ihr Bildniß geweiht: sie selbst aber wohnt unter den Heroinen in den Inseln der Seligen. — Sie ist, heißt es weiter unten, (V. 43. ff.) weder eine Sterbliche, noch eine Göttin: darum hat sie weder Tempel noch Grab. Dieses Bildniß aber ist der Faustina aufgestellt in dem Demos des Triopas, wo sie vordem weite Fruchtfelder, Weinberge und Oelgärten besaß. Sie wird die göttliche Königin der Weiber nicht als Begleiterin und dienende Nymphe verschmähn, und auch des mächtigen Cäsar erhabene Mutter, sie welche den alten Heroinen gebietet, und mit Alkmenen und Semelen die elysischen Tänze lenkt, wird sie nicht verschmähen, wenn sie zu dem Chore der Halbgöttinnen kommt. —

Die größten Schwierigkeiten dieses Gedichtes liegen in den hier ausgehobenen Stellen. Die erste Frage ist: wen der Dichter unter der neuen und alten Ceres verstand? Salmasius fand hier nichts weiter als eine ungewöhnliche Bezeichnung der Ceres und ihrer Tochter; aber Spanheim,

heim, der sich ganz richtig erinnerte, daß die römischen Kaiser ihre Weiber und Kinder unter den Nahmen von alten Gottheiten zu vergöttern pflegten, deutete diese Stelle auf die Gemahlin Hadrians, die Sabina, die den Beynahmen der neuen Ceres zu führen pflegte: eine Vermuthung, welcher Ruhnkenius, (zum Vellej. II. 82. S. 345) gegen seine Gewohnheit, etwas zu rasch beystimmt. Denn es läßt sich kaum zweifeln, daß die neue Ceres des 6ten V. und die Faustina des 48. V. eine und dieselbe Person sind. Dieß sah Arnaldus (De Diis Assess p. 145.) und vor ihm Tristan (Comment. Histor. T. I. p. 581.) vortreflich ein: und Visconti, der keinen von beyden erwähnt, scheint dem letztern seine richtigere Erklärung zu verdanken zu haben. So wie Tristan, zeigt er, daß unter der Faustina die jüngere Kaiserin dieses Namens verstanden werden müsse, und daß die am Ende der Inschrift genannte Mutter des Kaisers nicht, wie Salmasius unbedachtsamer Weise behauptete, die V. 48. genannte Faustina, sondern die Mutter des M. Aurelius, Domitia Cavilla oder Lucilla sey. Auch dieses hat Tristan (l. c. S. 583.) aus denselben Gründen vortreflich dargethan, und man kann, bey der Vergleichung des Raisonnements beyder Gelehrten, kaum zweifeln, daß der italienische Antiquar die Meinung seines französischen Vorgängers gekannt habe. Die Mutter des M. Aurelius war gestorben, ehe ihr Sohn den

Thron bestieg: sie hatte also auf Vergötterung keinen Anspruch machen können. Unser Marcellus entschädigt sie dafür. Er setzt sie als Heroine in die Inseln der Seligen und ertheilt ihr hier, kraft seiner poetischen Machtvollkommenheit, einen Antheil der Herrschaft, die bisher in den Händen der Alcmene und Semele geruht hatte.

In beyden Gedichten sind durch eine sorgfältigere Untersuchung der Inschriften — von denen V. auf zwey Kupfertafeln eine ganz genaue Copie mittheilt — und vorzüglich durch die gewissenhafteste Prüfung der alten Schriftspuren an den verloschenen Stellen mehrere dunkle und verderbte Verse auf das glücklichste geheilt worden. Unter diesen zeichnet sich in der ersten Inschrift V. 30. die Lesart: καὶ γὰρ Ἀθηναίη τε Ἐριχθόνιον βασιλῆα aus, welche V. in den fast erloschenen Buchstaben des Marmors entdeckte, und wofür die ältern Ausgaben περὶ χθόνιον β. lasen. Daß Pluto, denn dieß mußte der unterirdische König seyn, in den Tempel Minervens aufgenommen worden, war eine ganz unerhörte Vorstellung: daß aber Erichthonius in dem Haine dieser Göttin begraben liege, sagt Apollodor III. 14. 7. und Homer Ιλ. β. 547. der diesen nämlichen Heros Erechtheus nennt.

Einige andre ebenfalls höchst treffende Verbesserungen bemerken wir in der zweyten Inschrift. Der Dichter erwähnt des unaussprechlichen Schmer-

Schmerzes, in welchen Regilla's Tod ihren Gemahl gestürzt hatte. In der That betrauerte Herodes, der nichts halb gethan zu haben scheint, diesen Todesfall auf eine ungewöhnliche und in die Augen fallende Weise, indem er sein ganzes Haus schwarz behängen und mit dunkelm lesbischen Marmor bekleiden ließ. (Philostr. Vit. Soph. S. 556.) Diesen bittern Schmerz, fährt der Vf. der Inschrift fort, habe Zeus und der Kaiser zu lindern gesucht. Jener habe die Verstorbene von dem Zephyrus in die elysischen Gefilde tragen lassen; dieser habe dem Sohne des Herodes das Ehrenzeichen der Senatoren, den halben Mond, auf den Schuhen verliehen. Der poetische Ausdruck in dieser Stelle (V. 22.) ist von keinem Ausleger hinlänglich erläutert worden. Daß Homer Od. δ. 563. in der Beschreibung der elysischen Gefilde sagt, der Zephyrus durchwehe sie vom Ocean her und kühle die Luft, reicht hierzu nicht hin. Ohne Zweifel verdankte Marcellus diese anmuthige Fiction einem ältern Dichter, vielleicht dem Callimachus, der in der Elegie auf das Haar der Berenice (Catull. LXVI. 54.) die Locke der Königin von dem Zephyrus in den Schooß der Venus tragen ließ. In der bekannten Fabel von der Psyche (beym Apulejus Metam. IV. fin. V. p. 92.) spielt dieser Gott die Rolle eines Dieners vom Amor, dem er die Psyche und ihre Schwestern zuführt. Zu solchen gefälligen und anmuthigen Diensten also brauchten

die Dichter diese leichte Wesen, das sie auf geflügelten Rossen reitend oder fahrend dachten. — Ueber das dem Sohne des Herodes, der damals noch ein Kind war, ertheilte Ehrenzeichen gibt Marcellus eine interessante Aufklärung, von welcher sich anderwärts keine Spur findet. „Dieses Zeichen des Mondes, sagt er, trug Hermes, als er den Aeneas aus dem Kriege der Achäer entführte durch die finstre Nacht. Strahlend ruhte die retrende Scheibe des Mondes an seinen Füßen. Diese nähten die Aeneaden an ihren Schuh als einen Schmuck für die edeln Söhne der Ausonier.“ Ueber diese Ableitung des bekannten Zierrathes bringt Visconti treffliche Erläuterungen bey. Beym Virgil Aen. II. 693. zeigt ein durch die Luft gleitender Stern dem Aeneas den Weg; auf der Tabula Iliaca aber ist es wirklich Merkur, welcher den trojanischen Helden geleitet, und auf einer Gemme beym Augustino II. nr. 3. leuchtet ihm das Licht des Mondes vor. Aus einer Stelle beym Statius V. Sylvar. II. 28. zeigt derselbe Gelehrte, daß auch Kinder diesen Zierrath trugen, und daß daher Arcudius unsre Stelle mit Unrecht auf Herodes den Vater deute. Den 29ten V., von welchem die erste Hälfte bis auf die Sylben σσ und σον erloschen, füllte Salmasius ziemlich glücklich so aus: σύμβολον Αὐσονίοισιν εὐγενέεσσι γεραιόν. Aber auf dem Marmor steht γεφαα, und dieß veranlaßt den italienischen Herausgeber zu lesen:

υἱάσιν

ὑιάσιν Αὐσονίων εὐηγενέεσσι γεραῖα.

welches wir in der Ueberſetzung ausgedrückt haben. In dem nächſten, auch ein wenig verſtümmelten Verſe, iſt ihm die Verbeſſerung noch ſichrer gelungen. Auf dem Marmor fanden ſich die Buchſtaben: ουμινο ... οσσηται και Κεκροπίδην περ ἐόντα — — worin V. ganz richtig die Lesart des Dichters fand:

οὔ μιν ὀνόσσηται καὶ K. π. ἐ.

„Jener alte Fußſchmuck tyrheniſcher Männer wird ſich ſeiner nicht ſchämen, ob er gleich ein Cecropide iſt.“ Mit dieſen Worten bahnt ſich der Dichter den Weg zu der lobpreiſenden Empfehlung des Geſchlechtes und der Würde des Herodes. „Er war, ſagt er, aus dem Blute des Hermes und der Herſe entſprungen: hat zu Rom die Würde eines Conſuls begleitet, und hat in Hellas an Adel ſeines Gleichen nicht.“ Hier ſtoßen wir von neuem auf eine Stelle, welche die Ausleger in die größte Verlegenheit geſetzt hat. Indem ſie mit fehlerhafter Interpunction laſen:

Ἑλλάδι δ' οὔτε γένος βασιλεύτερος, οὔτ' ἔτι φωνὴν
Ἡρώδεω γλῶσσαν δέ τε μιν καλέουσιν Ἀθηνῶν.

erklärten ſie die ganze Stelle von dem Sohne des Herodes, den wir aus dem Philoſtratus als einen äußerſt ſchwachköpfigen Knaben kennen. Daß nun derſelbe hier als ein beredter und in ſo vielen andern Rückſichten ehrenwerther Jüngling aufgeführt werde, ſchien unbegreiflich; und

Salmaſius ſah keinen andern Ausweg, als den Philoſtratus mit ſeiner Nachricht geradezu Lügen zu ſtrafen. Durch eine kleine Veränderung der Interpunktion

οὔτ' ἔτι φωνὴν
Ἡρῴδεω· γλῶσσαν δέ τε μιν καλέουσιν Ἀθηνέων.

wird der Geſchichtſchreiber gerettet und alles in die beſte Ordnung gebracht. „Niemand in Hellas iſt dem Herodes an Herkunft und Beredſamkeit vorzuziehn; und ſie nennen ihn die Zunge Athens.“ Die Beredſamkeit des Herodes Atticus iſt bekannt genug, auch daß man ihn deshalb die Zunge der Hellenen und den König der Redekunſt nannte (Philoſtr. Vit. Soph. II. 17. S. 598.) — Von dem Lobe des Sophiſten kömmt der Dichter auf die Regilla zurück, deren Stamm er von dem älteſten trojaniſchen Adel ableitet, und er ladet von neuem ein, ihr als einer Heroine zu opfern. Ein kleiner Irthum des Steinmetzen im 40. V., wo σὺ δὲ φίλον ſteht, (Spon und andere glaubten σὺδὲ φ. zu leſen) hat einen nachtheiligen Einfluß auch auf die nächſten Verſe gehabt. Visconti verbeſſert σὺ δ' εἰ φίλον — und dieſe Verbeſſerung iſt keinem Zweifel unterworfen; aber ein andrer noch nicht gehobener Fehler im 42. V. wo der Marmor εἰ δε τοι ευσεβεσσι darbietet, läßt doch noch eine Dunkelheit in dieſer Stelle zurück, die durch Erklärung nicht zu heben ſcheint. Vielleicht ſchrieb Marcellus:

σὺ δ', εἰ φίλον ἱερὰ ῥέξαι
καὶ θῦσαι, (θυέων ἀτὰρ οὐκ ἀέκοντος ἀνάγκη)
ἔρδ'· ἐπεὶ εὐσεβές ἐστι καὶ ἡρώων μέλεγίζειν.

„Wenn du Lust hast, Opfer zu bringen — denn kein Zwang nöthigt dem Nichtwollenden Opfer ab — so thue es. Denn es ist fromm, auch der Heroen zu denken." Diese Verbesserung besteht mehr in einer andern Abtheilung als in einer wesentlichen Veränderung der Buchstaben. — Ganz ohne Veränderung der Steinschrift verbessert Visconti den 49. V. wo nicht τριοπεω ναοι παρος, wie Sirmonds Abschrift lautete, sondern τριοπεω ἵνα οἱ παρ. ε. gefunden wird.

Dieses sind die vorzüglichsten kritischen Bemerkungen, die sich in Viscontis schätzbarem Werke finden, in welchem, außer den von uns angeführten antiquarischen und archäologischen Erläuterungen, noch manche andre schätzbare Notiz aus dem reichhaltigen Vorrathe dieses Gelehrten angebracht ist. Herr Fiorillo hat, wie wir schon oben bemerkt haben, alles dieses benutzt und zugleich die beyden Gedichte zu einem Mittel gebraucht, eine Menge eigner philologischen Bemerkungen und Verbesserungen anzureihen. Dieses letztere scheint sein vornehmster Zweck gewesen zu seyn. Daher hat er auch dem Inhalte der Gedichte nur eine verhältnißmäßig geringe Aufmerksamkeit gewidmet und die historischen Untersuchungen Viscontis ins kurze zusammengezogen. Viele Leser aber würden es ihm gewiß Dank gewußt haben, wenn er ihnen durch

eine zusammengedrängte Uebersetzung des ganzen V. Commentars, nebst den Einleitungen, dieses so seltne, und, unsers Wissens, gar nicht käufliche Werk ganz entbehrlich gemacht hätte. Minder nothwendig war die Einleitung De Herodis Vita et Scriptis, ein an sich vortrefflicher, von Hrn. Prof. Eichstädt bearbeiteter Artikel der Fabrizischen Bibliothek, dem Hr. F. einige Anmerkungen beygesetzt hat. Von seinen übrigen Bemerkungen wollen wir in einem der nächsten Stücke Rechenschaft geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

XII.

Die Furienmaske, im Trauerspiel und auf den Bildwerken der alten Griechen. Eine archäologische Untersuchung von C. A. Böttiger. Mit 3 Kupfertafeln. Weimar in der Hoffmannischen Buchhandlung 1801. 145 S. gr. 8.

Der Verf. schrieb vor einigen Jahren eine Abh. über die Masken der Alten überhaupt. Jetzt ist es eine besondre Gattung von Masken, die seinen Scharfsinn beschäftigt und die er in einer der reichsten, gelehrtesten archäologischen Monographien, die je auf deutschem Grund und Boden hervorgebracht worden, erschöpfend abgehandelt hat. Aeschylus war der erste, welcher Furien in seinen Eumeniden auf die Bühne brachte. In welcher Gestalt und in welchem Costum, ist also die erste Aufgabe, deren Auflösung der Verf. in Schrift und Bild versucht. Vorher hätte noch vielleicht die Frage aufgeworfen werden mögen: War Aeschylus der Schöpfer der Furien-Maske, oder entlehnte er sie nur und brachte sie zuerst auf das Theater? Wo Zeugnisse fehlen, müssen wir uns mit Vermuthungen behelfen. Der Verf. findet es selbst in

einer

einer beyläufigen Bemerkung S. 27. wahrscheinlich, daß dem Aeschylus bey der Costumirung seiner tragischen Chöre die Prunkgewänder der Hierophanten in den Mysterien der Ceres zum Muster gedient, und wiewohl die von ihm zum Beleg angeführte Stelle des Athenäus gerade das Gegentheil sagt, nämlich daß die Hierophanten ihr Costum nach der Aeschyleischen Theater-Garderobe gebildet, so scheint doch der ehrliche Compilator hier ein wahres Hysteron-Proteron begangen zu haben. Warum verfolgte Hr. B. den Gedanken an die Hierophanten nicht weiter, bis zu der Hypothese, daß Aeschylus nicht bloß die Kleidung der Hierophanten, sondern überhaupt einen Theil des Costums der Götter und Heroen, wie sie in den geheimen Weihungen zu Eleusis dargestellt wurden, auf die Bühne übergetragen habe, wodurch er sich den Vorwurf entweihter Mysterien, dessen der Verf. selbst gedenkt, zugezogen haben mag? Was insonderheit die Furien-Maske betrifft, so weiß man ja, daß in jenen nächtlichen Repräsentationen zu Eleusis der Tartarus mit allen seinen Schrecken vorgestellt wurde, und man kann sich vorstellen, daß hier gewiß die Furien in der schrecklichsten und grausendsten Gestalt aufgeführt wurden. Hier hatte also Aeschylus ein Vorbild, wie er es nur für seine Zwecke wünschen konnte. Nimmt Hr. B. doch selbst S. 57. an, daß die zwey sich über der Stirn der ältesten Furien emporschlängelnden Nattern ihren Grund in einem bey den Mysterien vorkommenden Gebrauch gehabt haben.

Aeschy-

Aeschylus hielt es für nöthig seine Zuschauer auf den Anblick seiner entsetzlichen Furien vorzubereiten. Schon zu Ende der Choephoren, die unmittelbar vor den Eumeniden aufgeführt wurden, erblickt sie Orest, aber nur er allein, in seinem Wahnsinn, und schildert ihre Schreckensgestalten. Noch zu Anfang der Eumeniden werden sie nicht gezeigt, sondern nur von der Pythia geschildert, die über ihren Anblick im Delphischen Tempel sich so entsetzt hatte, daß sie am ganzen Körper gelähmt und in sich zusammengesunken nur auf Händen und Füßen herauskriechen konnte. „Man könnte, bemerkt der Verf. fein, dem Dichter den Vorwurf machen, daß er durch diese vorausgeschickten Schilderungen, wo der empörten Phantasie der Zuschauer ein unendlicher Spielraum gelassen wurde, dem Eindrucke der Wirklichkeit, die kurz darauf eintritt, nothwendig schadete, da dieser hinter den Schreckensphantomen, die aus dem freyen Spiel einer so aufgeregten Einbildungskraft entstanden, unendlich weit zurückbleiben mußte.“ Dagegen erinnert der Verf., daß bey der Aufführung einer neuen, noch nie gesehnen Charakter-Maske, die Vorbereitung der Zuschauer auf das, was ihren Augen vorgeführt werden sollte, in der Regel gewesen. „Hiezu kommt, fährt er fort, daß der alte Tragiker im voraus seiner Sache gewiß war und wohl wußte, daß seine Furienschaaren selbst von der gereitzten Phantasie seiner Zuschauer nicht grausender gemahlt werden könnten, als seine Kunst sie in der Wirklichkeit darstellte. Das letztre ist ein unrichtiger Ge-

danke,

danke, dem auch die kurz vorher angezognen Worte des Verf. geradezu widersprechen.

Aus den in Aeschylus Eumeniden zerstreuten Zügen zu einem Gemählde der Furien, und, wo diese nicht ausreichten, aus andern Datis, setzt nun der Vf. mit vielem Scharfsinn das Costum der Aeschyleischen Furien fest, und versinnlicht es noch mehr durch eine colorirte Kupfertafel, welche Hr. Prof. Meyer in Weimar nach seinen Angaben entworfen und ausgemahlt hat. Schauder-erregend ist der Anblick dieser Unholdin, und man könnte freylich einwerfen, der Verf. habe vielleicht Aeschylus poetische Schilderung der Eumeniden zu buchstäblich genommen und manches, was jener symbolisch verstanden oder der Einbildungskraft des Zuschauers hinzuzudenken erlaubt habe, in sein Bild aufgenommen. Allein das Gräßliche in demselben darf wenigstens nicht als Grund, an der Wahrheit dieser Darstellung zu zweifeln, geltend gemacht werden, da Aeschylus gewiß, so gut wie die Mystagogen, bey seinen Furien-Masken alles auf den Eindruck des Grausens und Entsetzens anlegte. Verfolgen wir die einzelnen Züge seines Furienbildes. Er setzt ihm ein Gorgonen-Haupt auf mit schlangenartig aus einander gespreitztem Haupthaar, das von zwey Nattern umfaßt wird, deren Köpfe über der Stirn hervorragen. Das Gesicht ist breitgedrückt, die Augen sind mit einem blutrothen Rand umgeben; die Zunge hängt aus dem grinzend geöffneten Mund heraus. Nicht streng bewiesen oder zu beweisen, aber scharfsinnig durchgeführt ist die Meinung

nung des Verf., daß man die Furien-Gesichter nach den Gorgonen-Köpfen gebildet habe, mit denen auch Aeschylus seine Furien, aber wie es scheint, nicht sowohl wegen völliger Gleichheit der Züge, als um recht sprechende Bilder des Schrecklichen zu geben, oder um ihr schwarzes Gewand und ihre Schlangen-Windungen zu paralleliſiren, (vgl. Choeph. v. 1045. f.) vergleicht. Wegen der nur zu wahrscheinlichen Verwandtschaft der Gorgo-Maske mit der Furien-Maske hat daher der Verf. die Geschichte der Meduſen-Maske und ihrer stufenweiſen Veredlung und Milderung in drey Abbildungen nach den verschiednen Behandlungen dieſes Kopfes in der Antike auf dem Titel dargeſtellt. Was uns am meiſten an der Furien-Maske widerſteht, die häßlich heraushängende Zunge, darf uns doch um ſo weniger befremden, da man denſelben ekelhaften Anblick ſogar auf den ältern Kunſtvorſtellungen der Meduſa ertrug. Gleichwohl tragen wir Bedenken dieſen Charakter der Gorgone auf die Furie überzutragen, da er nirgends als Abzeichen der letztern bey den Alten vorkommt. Dem übrigen Körper der Aeſchyleiſchen Furie giebt der Verf. eine widrige Magerkeit und gedehnte Länge. Die langgeſtreckten Finger ſind mit krallenartig eingebognen Nägeln verſehen, um die Aehnlichkeit mit den Harpyien anzudeuten, mit denen Aeſchylus auch die Furien vergleicht. Der Körper hat eine braune, lederartige Farbe, mit welcher der ſchwarze Leibrock beſſer abſticht, als wenn jener auch als ganz ſchwarz angenommen wurde. Da indeß der

Verf.

Verf. selbst eine ganz schwarze Furie auf einem alten Vasen-Gemählde (S. 29.) anführt: so möchten wir doch die Worte des Aeschylus: „Sie sind ganz und gar schwarz" buchstäblich und ganz eigentlich nehmen. Das eigentliche Kleidungsstück ist ein eng anliegendes langes schwarzes Gewand, in Schnitt und Form der altdorischen Tracht, mit einem breiten blutrothen Gürtel, an welchem, statt der Franzen und Troddeln, Schlangen herabhängen, welche letztre doch erst in späterer Zeit zur Umgürtung der Furien gehörten, ob man gleich dem Verf. zugeben kann, daß der persische Furien-Gürtel aus der Ferne ein Schlangen-Ansehen hatte. Der Leibrock hat unten seine Besetzung, die der Verf. aus schwarzem Schaaffell bestehen läßt, welches allerdings dem Furien-Costum zu statten kommt und durch das Orphische Beywort der Thierumkleideten Furien unterstützt werden soll. Ihre Beschuhung ist der rothe kretische Jägerschuh. Sie wird, nach dem Aeschylus, mit weitem Schritt und in schnellem Ansprung vorgestellt und schwingt in der Rechten einen Stab der Züchtigung und Rache, welchen die Alten zu dem Costum der tragischen Furie rechnen. Hier werden manche eine Fackel vermissen; aber ungeachtet der Verf. nicht geradezu leugnet, was alte Grammatiker behaupten, daß Aeschylus seinen Furien Fackeln gegeben, so scheint er doch mit Grund anzunehmen, daß diejenigen Furien, welche beyde Hände zu dem Reihen- oder Fesseltanz fügten, nicht wohl zugleich Fackeln in

der

der Hand halten konnten, daß aber in einem Chor von 50 Furien gewiß mehrere bloße Statisten waren, die zur Seite stehen blieben, während die andern herum tanzten, und daß diese anders bewaffnet seyn konnten, theils mit Beilen (S. 80), theils mit Fackeln. (Wir wissen nicht, warum sich der Verf. S. 54 so darüber ausdrückt: „Diesen gab man in der Folge Fackeln in die Hände.")

So wie der gräßliche Gorgonenkopf nach und nach zum Ideal der ernsteren weiblichen Schönheit veredelt wurde: so verwarf auch der verfeinerte Geschmack die Schreckensgestalten der Furien auf der tragischen Szene, und die Kunst bildete, nach Lessings und des Vf. Ueberzeugung, nie eigentliche Furien *), sondern bloß ins Schöne idealisirte Eumeniden. Eine solche, bisher noch nicht bekannte, stellt der Verf. auf der zweyten durch Hrn. Pr. Meyer entworfenen colorirten Kupfertafel nach einer Vase des Bürgers Parois in Paris vor, von welcher Br. Millin dem Verf. einen farbenlosen Umriß mittheilte. Schade, daß die Farben des Vasengemäldes nicht mit bezeichnet waren: denn nun mußten Böttiger und Meyer die Farbengebung, theils nach andern alten Bildwerken, theils nach Angaben der Alten, sehr mühsam aus-

*) Vor der Zeit des gebildeten Geschmackes, wo man noch ekelhaft gräßliche Gorgonen in Bildwerken darstellte, hat man doch wahrscheinlich auch eigentliche Furien gebildet.

auszumitteln suchen. Die schöne, jugendliche Eumenide erscheint hier im hochgeschürzten, nur bis auf die Knie reichenden Gewand, und in geschnürten Cothurnen, mit großen Fittigen, die durch ein kreuzweis auf der Brust sich durchschneidendes, mit goldnen Buckeln besetztes Purpurband an die Schultern befestigt sind. Die Gewänder, sowohl das obere mit weit vorgehenden Ermeln, als das untere, sind mit gestickten Verbrämungen eingefaßt, und überdieß durch Purpurstreifen und goldne Flittern geschmückt. Das einzige Furchtbare an ihr ist der Drache, der sich um ihren Leib windet, und unter dem rechten Arm sich hervorhebend bis über den Kopf der Furie mit zähnefletschenden Rachen steigt. Zwey Nattern dienen ihr zum Haarband. Die dieser Eumenide in die linke Hand gegebene Fackel befindet sich in dem Original nicht, und wir sehen keinen hinreichenden Grund zu diesem Zusatz, da Fackeln kein unumgänglich nothwendiges Attribut der Furien sind.

Um den Kunst-Euphemismus in der Behandlung der Furien noch deutlicher darzustellen, giebt der Verf. auf der dritten Tafel die Vorstellung des von den Furien verfolgten Orest auf einer der schönsten, leider mit den übrigen des Hamiltonschen Schatzes auf einem Schiffe untergegangenen Vasen der zweyten Hamiltonschen Sammlung. Zwey Furien dringen rechts und links auf den Orest ein. Jede ängstet ihn mit zwey Schlangen, die sich um ihre nackten Arme male-

risch

risch winden und von da gegen den Muttermörder erheben. Die Furien sind als schöne, ernste Jungfrauen im aufgeschürzten Jagdgewande mit geschnürten Cothurnen gebildet. Wie viel oder wie wenig Antheil an den schönen Formen und Zügen dieser Vasenzeichnung Tischbeins nachhelfende und verschönernde Manier, deren selbst Böttiger im 3ten Heft seiner griech. Vasengemälde S. 180 f. gedenkt, habe, bleibt dahin gestellt.

Die trockne Angabe des Hauptinhaltes dieser Abhandl. hat so viel Raum weggenommen. Wie viel würden wir noch brauchen, um alle die fruchtbaren Erörterungen und Aufklärungen aus der alten Fabel und Kunst auszuheben? Der Verf. hat den Ueberfluß seines Reichthums in viele Seiten-Canäle von Anmerkungen und Excursen abgeleitet, in deren jedem Stoff zu neuen Abhandlungen liegt.

XIII.

Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften, nach dessen Tode aus den hinterlassenen Papieren gesammmelt und herausgegeben von **Ludw. Chr. Lichtenberg**, Goth. Legationsrathe, und **Fr. Kries**, Prof. am Goth. Gymnasium. Erster Band. Göttingen, bey Joh. Christ. Dieterich. 1800. XXIV. S. Vorb. 408 S. 8.

Sind dem wahren Kunstliebhaber und Künstler Studien und Skizzen des Meisters willkommener und belehrender, als noch so fleißig ausgeführte Arbeiten der Modefabrikanten: so war unfehlbar auch dieser Nachlaß eine vorzüglich angenehme Erscheinung für jeden Freund der Literatur, der in Lichtenberg die seltene Vereinigung von wissenschaftlichem Scharfsinn mit gesundem Menschenverstand und immer regem Beobachtungsgeist, von Witz und Laune mit Wärme für Moralität und mit eignem redlichen Streben nach höherm moralischen Werth, von Feinheit mit Kraft in der Darstellung bey einer seltnen Gewalt über die Sprache, die seinen Combinationen weit entlegner Dinge manche Bereicherung verdankt, aufrichtig liebte und schätzte.

Wir

Wir haben ohnehin keinen Ueberfluß an Schriften der Art, wo der Verfasser ohne Rücksicht auf ein Publikum sich seinen Ideen, oft auch den Empfindungen und Einfällen des Augenblicks überläßt, und um so häufiger die Gegenstände aus eignen Standpunkten betrachtet. Wie reich sind dagegen andere Nazionen in dieser Gattung, z. B. die Franzosen an den Essais, Pensées, Maximes, Mélanges etc. ihrer besten Schriftsteller.

Kein Vernünftiger also wird die Herausgeber tadeln, daß sie diese fragmentarischen Aufsätze und Gedanken eines berühmten Mannes, die größten Theils, wenigstens in dieser Gestalt, nicht zum Druck bestimmt waren, bekannt machen: zumal, da Lichtenberg bey aller Offenheit, womit er von sich und seinen Schwächen spricht, ganz in dem schönen moralischen Lichte erscheint, in welchem ihn bis dahin nur seine vertrauten Freunde sahen. Mannichfaltig sind die Gegenstände, die hier behandelt oder nur berührt werden. Warnungen vor zwey Hauptabwegen guter Köpfe, absprechendem Dogmatismus bey einer, und lesesüchtiger Vielwisserey bey einer andern Classe der Gelehrten; Spöttereyen über Originalitätssucht, Empfindeley und Schwärmerey; dagegen Empfehlungen der Aufrichtigkeit gegen sich und Andere, des Natürlichen in jeder Art der Darstellung seiner selbst, sey's im Leben oder im Schreiben, wechseln mit glücklichen Blicken über große und kleine Gegenstände des menschlichen Denkens, Thuns und Treibens, gewürzt mit witzigen und

satirischen Einfällen, Bildern, Vergleichungen. Das hier Gelieferte ist aus Papieren der sechziger und siebziger Jahre gezogen, mit Ausnahme des ersten Hauptartikels, der aus allem, was unter dem Nachlaß dahin einschlug, zusammengesetzt wurde. Einem zweyten Bande, der enthalten wird, was Lichtenberg vom Jahr achtzig bis an seinen Tod des Aufschreibens werth fand, sehen wir mit Verlangen entgegen.

Den Anfang machen Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers von und über sich selbst. S. 3—45. Man darf hier nichts weniger suchen, als eine Biographie; auch keine zusammenhängende Charakterschilderung; sondern nur zerstreuete, in verschiedenen Zeiten seines Lebens flüchtig angemerkte Beobachtungen über sich selbst, die ihn zur genauen Selbstkenntniß führen, vielleicht auch als Materialien bey einer mit der größten Offenherzigkeit erzählten Geschichte seines Lebens dienen sollten, welche er laut Vorberichts der Herausgeber S. X. XI. noch zu schreiben willens war. Psychologisch merkwürdig schienen mir bey einem Manne von so kühler Besonnenheit die Andeutungen seines Aberglaubens, z. B. in Absicht auf Vorbedeutungen (S. 26) und in andern Stücken (S. 11, 12). Großen Theils erklärt sich dieser aus einem sehr lebhaften religiösen Gefühl, wovon in diesen Blättern sehr deutliche Spuren sich finden; überhaupt aus seiner seltnen Reizbarkeit bey einer ungemeinen, zuletzt an Schwäche grenzenden Feinheit der Nerven, die auch von

noch

noch so unmerklichen Veranlassungen lebhaft afficirt wurde. Gerade diese ausnehmende Reizbarkeit und Zartheit des Nervensystems macht das Band zwischen selten verbundenen Eigenschaften, einem kalten Beobachtungsgeist, entschiedener Abneigung sowohl von allem Phantastischen, als von allem gemachten Sentimentalen, und auf der andern Seite, jener hie und da an Aberglauben und Schwärmerey gränzenden Religiosität. Beyspiele S. 12: „Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondere mir von Gott erwiesene Gnade ansah, und nicht anders erklären zu können glaubte. Bey meinem inbrünstigsten Gebete sagte ich zuweilen: o lieber Gott, etwas aufs Zettelchen!" — S. 46! „Ich kann nicht vergessen, daß ich in meiner Jugend einmal die Frage: was ist das Nordlicht? auf einen Zettel mit der Addresse an einen Geist schrieb, und jenen des Abends auf den obersten Boden im Hause legte. O wäre da ein Schelm gewesen, der mir die Frage beantwortet hätte!" — Sonderbar bleibt die Erscheinung immer, daß in den Selbstbekenntnissen des launigsten Widersachers von Lavater sich manche Aeußerungen finden, die man eher von Lavater selbst erwartet hätte. Beyläufig erinnert Rec., daß der sel. Lichtenberg ihm in einem Gespräch einmal zu verstehn gab, daß er Lavater'n bey persönlicher Bekanntschaft gut geworden sey, wobey er noch von der Vorsicht sprach, die ein Satiriker haben sollte, wenn er jemanden nicht persönlich kenne.

In vielen Stellen jener Bemerkungen über sich selbst sieht man mit Bedauern den durch Hypochondrie gequälten Mann. Wer jemals an ähnlichen Zufällen litt, versteht ihn auch auf's halbe Wort. Unfehlbar lag der Hauptgrund in seinem Körper. Ich erinnere mich, daß er mir vor ein Paar Jahren erzählte, wie schon ein wenig Butterbrod, Abends genossen, ihm den ganzen folgenden Tag Beängstigung verursache. Auch erwähnte er, Büsch habe gefragt, als von seiner Hypochondrie die Rede war: Freund, haben Sie Nahrungssorgen? — L. selber hielt diese im Allgemeinen für eine Haupturſache der Hypochondrie. Zugegeben, daß bey L. der Grund hauptsächlich in seiner äußerst feinen Organisation bey Schwächlichkeit des Körpers, von dem er selbst freylich kein allzu ökonomischer Besitzer war, und bey rastloser Regsamkeit des Geistes lag: so wäre doch zu wünschen gewesen, daß ein Mann wie L., deren Deutschland nicht Viele hat, eine vortheilhaftere äußere Lage gehabt hätte. Denn seine Besoldung war für einen solchen Mann doch zu mäßig.

Hie und da finden sich Spuren von gerechter Empfindlichkeit über litterarische Nachbarn, die in ihrem geschäftigen Müßiggange, bey mühseligem Compiliren und planlosem Experimentiren einen L. wohl über die Achsel ansahn, wie S. 31, 38. Schade, daß Pusillanimität, wie er's S. 30 selbst nennt, ihn nicht öfter zu dem Selbstvertrauen, zu dem gerechten Gefühle seiner Kraft,

das

das er hier zuweilen blicken läßt, (wie S. 28, 31 *)) kommen ließ. Wir hätten dann gewiß manches vortreffliche Werk mehr. Merkwürdig ist die Aeußerung S. 34: „Ein großer Fehler bey meinem Studiren in der Jugend war, daß ich den Plan zum Gebäude zu groß anlegte. Die Folge war, daß ich die obere Etage nicht ausbauen konnte; ja ich konnte nicht einmal das Dach zubringen. Am Ende sah ich mich genöthigt, mich mit ein paar Dachstübchen zu begnügen, die ich so ziemlich ausbaute; aber verhindern konnte ich doch nicht, daß es mir bey schlimmen Wetter nicht hinein regnete. So geht es gar manchen!" Schwerlich wird dieser eigne Tadel indeß bey denen etwas fruchten, die sich etwa in gleichem Falle befinden. Und mög' er es auch nicht! Was uns Lichtenberg gab, hätt' er nicht in diesem Geiste geben können, wär' er nicht früher auf das contrahere vela bedacht gewesen. Nicht Alle sind wir zum Hüttenbauen da; in der geistigen Welt, wie in der sichtbaren, bedarf's auch der Besteiger der Aetna's und der Besucher von Südseeinseln, auf daß sie den Thalbewohnern von wei-

*) Hier läßt er unter andern merken, wie viel Freude es ihm machte, wenn de Luc ihm schrieb: „er schreibe ihm keinen Brief, aus dem er nicht etwas lerne." Sollte Hr. de Luc nicht vielleicht aus Lichtenberg's Correspondenz den Herausgebern für die folgenden Theile manches mittheilen, wenn sie ihn darum ersuchten?

ten Aussichten und neuen Ansichten erzählen. Ohnehin sind dazu nur wenige Sterbliche berufen.

Den Lesern der Lichtenbergschen Erklärungen Hogarth's müssen folgende Stellen in mehreren Beziehungen interessant seyn. S. 42. „Ich fing erst gegen das Ende meines Lebens an zu arbeiten, und mein bischen Witz aufs Profitchen zu stecken. — Ich hätte, was ich jetzt thue und thun will und gern thäte, ehemals viel besser thun können; da hatte ich aber keine Zeit!“ — S. 43: „Wenn ich ehedem in meinem Kopfe nach Gedanken oder Einfällen fischte, so fing ich immer etwas; jetzt kommen die Fische nicht mehr so. Sie fangen an sich auf dem Grunde zu versteinern, und ich muß sie heraushauen. Zuweilen bekomme ich sie auch nur stückweise heraus, wie die Versteinerungen vom Monte Bolca, und flicke daraus etwas zusammen.“

Der zweyte Abschnitt ist unter die Hauptrubrik Fragmente gebracht, und enthält lauter Aufsätze aus frühern Jahren, die sich auf zwey noch nicht vergessene Erscheinungen unserer Litteratur beziehen, welche jetzt, nur unter andern Modificationen, wiederkehren, wenn gleich nicht so weiten Spielraum gewinnen: die Periode der Empfindsamen und der Kraftgenies. Die unter dieser Rubrik befindlichen Aufsätze waren offenbar für das Publikum entworfen; sie sind das am meisten Zusammenhängende und in Absicht auf Vortrag und Sprache am wenigsten Unvollendete

in

in diesem Bande. Der eigenthümliche Stempel von Lichtenberg's Witz und Laune würde darin auch ohne seinen Namen erkannt seyn. Man findet hier: 1. Vorrede des Uebersetzers einer empfindsamen Reise nach Laputa S. 51. Ueber Hofsprache. 2. Beyträge zur Geschichte des ***. Satire auf die Universität, wo der Verf. lebte, wenn ich anders das absichtlich Schwankende in den Umrissen fasse. Für die meisten der heutigen Leser verliert aber der Aufsatz, eben durch das Unbestimmte, an Interesse. Reicher an Witz scheinen die folgenden vier Nummern. 3. Paraklet or, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind, S. 65. An Einseitigkeit des Standpunkts, an nicht genugsamer Unterscheidung der wirklich ehrwürdigen, um größere Vielseitigkeit unsrer Cultur unsterblich verdienten Originalgeister und des nur Lächeln und Mitleid erweckenden servum pecus, fehlt es freylich nicht. So fand ich ungern den Seitenblick auf einen unsrer ersten Dichter S. 71. Doch dem Satiriker verzeiht man Uebertreibungen noch am ersten. S. 75 eine launige Vergleichung der englischen Gelehrten mit den deutschen in Absicht auf Wohlhabenheit. — 4. Ueber den deutschen Roman S. 81. Mit Humor sind einige Umstände berührt, wodurch in England die Romanintriguen erleichtert werden. Besonders ist das deutsche Postwesen im Vergleich mit England eben so wahr als drolligt geschildert; s. besonders S. 90 unten. 5. Bittschrift der Wahnsinnigen S. 93.

Die

Die Bitte selbst betrifft eine Bibliothek für das Tollhaus. Diese Nummer möchte unter dieser Reihe von Aufsätzen wohl den Vorzug verdienen. Bey dem, was von der Bestreichungsmethode schlichter Prosa S. 108 vorkommt, wird manchen Lesern, wie den Herausgebern S. XVI, die Brauchbarkeit für gewisse Transcendentalphilosophen und Aesthetiker unsrer Tage einleuchten. 6. Das Gastmahl der Journalisten S. 112. Die Rezensenten heißen darin Bewahrer jenes großen Siegels, womit die Patente des Ruhms gestempelt werden, und die endlich allein das jus praesentandi bey der Nachwelt aus den Händen der Welt empfangen haben. 7. Ueber die Macht der Liebe S. 115. Ein Paar Briefe an ein Frauenzimmer. In einem andern Ton, als die vorigen Aufsätze. Die Frage: Ist die Macht der Liebe unwiderstehlich, oder kann der Reiz einer Person so stark auf uns wirken, daß wir dadurch unvermeidlich in einen elenden Zustand gerathen müssen, aus welchem uns nichts als der ausschließende Besitz dieser Person zu ziehen im Stande ist? wird in männlichem Tone gereifter Vernunft verneint; s. besonders S. 131 f., wo das zu Unterscheidende unterschieden wird. Es ist ein Aufsatz, der im Philosophen für die Welt eine Stelle verdiente.

In Absicht auf Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Ideen gibt der dritte Hauptabschnitt die meisten Ausbeute: die Bemerkungen vermischten Inhalts S. 137 — 408. Daß

sie

sie nicht in Einem Zuge gelesen seyn wollen, versteht sich. Sie enthalten so wohl Probleme, als Resultate, und können für jüngere Leser zur Anregung der Denkkraft eine treffliche Schule werden In Lichtenberg's Papieren stand alles durch einander; die Herausgeber haben es zur leichtern Uebersicht unter eilf Rubriken gebracht. 1. Philosophische Bemerkungen. Man findet hier Belege zu der skeptischen Denkart des Verfassers, die er selbst in den Papieren über sich S. 34 berührt.

Ναφε και μεμνασ' απιστειν'
Αρθρα ταυτα των φρενων.

Mit diesem Motto würd' ich die Aufsätze bezeichnen. Von allem dogmatischen Absprechen weit entfernt, empfiehlt L. überall Bescheidenheit in der Philosophie, zumal in der Psychologie. Der Mann vom Katheder zeigt sich nirgends; allenthalben ein Kopf, der einen vorzüglich gesunden Verstand durch wissenschaftliche Untersuchungen stärkte und schärfte, mit einem solchen Auge aber beym Ueberblick des menschlichen Wissens um so leichter die Schwächen und Mängel unserer Wissenschaft entdeckte. Von Meinungs- und Systemsucht keine Spur. Die Schwierigkeit, Philosophie zu lehren, wird S. 140 f. artig dargestellt. S. 152 findet sich eine sinnreiche Hypothese der Vegetazion, die wohl einer weitern Ausbildung, und selbst einer Lucrezischen Darstellung fähig wäre. — S. 157 fragt L.: „Was ist Materie, so wie sie sich der Psychologe denkt? So etwas giebt es vielleicht in der Natur nicht; er

tödtet

tödtet die Materie, und sagt hernach, daß sie todt sey." Ueberhaupt stehen hier über Materialismus, Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele manche einer weitern Beachtung und Prüfung-werthe Zweifel und Einfälle. So S. 162.: „Der Mensch ist vielleicht halb Geist und halb Materie, so wie der Polype halb Pflanze und halb Thier. Auf der Grenze liegen immer die seltsamsten Geschöpfe." — Wenn es S. 160. heißt: „Die größten Denker, die mir vorgekommen sind, waren gerade unter allen Gelehrten, die ich habe kennen gelernt, die, welche am wenigsten gelesen hatten:" so dachte L. wohl nicht an Aristoteles und Leibnitz; der Bayle und Lessinge zu geschweigen.

Doch es würde zu weit führen, einzelne Bemerkungen zu prüfen und oft den Revers der Medaille zu zeigen. Natürlich geben dergleichen hingeworfene, im Ausdruck oft nicht genug ausgebildete, wenigstens nicht hinlänglich limitirte Ideen zu Gegenbemerkungen reichlichen Stoff. Uebrigens möge sie das Schicksal für einem künftigen Diogenes Laertius bewahren. Sonst möchte der gute Lichtenberg, wenn's ihm in künftigen Jahrhunderten wie den griechischen Philosophen ginge, wegen mancher Aeußerung in einer Rubrik prangen, unter die er nicht gehört; z. B. wegen der Stelle S. 164: „Ich glaube kaum, daß es möglich seyn wird, zu erweisen, daß wir das Werk eines höchsten Wesens, und nicht vielmehr zum Zeitvertreib von einem sehr unvollkommenen zusammengesetzt

gesetzt worden sind." — Einige gar zu unbedeutende Papierschnitzel, wie z. B. S. 162 die Stelle: Gott schuf u. s. w. und S. 164: Der oft unüberlegten u. s. w. hätten die Herausgeber besser zurückbehalten.

Es folgen S. 178 psychologische Bemerkungen. S. 190 moralische. Hier findet sich S. 198 folgende Stelle, die vielleicht die schönste im ganzen Buche ist: „Wenn jemand in der Welt sich eine Sittenlehre mit Hülfe von Nadelstichen und Schießpulver auf die Hand wollte ätzen lassen, so wollte ich wohl die dazu vorschlagen, die ich in irgend einem Stücke des Zuschauers einmal gelesen habe: The whole man must move together. Die Vergehungen dagegen sind unzählbar, und der Schaden, der daraus entsteht, groß und öfters unersetzlich. Zum Menschen rechne ich Kopf und Herz, Mund und Hände; es ist eine Meisterkunst, diese durch Wind und Wetter unzertrennt bis an das Ende zu treiben, wo alle Bewegung aufhört."

Beobachtungen über den Menschen S. 201. Alle in schlichtem, anspruchlosem Ausdruck. Wer hörte diesen Menschenkenner nicht gern? Hin und wieder treffende Charakterschilderungen. Man sehe z. B. vom Kleinthuer S. 211; auch S. 224.

Pädagogische Bemerkungen S. 226. Sie empfehlen besonders das alte μηδεν αγαν. — Lite-

Literärische S. 233. Gewisse Eigenheiten in Lord Chesterfield's Briefen werden aus genauerer Bekanntschaft mit dem Charakter des jungen Stanhope erklärt S. 243. Ueber Junius's Letters S. 247. Ueber Geschichtschreibung, beherzigungswerthe Erinnerungen für Deutsche S. 249, 250 f. — Merkmal des allgemeinen Charakters klassischer Bücher. Urtheile über Tacitus in verschiedenen Lebensaltern S. 257, 258. Beschreibung einer Coeur-Dame: eine in ihrer Art glückliche Persiflage des Winkelmannen nachgeahmten Styls S. 261 u. s. w.

Die Sprachbemerkungen S. 272 enthalten einige kleine Fragmente über Sprachphilosophie überhaupt und über einzelne Wörter der deutschen und englischen Sprache. In den ästhetischen Bemerkungen kommen manche beachtungswürdige Winke und Rathschäge für den Schriftsteller vor; aber auch Stellen, wo Lichtenberg durch seine entschiedene Abneigung gegen allen Enthusiasmus irre geführt wird. Dahin rechne ich sein Urtheil über die Bildhauerkunst der Neuern, die er S. 311 nicht übel Willens ist über die der Alten zu setzen. Denn ich müßte mich sehr irren, wenn nicht das Auge des Satirikers, womit er die durch Winkelmann, die durch Klopstock, die durch Lavater in Deutschland veranlaßten Liebhabereyen betrachtete, bey jener Ansicht mitwirkte. Dahin gehört, was er S. 315 von der Sprache unsrer neuern Dichter sagt. Mag er dieß auch

vor

vor zwanzig Jahren und länger geschrieben haben; so zeugt es doch von Mangel an Unbefangenheit, um nicht zu sagen von Mangel an Kenntniß der deutschen Dichter, die allein mit den Alten verglichen zu werden verdienten. Ueberhaupt darf man dem treflichen Mann nach nicht wenigen seiner offenherzigen Aeußerungen, so wie nach der ganzen Anlage und Richtung seiner Geisteskräfte, den wahren Sinn für Dichterwerke, als solche, wohl absprechen. Er suchte in ihnen nur Nahrung für seinen Beobachtungsgeist, nur Bereicherung seiner Menschenkentniß; höchstens noch Belebung seiner religiösen und moralischen Gefühle, wie in den Psalmen. Shakspeare hatte ohne Zweifel nur in der erstern Rücksicht für ihn hohes Interesse; Klopstock gar keins, oder nur ein negatives. Von den alten Dichtern scheint er übrigens nur die Römer gekannt zu haben. Was er von Horaz S. 316 f. sagt, liest man mit Vergnügen. Nur, wenn es S. 306 heißt: „Da Horaz uns so viel Vortreffliches hinterlassen hat, so denke ich immer, wie viel Vortreffliches mag nicht in den Gesellschaften gesprochen seyn:" so darf man fragen: War denn Horaz bloß Dichter? Haben wir nicht Gründe zu glauben, daß Er in jenen Gesellschaften gerade der Trefflichste (es ist von Lebensweisheit die Rede) gewesen? L. setzt hinzu: „Denn schwerlich haben die Wahrheiten den Dichtern mehr als das Kleid zu danken." Er vergißt aber, daß es in Griechenland eine Zeit gab, wo Dichter und Weiser, ja selbst Dichter

und ſpeculativer Philoſoph in Einer Perſon vereinigt war. —

Einen goldnen Spiegel für den, der für alle Zeitalter ſchreiben will, hält er S. 325, 326 vor. — Ewig ſchade, daß L. nicht ſelbſt ausgeführt hat, was er S. 301 andeutet: „Was für ein Werk ließe ſich nicht über Shakſpeare, Hogarth und Garrick ſchreiben! Es iſt etwas ähnliches in ihrem Genie: anſchauende Kenntniß des Menſchen in allen Ständen, Andern durch Worte, den Grabſtichel und Gebehrden verſtändlich gemacht.“ — Der S. 314 vorgetragenen Behauptung, die guten Schriftſteller der Engländer ſeyen conciſer, als die unſrigen, dürfen wir wohl unſre Haller, Leſſinge, Johannes Müller u. ſ. w. entgegen ſtellen.

Es folgen zum Schluß noch witzige und ſatiriſche Einfälle und Bemerkungen S. 328; witzige und komiſche Ausdrücke und Vergleichungen S. 373, und Allerhand S. 378. Daß bey weitem die meiſten Stellen jene von den Herausgebern gewählte Ueberſchriften verdienen, wenn auch hie und da ein froſtiger oder zu weit geſuchter Einfall mit unterläuft, davon wird jeder Freund oder Bewundrer des Lichtenbergiſchen Witzes ſich ſelbſt zu überzeugen ſuchen. Noch macht Rec. unſre Sprach-Berichtiger und Bereicherer zur weitern Prüfung auf einige Wortſchöpfungen aufmerkſam, die dem geiſtreichen

Schrift-

Schriftsteller in diesen Aufsätzen hie und da entschlüpfen. S. 37 „vieles menschenbeobachterisch mit Gefühl eigner Superiorität aufzeichnen" im Gegensatz von „ganz bürgerlich niederschreiben." — S. 161 unsre Insularmethode, und S. 51 Insularuniversalismus, nach welchem wir Recensionen lesen statt Bücher, und das Gedächtniß die Haushaltung führen lassen für Vernunft und Geschmack. — S. 197 empfindsame Schwermütheley. — Das Mitscham und Kleinthuer. — S. 268 erstimulirte Begeisterung. — S. 27 Candidatenprose u. s. w.

XIV.

L'Homme des Champs ou les Géorgiques françaises. Par Jaques Delille. à Basle, chez Jaques Decker. De l'Inprimerie de Levrault, à Strasbourg. 1800.

Wohl schwerlich ist seit langer Zeit ein Gedicht mit so vielen Ansprüchen vor dem Publikum aufgetreten und mit größern Erwartungen gelesen worden, als diese französischen Georgica. Der Name seines Verfassers, der unter den neuen Versificatoren Frankreichs einen der ersten Plätze behauptet; einzelne glänzende Stellen, welche durch gesellschaftliche Mittheilungen bekannt geworden waren; und selbst die fortgesetzten Bemühungen Frankreichs, den Uebersetzer Virgils in den Schooß seines Vaterlandes zurück zu rufen, das die Ehre, sein neustes Werk an das Licht zu stellen, nur höchst ungern dem Auslande überlassen wollte; endlich die Unfruchtbarkeit des französischen Parnaßes in den neuern Zeiten — alles dieses mußte dazu beytragen, die Erwartung des Publikums zu spannen. Das Gedicht ist nun in einer ungewöhnlichen Anzahl zierlicher Ausgaben erschienen und in den Händen aller Freunde der französischen

litte-

Litteratur. Es hat Lob und Tadel erfahren. Einige haben es den Meisterstücken des Alterthums gleich gesetzt; andere es nicht einmal der frühern Arbeiten seines Verfassers würdig geachtet. Wir wollen, unbestochen durch diese widersprechenden Entscheidungen, nur die Resultate unsers eignen Gefühls geben.

Ein jedes Kunstwerk fordert Einheit und Vollständigkeit. Wir müssen von einem Theile zu dem andern fortgeleitet werden; jeder muß etwas voraussetzen und etwas erwarten lassen; das Ganze muß in sich selbst vollendet seyn. Dieß sind unnachlaßliche Foderungen. Es ist eben so gewiß, daß das Ganze eines Kunstwerks einen bestimmten ästhetischen Eindruck zurücklassen, und uns mit einem beruhigenden Wohlgefallen erfüllen muß. Die einzelnen Schönheiten müssen uns anziehn, die Verbindung des Ganzen muß uns befriedigen.

Nach diesen Grundsätzen beurtheilt, kann Delille's Gedicht vor der Kritik schwerlich bestehn. Ihm fehlt durchaus jene innere Nothwendigkeit, welche das Unterpfand der schöpferischen Freyheit ist. Es ist mehr eine Sammlung glänzender Schilderungen, die durch die Willkühr des Dichters in ein Volumen zusammengefaßt worden; es sind schöne Glieder mannichfaltiger Art, die nie Einem Körper angehört haben und nie Einen Körper bilden werden. Nie hat der Verfasser einen bestimmten Plan entworfen. Nachdem er, wie es scheint, überhaupt den Vorsatz gefaßt hatte, ein

interessantes Gedicht zu schreiben, in welchem er die ganze Kraft seines Talentes zeigen könnte, wählte er das Land zu seinem Stoffe; nicht aber in dem beschränkten Sinne Virgils, sondern in dem weitumfassenden, wo es die freye ungekünstelte Natur bezeichnet. Auf diesem weiten Gebiete verirrten sich seine Blicke. Er ergriff bald diesen, bald jenen Gegenstand, sammelte und pflanzte an, bald hier bald dort. Sein Garten sollte recht reich und üppig seyn. Aber da es darauf ankam, Gränzen zu ziehn, und das Willkührliche des Einzelnen dem Gesetze eines Ganzen zu unterwerfen, sah er sich in Verlegenheit. Es mußte vieles zerstört, vieles aufgeopfert werden, oder man mußte mit einem mangelhaften Plane — oft mit einer gänzlichen Planlosigkeit, zufrieden seyn. Delille wählte das letztere.

Ueberall zeigt sich daher die Verlegenheit des Dichters in der Anordnung, denn ihn beherrscht der einmal vorhandene Stoff. Jeden Augenblick muß er sich ein anderes Ziel setzen. Daher verliehrt er immer seinen Weg; daher eilt er mit ungewissen und schwankendem Schritte von einem Gegenstande zum andern, und kehrt öfters selbst zu dem zurück, den er so eben verlassen hatte.

Der Eingang zum ersten Gesange scheint zwar in der That einen bestimmten Plan zu versprechen; aber wir werden bald gewahr, daß uns der Dichter mit diesem Versprechen täuscht. Er will die Kunst lehren, das Landleben zu genießen; er will ein anmuthiges Bild der Natur aufstellen, und,

mit

mit Vermeidung des didaktiſchen Tons, (des auſteres leçons fuyant le ton ſauvage,) die Menſchen zur Theilnahme an ihrem Genuſſe einladen. Dieſe guten Vorſätze ſind ſehr bald vergeſſen. Schon ein großer Theil des erſten Geſanges enthält nicht etwa Schilderungen des Landes und ländlichen Genuſſes, ſondern ſolcher Vergnügungen, die etwa ein reicher Städter auf ſeinem Schloſſe und in ſeinem Parke genießen möchte. Der zweyte Geſang belehrt über die Verbeſſerungen, welche der Reiche zur Beförderung der Landwirthſchaft und des Verkehrs im Großen vornehmen kann. „Ich handle hier nicht, ſagt der Dichter in der Vorrede, von dem gewöhnlichen Ackerbau, der die Produkte der Natur jedes zu ſeiner Zeit ſäet und ärntet, und den alten Geſetzen, den alten Gewohnheiten folgt; ſondern von jenem wunderbaren Ackerbau, (agriculture merveilleuſe,) der, nicht zufrieden, die Wohlthaten der Natur zu benutzen, über ihre Hinderniſſe ſiegt, die einheimiſchen Produkte und Raſſen veredelt, fremde naturaliſirt; der den Felſen nöthigt, dem Weinberge zu weichen; den Strom, Seide zu haspeln oder Metalle zu bändigen; der den Boden ſchafft oder verbeſſert; Kanäle zur Beförderung des Landbaues und Handels gräbt; die dürreſten Gegenden durch Bewäſſerung befruchtet; die Verwüſtungen oder Uſurpationen der Ströme benutzt; und endlich die Gefilde durchirrt, bald, wie eine Göttin, welche Wohlthaten ausſtreut, bald wie eine Fee, die mit ihrem Zauberſtabe

Wunder über Wunder bewirkt." In dem dritten Gesange lehrt der Dichter, wie man die Natur mit dem Auge des Naturforschers betrachten und ihr dadurch ein neues Interesse geben könne; indem er zugleich nützliche Lehren über die zweckmäßige Anlage naturhistorischer Sammlungen ertheilt. Mit Recht sagt der Dichter, daß der Gegenstand dieses Gesanges von allem der fruchtbarste sey, und daß nie der Dichtkunst eine weitere und neuere Laufbahn eröffnet worden. Aber wie schwach hängt der Gegenstand mit dem Zwecke des Dichters zusammen! Er schildert die Erde und ihre Wunder, nicht das Land mit seinen Annehmlichkeiten: er spricht nicht mit dem gefühlvollen Menschen überhaupt, sondern mit dem Naturforscher, dem Gelehrten, dem Sammler. Im vierten und letzten Gesange hat er es nur mit dem Dichter zu thun. Es ist eine Ars poëtica für den, welcher ländliche Gegenstände besingen will, und enthält zu gleicher Zeit die Lehre und das Beyspiel in einer künstlichen Verbindung. Dieser Gesang enthält die meisten und schönsten Beschreibungen des Landlebens: aber diese haben einen ganz andern Zweck, als den, Liebe zum Lande einzuflößen. Man könnte ihn als eine Kritik ansehn, mit welcher Delille sein eignes Unternehmen beurtheilt; als einen Wegweiser für den, der dereinst mit besserm Erfolge die Kunst lehren wollte, die jener zu lehren versprach; als ein indirektes Bekenntniß dessen, was ihm selbst zur Erreichung eines solchen Zieles gebrach.

Ein

Ein ſolches naives Geſtändniß möchte vielleicht in folgenden Verſen enthalten ſeyn:

— pour les peindre il faut aimer les champs.
Mais ſouvent inſenſible à leurs charmes touchans,
Des rimeurs citadins la muſe peu champêtre
Les peint ſans les aimer, les peint ſans les connaître;
à peine ils ont goûté la paix de leur ſéjour,
La fraîcheur d'un beau ſoir, ou l'aube d'un beau jour.
Auſſi liſez leurs vers: on connaît à leur ſtyle
Dans ces peintres des champs les amis de la ville.

Dieſer Umſtand führt uns auf einen zweyten Punkt unſrer Kritik. Delille iſt ein vortreflicher Verſificator. Mit den Schönheiten der künſtlichſten Dichter bekannt, findet er nicht leicht eine Schwierigkeit zu groß. Er macht ſich ſelbſt die bedenklichſten Aufgaben, und er löſt ſie meiſtentheils mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit auf. Würde daher das Verdienſt eines Dichters nur nach der Menge der überwundenen Schwierigkeiten geſchätzt, und wäre der größte Dichter der, welcher ſeine Leſer am öfterſten mit dem überraſcht, was ſich die wenigſten nachzumachen getrauen, ſo würden gewiß nur ſehr wenige einen Rang vor Delille fordern können. Aber jene Kunſt gehört doch nur einem glücklichen Talente an; und das was das Genie charakteriſirt, iſt die Naivetät. Es würde unbillig ſeyn, dieſe dem Verfaſſer der Géorgiques françaiſes ganz abzuſtreiten. Aber er beſitzt ſie nicht in einem vorzüglichen Grade; ſie iſt nicht mächtig genug in ihm, um ih-

rer größten Feindin, der Eigenliebe und Eitelkeit, das Gleichgewicht zu halten, noch viel weniger, was eigentlich seyn sollte, sie ganz aus dem Gemüthe des Dichters zu verbannen.

Diese dem beschreibenden Dichter unentbehrliche Naivetät besteht in der Liebe zu seinem Gegenstande, nicht in so ferne dieser das Werk seiner Einbildungskraft, sondern in so fern er ein schönes Werk ist. Wenn das Bild der Natur, ja wenn selbst die eignen Empfindungen durch das Prisma der Imagination gegangen sind, muß auch die subjective Theilnahme an ihnen vernichtet seyn; der Dichter darf in ihnen nichts weiter als ein Objekt der Darstellung sehn; und in diesem Objekte verlohren, muß er sich selbst vergessen können. Wir wollen vor allen Dingen den Gegenstand seiner Begeisterung sehn; wir wollen seinen eigen erhöhten Zustand mit ihm theilen; wir wollen uns und den Dichter vergessen. Nichts aber kann für den Schöpfer schmeichelhafter seyn, als dieses Vergessen seiner Person über dem Werke seiner Kraft! Nichts kann ihm selbst eine sichrere Ueberzeugung von dem Gelingen seines Unternehmens und der glücklichen Anwendung seiner Talente verschaffen.

Man darf die Géorgiques françaises nur mit einer mittelmäßigen Aufmerksamkeit gelesen haben, um sich zu überzeugen, daß ihr Verf., weit entfernt sich selbst zu vergessen, von einer ängstlichen Besorgniß beherrscht scheint, von seinen Lesern vergessen zu werden. Vieles in diesem Gedichte scheint nur dazu bestimmt, das Publikum mit den

Nei-

Neigungen und Gesinnungen seines Verfassers bekannt zu machen. Unaufhörlich erinnert er an sich; und wie ein koquettes Weib, mitten in den Augenblicken der Hingebung, doch nur an sich denkt, so unterbricht oft Delille den Flug seiner Begeistrung durch die Erinnrung an seine eigne Person. Mit getheiltem Herzen richtet er ein Auge auf seinen Gegenstand, das andre auf das staunende Publikum, und man sieht es seinen glänzenden Beschreibungen nur allzu oft an, daß er sie selbst nur als tours de force betrachtet, deren Gelingen der beängstigte Zuschauer mit einem freudigen Händeklatschen belohnt.

Nur aus der Feder eines mit dem Publikum koquettirenden Dichters konnte folgende Stelle fließen, in welcher sich die eitelste Bescheidenheit in ihrer ganzen Ziererey mit schönen Versen bekleidet zeigt. Er spricht von Denkmählern ländlicher Dichter in schönen Gegenden, eines Virgil, eines Theokrit:

Hélas, je n'ai point droit d'avoir place auprès d'eux;
Mais si de l'art des vers quelqu' ami généreux
Daigne un jour m'accorder de modestes hommages,
Ah qu'il ne place pas le chantre des bocages
Dans le fracas des cours ou le bruit des cités.
Vallons, que j'ai chéris, coteaux que j'ai chantés,
Souffrez que parmi vous ce monument repose;
Qu'un peplier le couvre et qu'un ruisseau l'arrose!

Mes

Mes voeux ſont exaucés: du ſein de leur repos
Un eſſaim glorieux de belles, de héros,
Qui, ſucceſſeurs polis des Sarmates ſauvages,
De l'antique Viſtule honorent les rivages,
Auprès de Saint-Lambert, de Pope, de Thompſon
Offre dans ſes jardins une place à mon nom.
Que dis-je? tant d'honneur n'eſt pas fait pour ma Muſe;
La gloire de ces noms du mien ſerait confuſe.
Mais, ſi dans un bosquet obscur et retiré
Il eſt un coin déſert, un reduit ignoré,
Au deſſous de Geſsner, et bien loin de Virgile,
Hôtes de ces beaux lieux, gardez-moi cet aſile.

Wir erfahren bey dieſer Gelegenheit in den Anmerkungen, daß die Fürſtin Czatorinska dem Dichter, nebſt mehrern andern Mahlern der Natur, ein Denkmal in ihrem Garten errichtet hat.

Die Schönheit einer andern Stelle, im Anfange des zweyten Geſanges, in welcher der Dichter ſein Schickſal mit dem des Virgil, und die Tendenz ſeines Gedichtes mit der Abſicht der Georgica auf eine gefällige und rührende Art vergleicht, wird gegen das Ende durch eine ſelbſtſüchtige Anwendung geſtört:

Comme lui je n'eus point un champ de mes ayeux
Et le peu que j'avais je l'abandonne aux Dieux;
Mais comme lui fuyant les discordes civiles,
J'échappe dans les bois au tumulte des villes.
Et, content de former quelques ruſtiques ſons,
à nos cultivateurs je dicte des leçons.

So

So weit vortreflich! denn die zufällige Uebereinstimmung in den Schicksalen der beyden ländlichen Dichter, und die Verbindung des Andenkens an die Schreckniſſe der bürgerlichen Kriege mit der harmloſen Beſchäftigung des Poeten, der die Menſchen zu dem unſchuldigen Genuße des Landlebens ruft, hat etwas, das alle Gemüther intereſſirt. Warum erſparte uns nun Delille nicht den egoiſtiſchen Zuſatz, den ihm bloß das Gefühl ſeiner perſönlichen Wichtigkeit eingab, und der zu nichts dienen kann, als ein elendes Intereſſe der Neugierde an die Stelle des reinſten und edelſten zu ſetzen:

Vous donc, qui prétendiez, profanant ma retraite,
En intrigant d'état transformer un poète,
Epargnez à ma Muſe un regard indiscret;
De ſon heureux loiſir reſpectez le ſecret.
Auguſte triomphant pour Virgile fut juſte;
J'imitai le poète, imitez donc Auguſte,
Et laiſſez-moi ſans nom, ſans fortune, et ſans fers,
Rêver au bruit des eaux, de la lyre et des vers.

Bey dieſer alles durchdringenden Eitelkeit, die, da wo ſie am höchſten ſteigt, an die Stelle der poetiſchen Begeiſterung tritt, deren entſchiedenſte Antipodin ſie iſt, darf man ſich nicht wundern, wenn der Dichter einen ſo großen und ausſchließenden Werth auf das Künſtliche legt, und dieſem, ohne Rückſicht auf Verhältniß und Ebenmaaß, ſo vielen Platz einräumt. So lehrt er unter

ten Gesanges aus, wo er den ländlichen Dichter an die Uebereinstimmung des Sylbenmaaßes und Rhythmus mit dem Inhalte des Verses erinnert:

Vous cependant, semez des figures sans nombre;
Mêlez le fort au doux et le riant au sombre.
Quels qu'ils soient, aux objets conformez votre ton;
Ainsi que par les mots, exprimez par le son.
Peignez en vers legers l'amant léger de Flore;
Qu'un doux ruisseau murmure en vers plus doux encore.
Entend-on d'un torrent les ondes bouilloner?
Le vers tumultueux en roulant doit tonner.
Que d'un pas lent et lourd le boeuf fende la plaine;
Chaque syllabe pèse et chaque mot se traîne.
Mais si le daim léger bondit, vole et fend l'air,
Le vers vole et le suit, aussi prompt que l'éclair.

Von einem weit höhern Werthe aber sind diejenigen Stellen, in denen sich Fülle der Einbildungskraft und der Empfindung mit dem idealischen Glanze zeigt, der die wahre Poesie von der versifizirten Declamation unterscheidet. Auch Stellen dieser Art finden sich hier; und sie würden ohne Zweifel noch weit zahlreicher seyn, wenn Delille sich seinem dichterischen Beruf mehr hingegeben, wenn er der Kunst mit reinerem Herzen und einer uneigennützigern Liebe gehuldigt hätte.

Wir wollen hier einige Stellen ausheben, von denen wir hoffen können, daß auch diejenigen unserer Leser, die sie in dem Werke selbst schon gelesen haben,

haben, noch einmal mit Vergnügen zu ihnen zurückkehren werden. In dem zweyten Gesange räth der Dichter, Bäume aus fremden Gegenden anzupflanzen. Es ist ein glücklicher Gedanke, durch diese Fremdlinge die Einbildungskraft zu beleben, und sie in die entferntesten Gegenden zu führen.

Le thuya vous ramène aux plaines de la Chine.
L'arbre heureux de Judée, à la fleur purpurine,
Se montre-t-il à vous? vous vous peignez soudain
Les bords réligieux qu'arrose le Jourdain.
Vous parcourez des bords policés ou sauvages:
Vos plantes sont des pays, vos pensers des voyages,
Et vous changez cent fois de climats et de lieux.

So wie wir hier den letzten, etwas zu schwachen Vers, mit einem andern vertauscht sehen möchten, so wünschten wir auch aus folgender Stelle, in welcher die Liebe des Landmanns zu seinen Anpflanzungen mit vieler Zartheit behandelt ist, einige Zeilen hinweg, in denen die Anwendung auf die moralische Welt etwas zu weit getrieben scheint:

Heureux l'homme entouré de ses nombreux sujets!
Le vulgaire n'y voit que des arbres muets;
Vous, ce sont vos enfans: vous aidez leur faiblesse,
Vous formez leurs beaux ans, vous soignez leur vieillesse;

Vous en étudiez les diverſes humeurs,
Vous leur donnez des lois, vous leurs donnez des moeurs,
Et corrigeant leurs fruits, leurs fleurs et leur feuillage,
De la création vous achevez l'ouvrage.

In einem andern Charakter iſt folgende treffliche Beſchreibung einer Alpengegend, im dritten Geſange, gedichtet:

Ici, modeſte encore au ſortir du berceau,
Gliſſe en minces filets un timide ruiſſeau;
Là s'élance en grondant la cascade écumante;
Là le Zephyr careſſe, ou l'aquilon tourmente.
Vous y voyez unis des volcans, des vergers,
Et l'echo du tonnere, et l'echo des bergers;
Ici des frais vallons, une terre féconde;
Là, des rocs décharnés, vieux oſſemens du monde;
à leur pied le printems, ſur leurs fronts les hivers.
Salut, pompeux Jura! terrible Montanvers!
De neiges, de glaçons, entaſſemens énormes;
Du temple des frimats colonnades informes!
Prismes éblouiſſans, dont les pans azurés,
Défiant le ſoleil, dont ils ſont colorés,
Peignent de pourpre et d'or leur éclatante maſſe;
Tandis que triomphant ſur ſon trône de glace,
L'hiver s'enorguillit de voir l'aſtre du jour
Embellir ſon palais et décorer *ſa cour.*

Gleich darauf beſchreibt der Dichter die furchtbare Wirkung der Lavinen. Wir ſetzen nur den geiſtreichen, rührenden Schluß dieſer Stelle hierher:

Les

Les hameaux ſont detruits, et les bois emportés;
On cherche en vain la place où furent les cités,
Et ſous le vent lointain de ces Alpes qui tombent,
Avant d'être frappés, les voyageurs ſuccombent.
Ainſi quand des excès ſuivis d'excès nouveaux
D'un état par dégrè ont preparé les maux,
De malheur en malheur ſa chûte ſe conſomme:
Tyr n'eſt plus, Thèbes meurt, et les yeux cherchent Rome!
O France, ô ma patrie; ô ſéjour de douleurs!
Mes yeux à ces penſers ſe ſont mouillés de pleurs.

Auch hier iſt der letzte Vers der vorhergehenden keineswegs würdig. Nach einer ſolchen Ausrufung, bey einer ſolchen Aufwallung der Vaterlandsliebe, bey einer Vergleichung, die ſo vieles zu denken giebt, iſt der Leſer weit entfernt, noch eine beſondere Verſicherung von der Rührung des Dichters zu verlangen. Ja, beweiſen ſeine Thränen nicht vielmehr, daß er die furchtbare Erhabenheit des von ihm aufgeſtellten Bildes nicht einmal ganz und innig mit ſeiner Empfindung umfaßt?

Die Beſchreibung der Gegenden von Lima im zweyten Geſange mag den Beſchluß dieſer Blumenleſe machen:

Dans les champs où plus près de l'aſtre ardent du jour,
Au ſein de ſes vallons Lima ſent tour à tour
Par le vent de la mer, par celui des montagnes,
Le ſoir et le matin rafraichir ſes campagnes.

ten Gesanges aus, wo er den ländlichen Dichter an die Uebereinstimmung des Sylbenmaaßes und Rhythmus mit dem Inhalte des Verses erinnert:

Vous cependant, semez des figures sans nombre;
Mêlez le fort au doux et le riant au sombre.
Quels qu'ils soient, aux objets conformez votre ton;
Ainsi que par les mots, exprimez par le son.
Peignez en vers legers l'amant léger de Flore;
Qu'un doux ruisseau murmure en vers plus doux encore.
Entend-on d'un torrent les ondes bouilloner?
Le vers tumultueux en roulant doit tonner.
Que d'un pas lent et lourd le boeuf fende la plaine;
Chaque syllabe pèse et chaque mot se traîne.
Mais si le daim léger bondit, vole et fend l'air,
Le vers vole et le fuit, aussi prompt que l'éclair;

Von einem weit höhern Werthe aber sind diejenigen Stellen, in denen sich Fülle der Einbildungskraft und der Empfindung mit dem idealischen Glanze zeigt, der die wahre Poesie von der versifizirten Declamation unterscheidet. Auch Stellen dieser Art finden sich hier; und sie würden ohne Zweifel noch weit zahlreicher seyn, wenn Delille sich seinem dichterischen Beruf mehr hingegeben, wenn er der Kunst mit reinerem Herzen und einer uneigennützigern Liebe gehuldigt hätte.

Wir wollen hier einige Stellen ausheben, von denen wir hoffen können, daß auch diejenigen unserer Leser, die sie in dem Werke selbst schon gelesen haben,

haben, noch einmal mit Vergnügen zu ihnen zurückkehren werden. In dem zweyten Gesange räth der Dichter, Bäume aus fremden Gegenden anzupflanzen. Es ist ein glücklicher Gedanke, durch diese Fremdlinge die Einbildungskraft zu beleben, und sie in die entferntesten Gegenden zu führen.

Le thuya vous ramène aux plaines de la Chine.
L'arbre heureux de Judée, à la fleur purpurine,
Se montre-t-il à vous? vous vous peignez soudain
Les bords réligieux qu'arrose le Jourdain.
Vous parcourez des bords policés ou sauvages:
Vos plantes sont des pays, vos pensers des voyages,
Et vous changez cent fois de climats et de lieux.

So wie wir hier den letzten, etwas zu schwachen Vers, mit einem andern vertauscht sehen möchten, so wünschten wir auch aus folgender Stelle, in welcher die Liebe des Landmanns zu seinen Anpflanzungen mit vieler Zartheit behandelt ist, einige Zeilen hinweg, in denen die Anwendung auf die moralische Welt etwas zu weit getrieben scheint:

Heureux l'homme entouré de ses nombreux sujets!
Le vulgaire n'y voit que des arbres muets;
Vous, ce sont vos enfans: vous aidez leur faiblesse,
Vous formez leurs beaux ans, vous soignez leur vieillesse;

Vous en étudiez les diverſes humeurs,
Vous leur donnez des lois, vous leurs donnez des moeurs,
Et corrigeant leurs fruits, leurs fleurs et leur feuillage,
De la création vous achevez l'ouvrage.

In einem andern Charakter iſt folgende treffliche Beſchreibung einer Alpengegend, im dritten Geſange, gedichtet:

Ici, modeſte encore au ſortir du berceau,
Gliſſe en minces filets un timide ruiſſeau;
Là s'élance en grondant la cascade écumante;
Là le Zephyr careſſe, ou l'aquilon tourmente.
Vous y voyez unis des volcans, des vergers,
Et l'echo du tonnere, et l'echo des bergers;
Ici des frais vallons, une terre féconde;
Là, des rocs décharnés, vieux oſſemens du monde;
à leur pied le printems, ſur leurs fronts les hivers.
Salut, pompeux Jura! terrible Montanvers!
De neiges, de glaçons, entaſſemens énormes;
Du temple des frimats colonnades informes!
Prismes éblouiſſans, dont les pans azurés,
Défiant le ſoleil, dont ils ſont colorés,
Peignent de pourpre et d'or leur éclatante maſſe;
Tandis que triomphant ſur ſon trône de glace,
L'hiver s'enorguillit de voir l'aſtre du jour
Embellir ſon palais et décorer *ſa cour.*

Gleich darauf beſchreibt der Dichter die furchtbare Wirkung der Lavinen. Wir ſetzen nur den geiſtreichen, rührenden Schluß dieſer Stelle hierher:

Les

Les hameaux ſont detruits, et les bois emportés;
On cherche en vain la place où furent les cités,
Et ſous le vent lointain de ces Alpes qui tombent,
Avant d'être frappés, les voyageurs ſuccombent.
Ainſi quand des excès ſuivis d'excès nouveaux
D'un état par dégrè ont preparé les maux,
De malheur en malheur ſa chûte ſe conſomme:
Tyr n'eſt plus, Thèbes meurt, et les yeux cherchent Rome!
O France, ô ma patrie: ô ſéjour de douleurs!
Mes yeux à ces penſers ſe ſont mouillés de pleurs.

Auch hier iſt der letzte Vers der vorhergehenden keineswegs würdig. Nach einer ſolchen Ausrufung, bey einer ſolchen Aufwallung der Vaterlandsliebe, bey einer Vergleichung, die ſo vieles zu denken giebt, iſt der Leſer weit entfernt, noch eine beſondere Verſicherung von der Rührung des Dichters zu verlangen. Ja, beweiſen ſeine Thränen nicht vielmehr, daß er die furchtbare Erhabenheit des von ihm aufgeſtellten Bildes nicht einmal ganz und innig mit ſeiner Empfindung umfaßt?

Die Beſchreibung der Gegenden von Lima im zweyten Geſange mag den Beſchluß dieſer Blumenleſe machen:

Dans les champs où plus près de l'aſtre ardent du jour,
Au ſein de ſes vallons Lima ſent tour à tour
Par le vent de la mer, par celui des montagnes,
Le ſoir et le matin rafraichir ſes campagnes.

Avec bien moins de frais et bien moins d'art encor,
L'homme ſait des ruiſſeaux diſpoſer le tréſor,
Et, ſuivant qu'il répand ou ſuſpend leur largeſſe,
Rétarde ſa récolte ou hâte ſa richeſſe.
Près du fruit coloré la fleur s'épanouit,
L'arbre donne et promet, l'homme eſpère et jouit.
Là le cep obéit au fer qui le façonne;
Ici de grappes d'or la vigne ſe couronne;
Et ſans que l'eau du ciel lui diſpenſe ſes dons,
L'homme au cours des ruiſſeaux aſſervit les ſaiſons.
Lieux charmans, où les cieux ſont feconds ſans nuage,
Et qui ne doivent point leur richeſſe à l'orage!
Tant l'art a de pouvoir! tant l'homme audacieux
Sait vaincre la nature et corriger les cieux!

Ehe wir dieſes Werk verlaſſen, müſſen wir noch einen Blick auf die Vorrede werfen. Sie iſt zum Theil gegen den Ausſpruch des Verfaſſers der Conſidérations ſur l'état de la France (Mr. de Meilhan) gerichtet, daß der Abbé Delille das größte Anſehn genießen würde, wenn er, ſtatt zu überſetzen, eigne Arbeiten geliefert und intereſſantere Gegenſtände gewählt hätte. Wenn es unbillig und übereilt war, der ländlichen und beſchreibenden Poeſie das Intereſſe abzuſtreiten, ſo iſt Delille ſeiner Seits nicht billiger, indem er ſich in ſeiner Vertheidigung bemüht, alle andern Dichtungsarten hinter die ſeinige zurück zu drängen. Da Meilhan bey ſeinem Urtheile die Jardins unſers

unſers Dichters vor Augen hatte, ſo führt dieſer Umſtand eine Vertheidigung jenes Gedichtes herbey; und Delille belehrt endlich ſeinen Gegner, daß eine Ueberſetzung Virgils in Verſen ganz andere Schwierigkeiten habe, als eine Ueberſetzung in Proſa. Als ob Meilhan je daran habe zweifeln können! als ob es ihm je eingefallen wäre, das Künſtlertalent in Zweifel zu ziehn, das Delille bey ſeiner Bearbeitung der lateiniſchen Georgika aufgeboten hatte! Das intereſſanteſte in dieſer ganzen Diatribe iſt ohne Zweifel die Anekdote von ſeiner Verbindung mit dem Verf. des Gedichtes ſur la Réligion, dem Sohne des berühmten Racine, die wir ihn hier ſelbſt erzählen laſſen wollen: „Nachdem ich, faſt noch als ein Kind, einige Bücher der Georgika überſetzt hatte, begab ich mich zu dem Sohne des großen Racine. Sein Gedicht über die Religion, in welchem die Poeſie immer nett und natürlich, bisweilen erhaben iſt, gab mir eine eben ſo hohe Meynung von ſeinem Geſchmack als von ſeinen Talenten. Ich ſuchte ihn auf, und bat um die Erlaubniß, mich über eine verſificirte Ueberſetzung der Georgika ſeines Rathes bedienen zu dürfen.“ „Der Georgika! ſagte er mit einem ſtrengen Tone. Das iſt die verwegenſte Unternehmung von der Welt! Mein Freund, Mr. Lefranc, deſſen Talent ich ſehr hochſchätze, hat es unternommen, und ich habe ihm zum voraus geſagt, daß er dabey ſcheitern würde.“ Indeſſen hatte Racine die Gefälligkeit, mir eine Zuſammenkunft in einem kleinen Hauſe zuzuge-

stehn, wohin er sich wöchentlich zweymal zurückzog, um Gott in der Einsamkeit die Thränen zu opfern, mit denen er den Tod seines einzigen Sohnes, eines jungen Menschen von den größten Hofnungen, beweinte, der ein unglückliches Opfer des Erdbebens von Lissabon geworden war. Ich begab mich in dieses Haus, und fand ihn am Ende des Gartens in einem Cabinet, allein mit einem Hunde, den er außerordentlich zu lieben schien. Er wiederhohlte mir zu verschiedenen malen, wie gewagt ihm mein Unternehmen vorkäme. Ich las indeß, mit großer Aengstlichkeit, einige dreyßig Verse. Er hielt mich auf und sagte: „Ich rathe Ihnen jetzt nicht mehr von ihrem Vorsatz ab; sondern im Gegentheil, ich ermahne Sie, ihn auszuführen!" Nicht oft in meinem Leben habe ich eine so lebhafte Freude gefühlt. Diese Zusammenkunft, diese bescheidne Einsamkeit, dieses Cabinet, in welchem meine jugendliche Einbildungskraft die zärtliche Frömmigkeit, die keusche und religiöse Poesie, die bescheidenste Philosophie, und eine unglückliche aber ergebene Vaterliebe vereinigt sah; der ehrwürdige Rest einer berühmten Familie, die im Begriff war zu erlöschen, deren Ruhm aber niemals erlöschen wird; alles dieses hat einen tiefen und dauerhaften Eindruck in meinem Herzen gelassen. Ich ging weg, voll von Eifer und Freude; denn ich glaubte nicht bloß die Stimme des Sängers der Religion, sondern selbst einige Töne des Verfassers der Athalie gehört zu haben, und ich verfolgte mein mühsames Unternehmen,

nehmen, das mir Lobsprüche zugezogen hat, die ich mir zur Ehre rechne, und Kritiken, die ich benutzt habe."

Wir verbinden mit der Rezension der Géorgiques françaises die Anzeige einer poetischen Uebersetzung dieses Gedichtes, die unter folgendem Titel erschienen ist.

Der Landmann. Ein Gedicht in vier Gesängen nach Delille; *von K. L. M. Müller.* Leipzig bey Salomo Linke. 1801. 44. und 214. S. 8.

Wenn man dieser Uebersetzung auch keinen unbedingten Beyfall ertheilen kann, so muß man doch dem Verfasser derselben das Verdienst zugestehn, mit Geist und Liebe gearbeitet zu haben. Sein Ausdruck ist meistentheils poetisch und kräftig, und er drückt das Zarte und Liebliche des Originals eben so wie das Erhabene und Große öfters mit Glück aus. In Rücksicht auf die Kunst aber steht er weit hinter seinem Original zurück.

Bisweilen vermißt man die Deutlichkeit, noch öftrer den leichten, immer zierlichen, oft fortreißenden Versbau desselben. Sein Ausdruck ist nicht immer gewählt, die Zusammenstellung der einzelnen Redeglieder nicht immer concinn genug. Daher verliehren die häufigen Gegensätze von ihrer Bedeutsamkeit; die zusammengedrängten Sentenzen von ihrer Kraft, indem sie sich in mehrere Verse vertheilen, und von einander fließen. Der Verf. scheint mit seiner Arbeit allzu sehr geeilt zu haben. Was daher durch die Anwendung eines ge-

schmackvollen Fleißes allein gewonnen werden kann, die Vollendung der äußern Form, und der Schein der größten Leichtigkeit bey der größten Correktheit, wird hier vorzüglich vermißt. Besonders bedarf die Versification noch großer Verbesserungen. Herr M. hat sich der reimfreyen Jamben bedient, und er hat kein Bedenken getragen den fünffüßigen Vers mit eilf- zwölf- und dreyzehnsylbigen so häufig abwechseln zu lassen, daß der eilfsylbige beynah der herrschende Vers des Gedichtes geworden ist. Bisweilen schließt er einen Absatz mit einem Reime, wie Shakspear seine Scene; ja, hin und wieder sind die Reime selbst durch ganze Abschnitte fortgeführt. Wir hätten diese Verzierung gern entbehren wollen, wenn dafür auf die Bildung der Verse selbst etwas mehr Fleiß gewendet, die Richtigkeit der Quantitäten genauer beobachtet und manche harte, allzu oft wiederkehrende Elisionen vermieden worden wären.

Die Beschreibung der Alpengegend, die wir oben im Original mitgetheilt haben, mag hier zur Probe stehn:

Hier, noch bescheiden aus der Wiege tretend,
Schleicht furchtsam hin ein Bach in dünnen Fäden,
Und dort stürzt schäumend sich mit wildem Toben
Herab der Wasserfall. — Hier scherzt der Zephyr,
Dort tobt der Nordsturm: da erblicket ihr
Vereint Vulkan' und Weinberg', und der Donner
Mischt sein Gebrüll zum Ton der Hirtenflöte.
Hier dehnt ein muntres Thal sich fruchtbar hin,
Und dort starr'n Felsen erdelos empor,

Der

Der alten Welt Gebeine; ihren Fuß
Bedeckt der Frühling und ihr Haupt der Winter.
Dich grüßt mein Lied furchtbarer Montanverts,
Prachtvoller Jura, ungeheure Schichten
Von Schnee und Eis, formlose Säulenreihen
Des Wintertempels! schimmernde Prismaten,
Die, spottend selbst der Sonne, die sie färbt,
Durch Gold und Purpur ihren Glanz erhöhen!
Indeß, auf seinem Eisthron triumphirend,
Der Winter stolz sich freut, wie das Gestirn
Des Tag's verschönert seines Hofes Sitz!

Den ebenfalls oben angeführten Schluß der Beschreibung des Ruins, welchen die Lavinen bisweilen in Alpengegenden hervorbringen, hat der deutsche Uebersetzer so nachgebildet:

Es sinken Dörfer, Wälder stürzen nieder,
Und großer Städte Platz sucht man umsonst.
Ja selbst der ferne Wind der sinkenden
Gebirge stürzt den Wandrer ungetroffen
Darnieder. So erzeugen Greuel immer
Durch neue Greu'l gemehret stufenweis
Des Staates Elend, bis von Unglück sinkend
Zu Unglück nun sein Sturz vollendet ist!
Wo sucht der Blick jetzt Tyrus, Theben, Rom!
O Frankreich! Vaterland; du Wohnplatz bittrer Schmerzen,
Mein Auge weint dir zu aus gramerfüllten Herzen.

Von den zahlreichen und oft überflüßigen Anmerkungen des Originals hat der Uebersetzer nur die nothwendigsten beybehalten und auch diese größtentheils zweckmäßig abgekürzt.

XV.

Französische Literatur.

Hermann et Dorothée, en neuf chants, poëme allemand de Goethe, traduit par *Bitaubé*, membre de l'institut national de France etc. De l'inprimerie de Didot jeune, Paris, Treuttel et Wurtz, Strasbourg. 250 S. 18mo. Die Uebersetzung dieses Gedichtes ist in die Hände eines geschickten und mit dem Geiste der deutschen Literatur nicht ganz unbekannten Mannes gefallen, der den deutschen Charakter desselben wenigstens nicht zu vertilgen gesucht hat. Ein Gedicht, wie dieses, in Prosa, wird zwar ein ewiger Widerspruch bleiben, den nur eine Nation zu ertragen vermag, dessen Poesie dem Gebiete der Prosa oft so nahe liegt, daß die Gränzen in einander fließen, und dessen lockere Versifikation mit allzuweniger Schwungkraft begabt ist, um den Geist in den Regionen der idealen Welt zu erhalten. Wie sehr auch in dieser sorgfältig gearbeiteten Uebersetzung die idealische Einfachheit und der poetische Glanz des Vortrags zerstört worden, kann folgende Stelle aus der Beschreibung des Zusammentreffens am Brunnen fühlbar

bar machen: Elle a déscendu les larges dégrés, accompagnée d'Hermann; ils s'aſſeyent ſur le petit mur de la ſource. Elle ſe baiſſe ſur l'eau pour y puiſer; il prend l'autre cruche, et ſe baiſſe ſur la même eau. Ils voyent leurs images flottantes ſur un ciel azuré; ils ſe parlent par un leger mouvement de tête, et ſe ſaluent tendrement dans ce miroir. Je veux m'abreuver de cette eau, dit auſſitôt le jeune homme ſatisfait. Elle lui préſente la cruche. Ils reſtent aſſis ſur le mur avec une confiance ingénue, appuyés ſur les vaſes. Cependant elle dit à ſon ami: Parle, comment te rencontré-je en ce lieu? et cela ſans ta voiture et tes chevaux, loin de celui où je t'ai vû pour la prémière fois; pourquoi es tu venu ici? — Hermann penſif baiſſait ſa paupière. Il lève enſuite un regard paiſible vers Dorothée, l'attache avec tendreſſe ſur les yeux de ſon amante et il ſent que ſon coeur ſe calme et ſe raſſure. Cependant lui parler de ſon amour, il ne l'aurait pu; le regard de la jeune perſonne n'annonçait point d'amour, mais de l'intelligence et de la ſageſſe, et commandait une réponſe dictée par la raiſon etc. Nun vergleiche man das Original:

Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen ſetzten

Beyde

Beyde sich nieder des Quells. Sie beugte sich über zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwankten und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten sie beyde, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; sie aber sagte zum Freunde:
Sage, wie sind' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erst dich gesehn? wie bist du gekommen?
Denkend schaute Hermann zur Erde. Dann hob er die Blicke
Ruhig gegen sie auf, und sah ihr freundlich in's Auge,
Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand und gebot verständig zu reden.

Man sieht, die Uebersetzung ist ziemlich getreu und doch ist der Charakter einer naiven Heiterkeit nur sehr schwach in ihr sichtbar. Manches, was in dem Original malerisch und bildend ist, ist hier sentimentalisch geworden, und ob es gleich unmög-

lich

lich war, das Anmuthige und Zierliche der Situation selbst zu vernichten, so ist doch alles viel steifer und kälter geworden. Einiges liegt hier in der Natur der Sprache selbst; das meiste aber in dem Mangel des leichten Spiels der Versifikation, der bedeutenden Gegensätze, des belebenden Steigens und Fallens der einzelnen Glieder, wodurch das Gemählde zwar nicht mehr Glanz, aber eine größere, emporstrebende Leichtigkeit erhält.

Es ist natürlich, daß dieser Mangel an solchen Stellen ganz vorzüglich fühlbar wird, wo das Original, im Vertrauen auf die innere belebende Kraft seiner Poesie, den äußern Schmuck der poetischen Sprache fast ganz verschmäht. Die treue prosaische Uebersetzung läßt hier ohne ihre Schuld den Dichter fast zur Trivialität herabsinken, und die einzelnen poetischen Beywörter und Phrasen dienen nur dazu, uns auf eine bedenkliche Weise an die höhern Gegenden zu erinnern, aus denen der Dichter herabgerissen worden. Wir wollen unter vielen Stellen, die sich uns in dieser Rücksicht darbieten, nur eine aus dem Anfange des dritten Gesanges ausheben: Quiconque a vu des villes propres et vastes, n'a pas de repos qu'il n'ait embelli celle où il est né, quelque petite qu'elle soit. Chaque étranger ne loue-t-il pas nos portes que nous avons réparées, la tour que nous avons blanchie, l'église qui semble être nouvellement construite? Ne loue-t-il pas notre pavé, nos canaux couverts où l'eau coule abondamment, si bien distribués pour nos bé-

soins et pour notre sûreté à la première apparence d'un incendie? tout cela n'a-t-il pas éte fait depuis notre grand désastre? J'ai six fois dans notre conseil eu la place d'inspecteur des bâtimens; je puis dire qu'en poursuivant avec ardeurs mes entreprises, en achevant des travaux commencés par des hommes probes, et restés imparfaits, j'ai obtenu, mérité l'approbation et les remercimens sensibles des bons citoyens. Chaque membre du conseil prit enfin de l'émulation etc.

Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sey, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bey uns die ausgebesserten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer sogleich beym ersten Ausbruch gewehrt sey?
Ist das nicht alles geschehn seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rath und habe mir Beyfall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,

Was

Was ich angab emsig betrieben, und so auch die Anstalt
Redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verließen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rathes.

Die Bemerkungen, welche der Uebersetzer in der Vorrede über dieses Gedicht macht, gehen nicht sehr tief. Er bemerkt, daß der Verf. selten in seinem eignen Nahmen spreche, daß das Gedicht, wie die Homerischen, größtentheils dramatisch sey; daß der Dichter noch mehr thue, als Horatz verlange, indem er nicht bloß den Leser in medias res, non secus ac notas, reiße, sondern die Exposition durch die handelnden Personen selbst machen lasse; daß er den Leser durch treue Schilderung der Sitten und Gebräuche in die Scene der Handlung versetze u. s. w. Besser als diese bloß von dem Aeußern hergenommenen Bemerkungen, ist folgendes: „Wenn man bloß nach der Einfachheit des Stils und der naiven Darstellung der Leidenschaften urtheilen wollte, so würde man dieses Gedicht für ein Ueberbleibsel aus dem entfernten Alterthum halten. Der Gegenstand ist höchst einfach, aber der Geist des Verfassers hat ihn fruchtbar und groß zu machen gewußt. — Die Naivität (ingénuité) der Charaktere Dorotheens, Hermanns und seiner Mutter rühren das Gemüth. Diese Naivität entspringt aus der Reinheit und Einfachheit ihrer Sitten, wovon man ein merkwürdiges Beyspiel in dem Geständniß findet, welches

ches Dorothee in Gegenwart der Familie und Freunde Hermanns in einem Augenblicke ablegt, wo eine lebhafte Rührung ihr Gemüth bewegt hat. — Der Dichter besitzt die Kunst, den Leser abwechselnd zu rühren und zu belustigen, ohne daß das eine dem andern schade; ja es finden sich in seinem Gedichte mehrere Stellen, welche beyde Wirkungen beynahe zu gleicher Zeit hervorbringen, wie z. B. die Erzählung des Apothekers im ersten Gesang, in welcher der pathetische Stoff durch den Charakter und den Ton des Redenden einen komischen Anstrich bekommt. Solche Stellen erregen, um mich eines homerischen Ausdrucks zu bedienen, ein mit Thränen vermischtes Lächeln."

Epître à Virgile sur la bataille de Maringo par *M. D. Cubières.* 16 S. 12. L'an. IX. Die Achtung, welche Bonaparte bey dem ersten Feldzuge in Italien dem Schatten Virgils bezeigte, gab die Idee zu dieser Epistel, in welcher der Verf. den Sänger der Aeneide auffordert, die Thaten des corsikanischen Helden zu besingen.

Peins-nous tous ces soldats l'un sur l'autre
éclancés,
Qui de sang tout couverts et plus encore de
gloire,
Ont pris, cédé sans honte et repris la victoire.

Eine Zusammenstellung, wie die in dem mittelsten Verse, wo zwey ganz verschiedenartige Dinge durch einen metaphorischen Ausdruck verknüpft werden, würde Virgil schwerlich billigen und ihn den Oviden überlassen. Der Dichter fährt fort:

Virgile,

Virgile, tu le dois; ce rival d'Alexandre,
Charmé de tes écrits, vint honorer ta cendre.
Ton laurier est encore humide de ses pleurs.

Wir zweifeln, daß Virgil geneigt seyn dürfte, einer so prosaischen Aufforderung Gehör zu geben. Wie möchten seinem, an die Fülle des römischen Hexameter gewöhntem Ohre so leere Verse gefallen?

Eloge de Montaigne par *Henriette Bourdic-Viot.* An VIII. à Paris, chez Ch. Pougens. Keine prächtige Lobschrift auf einen Schriftsteller, welcher ihrer nicht bedarf; aber eine geistreiche, gefühlvolle Schilderung seines Charakters und seiner Tugenden. Ueberall stößt man auf feine Bemerkungen, die der Verfasserin von ihrem Herzen eingegeben scheinen, und das Ganze läßt, was jede Lobschrift thun sollte, ein Gefühl der Bewunderung für ihren Gegenstand zurück, und erregt ein Verlangen, mit diesem Gefühle und offenem Sinne, das Werk des unsterblichen Moralisten zu lesen.

Les Helvétiens en huit chants, avec des notes historiques par *Ch. François-Philibert Masson*, cit. François. Paris chez Ch. Pougens. An. VIII. Den Inhalt dieses historischen Heldengedichts, welches in Frankreich mit vorzüglichem Beyfalle aufgenommen worden, macht das mislungene Unternehmen Karl des Kühnen gegen die Schweiz, durch deren Eroberung er sich den Besitz eines Königreiches zu gründen hoffte, das von der Nordsee bis zum mittelländischen Meere keine

Gränzen haben sollte, als den Rhein und Frankreich. An der Spitze eines Heeres von siebzigtausend Mann rückt er gegen das friedliche Helvetien vor, dessen Einwohner ihm eine Gesandtschaft mit der Bitte um Frieden entgegen schickten. Karl nimmt sie nach einigen Schwierigkeiten an. Ungeblendet von dem Glanze der königlichen Würde, in welcher der Fürst sich ihnen zeigt, tritt einer derselben, Adibert, vor:

Son front peint l'assurance et la sérénité.
Il parle, Charle écoute, et la voûte résonne.
„Prince, dont la puissance et les vastes projets,
Effrayant l'univers, menacent ma patrie,
Nous t'apportons encor le salut et la paix,
Au nom des fédérés de la libre Helvétie.
Au peuple souverain ton message remis,
Le somme, en l'outrageant, de voir en toi son maître,
Il pourra te placer au rang de ses amis,
Si ton ambition peut se borner à l'être.
Pour venir en ces lieux nous imposer tes lois,
Dis nous, prince, quels sont tes titres et tes droits?
Homme semblable à nous, nous as-tu donné l'être?
Dispenses-tu les jours, règles-tu les saisons,
Verses-tu les torrens du haut de nos montagnes,
Voyons-nous sous tes pas reverdir nos campagnes,
Ton souffle serait-il l'air que nous respirons?
Non: nos simples bergers, au lieu qui les vit naître,
Vivent indépendans, sans même te connaître.
L'homme n'est point à l'homme, il est au créateur. — —

Auf

Auf diese und andre Erinnerungen des Redners, in denen wir mehr Anspruch, als wahre Würde und Erhabenheit finden, läßt ihnen Karl durch einen seiner Vasallen befehlen, sich als Unterthanen vor ihm nieder zu werfen, und so seine Antwort zu erwarten. Sie entfernen sich. Karl schickt ihnen Soldaten nach, die sie ermorden sollen, aber die Einwohner von Granson kommen den Gesandten zu Hülfe. Karl fordert seine Truppen zur Rache auf, und mit ihm verbindet sich das Ungeheuer des Feudalsystems (Son front est sous l'acier, son coeur est sous l'airain.) Die Armee bricht auf.

Zweyter Gesang. Ludwig der XI. schickt den Schweizern einen Anführer Rustan zu Hülfe. Dieser verirrt sich in den Alpen und kömmt in die Höhle eines Greises und seiner Tochter, wodurch eine interessante Episode entsteht, die beynah den ganzen Gesang füllt. Wir führen aus demselben eine Beschreibung der Gletscher an:

Un sommet isolé, qu'il gravit avec peine,
Doit enfin dominer et regarder la plaine;
Mais ce sommet altier n'est encore en ces lieux
Qu'un modeste vallon ceint de monts sourcilleux.
Les montagnes en groupe et les rochers en masse,
Revêtus de frimats et hérissés de glace,
De mille pics aigus vont déchirer les airs;
L'astre brillant du jour sourit à leur audace,
Et de leur front superbe éclaire les déserts.
De la pourpre, de l'or, du lys et de la rose,
Il donne à ces frimats les reflets éclatans;
Sur son trône glacé l'hiver qui s'y repose,
Y paraît couronné de l'émail du printems.

Dritter Gesang. Die Armee der Schweizer erhält Nachricht von einem schändlichen Betruge, mit welchem Karl die Einwohner von Granson getäuscht hat. Von dem Verlangen, sich zu rächen, beseelt, bricht sie auf. Es kömmt zu einer Schlacht, in welcher die tapfern Schweizer die Reihen des feindlichen Heeres durchbrechen und es in die Flucht schlagen:

En vain Charles paraît, promet, menace, ordonne,
Il ne peut arrêter le torrent des fuyards.
Renversés, entraînés, à ce choc qui l'étonne,
De ses preux chevaliers la troupe l'abandonne;
Et son coursier blessé, hennissant, furieux,
Se cabre, se tourmente et l'emporte avec eux.

Das siegreiche Heer verfolgt die Besiegten bis unter die Wälle von Granson. Der Anblick der unglücklichen Schlachtopfer der Wuth Karl's, deren Leichname dieser an die Mauern der Stadt hatte aufhängen lassen, erregt ihre Wuth von neuem. Sie stürzen sich auf die Anführer des Heers, richten eine furchtbare Niederlage unter ihnen an und treten bey der Eroberung des Lagers Karl's Schätze, die ihre Begierden nicht erregen können, in den Koth. Der Dichter schließt die Beschreibung der Schlacht mit einem interessanten Zuge der Empfindung.

Un jour le vigneron sur ces côteaux paisibles,
Mariant les ormeaux et les vignes flexibles,
Roulera sous ses pas des ossemens blanchis.
Chantant à cet aspect ses aïeux invincibles,

Il suspendra le cours des ses traveaux pénibles,
Et rejoindra plus gai ses foyers affranchis.

Vierter Gesang. Dieser Gesang fängt mit einem allegorischen Traume des tapfern Friedel an, der unter den Gesandten der Schweizer eine Rolle spielte und jetzt durch die Wunden, die er bey dem meuchelmörderischen Ueberfall bey Granson erhalten hatte, von der Theilnahme an der Schlacht abgehalten wird. Er liebt Adulien, Alperies Tochter, die, mit Wilhelm Tells Waffen bedeckt, Wunder der Tapferkeit thut. **Fünfter Gesang.** Karl, durch seine Niederlage erbittert, erschöpft die Kraft seiner Staaten und stellt eine noch furchtbarere Armee in das Feld. Yolande von Savoyen, Ludwig XI. Schwester, führt ihm, um sein unempfindliches Herz zur Liebe zu rühren, in eigner Person Hülfstruppen zu. Bewafnet gefällt sie ihm:

Elle plut au héros sous cet aspect sauvage;
Il loua sa beauté lorsqu' il vit son courage.

Eine vorzügliche Zierde dieses Gesangs ist die Episode von dem tragischen Ende der schönen Saphire und des jungen Rosembaut, eines tapfern burgundischen Helden. **Sechster Gesang.** Karl bemächtigt sich der Gegenden um den Genfersee, und sein Minister Archambaud belastet die eroberten Provinzen mit dem Joche der drückendsten Tyranney:

L'homme libre rugit, meurt ou brise sa chaine;
Le lâche la demande, et la baise et la traîne;

Et le faible soumis, la trempant de ses pleurs,
D'un ciel indifférent implore des vengeurs.
L'humanité gémit, la fierté s'humilie,
Et la liberté sainte, et proscrite et trahie,
Fuit sur ces rocs déserts, ou rentre au fond des coeurs.

Murten wird belagert. Die Schweizer ziehen ein Heer von fünf und zwanzig tausend Mann zusammen, und mit ihnen vereinigt sich der Herzog von Lothringen, welchen Karl seines Landes beraubt hat. Nach einigen glücklichen Unternehmungen schleicht sich die Göttin der Zwietracht in das Lager der Schweizer; aber die Beredsamkeit des weisen Eremiten, bey welchem Rustan (im IIten Ges.) eingekehrt war und der jetzt mit seiner reitzenden Tochter Hevila in das Lager kömmt, vereitelt ihre Bemühungen und ruft die Eintracht und den Enthusiasmus für die Freyheit wieder zurück. Siebenter Gesang. Der fanatische Angelo, ein Mönch, treibt den Herzog von Burgund zur Rache an. Karl führt seine Armee in's Schlachtfeld und es erfolgt die merkwürdige Schlacht bey Murten. Die Schweizer erheben ein furchtbares Kriegsgeschrey:

La terre en tresaillit, et les cieux l'entendirent.
Des Alpes au Jura les echos rétentirent ...
Liberté! Liberté! Ces mots de tous côtés,
De vallée en vallée ont été répétés;
Et sur les monts émus le pin qui se balance,
Et le torrent qui tombe, et l'aigle qui s'élance;

Sur

Sur les rocs résonnant et dans l'air agité,
Tout semblait dire encor, Liberté! Liberté.

Schon entscheidet sich die Schlacht für Karl, als sich Halvil, einer der Schweizerhelden, in die Reihen der Burgunder stürzt:

— Lui même accourt, les retient, les rappelle.
Ses formidables cris au loin sont entendus:
„Fils de la liberté, mourons donc avec elle.
„Voulons-nous, vivre encor si nous sommes vaincus?
„Suivez-moi combattans! *Ah vous pouvez m'en croire,*
„C'est en cherchant la mort qu'on trouve la victoire.“
Il crie et s'élançant dans les rangs ennemis,
Il les fend, il les ouvre à ses braves amis.

Die Soldaten des Herzogs werden zum Weichen gebracht. Es erfolgen einige Zweykämpfe. Umsonst thut Karl Wunder der Tapferkeit; die Seinigen fliehn nach einer großen Niederlage. Auch die Schweizer haben großen Verlust erlitten. Nach der Schlacht beweinen die Weiber und Mütter der Erschlagenen ihre Todten. Es ist ein glücklicher Gedanke des Dichters das Spiel des Schicksals auf dem Schlachtfeld zu erwähnen, „das den Leichnam des Siegers mit dem des Besiegten paart;“ aber das, was nur hätte angedeutet werden sollen, wird durch die Ausführung ein wenig frostig:

Les vainqueurs sont couchés sur les corps des vaincus.
Dieu! leurs membres glacés se croisent et s'enlacent!

Le guerrier expirant près de son assassin,
Comme un dernier ami le presse sur son sein,
Et sur le champ de mort les ennemis s'embrassent!

Achter Gesang. Die siegreichen Schweizer gehen zu Rathe, ob sie den Herzog verfolgen sollen. Der Herzog von Lothringen und Diesbach rathen, in Karls Provinzen einzudringen und hier die Tyranney in ihren Quellen zu zerstören. Der weise Flüe widersetzt sich diesem jugendlichen Rathe, wird aber nicht gehört. Flüe kehrt in seine Einsamkeit zurück. Hier sucht ihn Rustan auf, mit Wunden bedeckt, und erzählt ihm die Verrätherey von Camboße. Der Alte giebt ihm seine liebenswürdige Tochter zur Gattin. — Indessen verfällt Karl in eine Art von Wahnsinn:

Sur les rives du Doubs le tyran emporté,
Allait cacher sa honte et dévorer sa rage:
Là, dans un noir chateau, l'effroi de ce rivage,
Il couvait sa vengeance au centre d'une tour,
Comme un sombre hibou le fruit de son amour.

Endlich bricht er mit verdoppelter Wuth gegen die Schweizer los und es kömmt zu der Schlacht bey Nancy. Karl empfängt den Tod von den Händen der tapfern Adulie, die in ihm den Tod ihres Geliebten, Fridel, rächt. Diese Scene hat viel Kraft. Die ungestüme Heldin wirft den Herzog zu Boden; er glaubt sein Leben zu retten, wenn er sich seinem Gegner nennt:

Mais plus terrible encor l'Helvétien s'écrie:
„C'est toi qui periras! Crois-tu donc aujourdhui,
Tyran

Tyran dont la fureur alluma cette guerre,
Quand le sang des humains fume et trempe la terre,
à l'abri de ton nom, échapper à ton sort?
Ah ce nom détesté sera ton cri de mort.
La liberté triomphe en ce moment suprême.
. . . . . .
Tombe, fier conquérant, sous la main d'une femme."
Le tyran à ces mots sent frissonner son âme,
Et succombe bientôt sous l'effort du vainqueur,
Glacé, comme le fer qui lui perce le coeur.

Dieses Gedicht, welches voll glänzender Beschreibungen, feuriger Reden und gehaltvoller Sentenzen ist, zeigt überall einen Verf. von Geist und Talent. Aber die Anzahl der großen epischen Dichter zu mehren, dürfte er so wenig als der Verf. der Henriade berufen seyn. Hierzu ist noch etwas mehr erforderlich, als jene Eigenschaften, die nur hinreichen, einen beredten Versificator, aber nicht einen genialischen Dichter auszustatten.

Fables de Lessing, en Allemand et en Français; avec deux traductions, dont une interlinéaire et propre à faciliter l'etude de l'allemand. Paris chez König. etc. An VIII. 8. Der Verf. dieses Buchs ist der, durch eine Menge Uebersetzungen bekannte A. M. H. Boulard, welcher seine Landsleute schon mit Kleist's Frühling, Hallers Alpen, einigen Gedichten von Klopstock und Zachariä in wohlgerathenen Uebersetzungen bekannt gemacht hat. Lessings Fabeln zur Be-

förderung des Studiums der deutſchen Sprache einzurichten, und durch ſie den Lernenden ſogleich einen vortheilhaften Begriff von dem Witze der Deutſchen zu geben, war kein übler Gedanke; auch kann man es dem Herausgeber immer zu Gute halten, daß er ſich, um die Bequemlichkeit ſeiner Landsleute zu ſchonen, der an ſich wenig empfehlungswerthen Methode einer interlineariſchen Ueberſetzung bedient. Auf den mit vieler Mühe ſo eingerichteten Text folgt die unveränderte Ueberſetzung der Fabeln von Antelmy. (Paris 1764.) Als Zugabe erhält man noch ein Leben von Leſſing und einige Maximen aus dem Manuel de morale (Paris 1771.), die in das Deutſche überſetzt und ebenfalls mit einer buchſtäblichen Interlinear-Verſion begleitet ſind. Auf eine gleiche Weiſe und zu demſelben Zwecke bearbeitet ſind eine Anzahl Idyllen von Geßner erſchienen, unter dem Titel:

Idylles et poèmes champêtres de Geſsner, avec une verſion interlinéaire par *A. M. H. Boulard.* Paris, Colnet. II. Vol. 8vo. 400 S.

Eglogues de Virgile, traduites en vers français, avec le texte latin, accompagnées de la traduction en vers de pluſieurs morceaux de Théocrite, Bion et Moſchus et de l'epiſode de Nyſus et d'Euryale; par *P. F. Tiſſot*, fils aîné An. VIII. Paris. chez Vatar etc. 191. S. 8. Der Ueberſetzer handelt in der Vorrede von den Bewegungsgründen zu ſeiner Arbeit, der Methode, die er dabey beobachtet hat, von der bukoliſchen Gat-

Gattung überhaupt und von den Dichtern, die ſich darinne ausgezeichnet haben. In ſeiner Ueberſetzung hat er ſich vor Latinismen und unrichtigen Ausdrücken nicht genug gehütet: doch iſt ihm ſeine Arbeit an vielen Stellen, vorzüglich in den beſchreibenden, gelungen Eine Stelle aus der IIIten Ekloge mag zur Probe dienen:

Je n'oſe rien risquer, hélas! de mon troupeau;
Il me faut craindre un père, une marâtre avare:
Chacun d'eux au retour, le compte et le ſépare.
Mais puisque ton orgueil cherche un tel differend,
Voici, tu l'avoueras, un gage bien plus grand.
Oui, je dépoſerai deux beaux vaſes de hêtre,
Oeuvre d'Alcimedon, ce rare et divin maître.
Autour d'eux répandu, le lierre des forêts
De ſon feuillage obscur couvre ſes noirs bouquets,
L'artiſte, dans le fond, grava la double image
De ce Conon fameux, et ... quel eſt l'autre ſage
Qui decrivit le globe, et marqua les ſaiſons
Propres aux ſoins divers du labour, des moiſſons?
Mes lèvres n'ont jamais touché ce bel ouvrage.

Elémens de critique dramatique, contenant une analyſe du théâtre ſous les tîtres ſuivans: de la tragédie, du tragi-comique, de la comédie, de la pantomime et de la farce: avec un coup d'oeil ſur l'éducation des acteurs grecs et romains etc. Ouvrage traduit de l'anglais de *William Cooke* par *P. F. Aubin.* Paris, Carteret. An VIII. 8vo. Die Ueberſetzung dieſes

auch

auch unter uns bekannten Buches, welches 1774 zu London erschien, kann bey seiner Mittelmäßigkeit schwerlich dazu dienen, bey den Franzosen den Wahn des alleinigen und ausschließenden Besitzes der dramatischen Kunst zu erschüttern. Die ängstliche Anhänglichkeit an die Regeln des Aristoteles, der Mangel an höhern Prinzipien von dem Wesen der Kunst und die eben so einseitigen als beschränkten Gesichtspunkte, welche der Engländer wählt, können keine fruchtbare Wirkung für die Verbesserung der Kritik haben. Die Uebersetzung selbst ist sehr mittelmäßig und an einigen Stellen verfehlt.

Le Défenseur de la philosophie, ou Réponse à quelques Satires dirigées contre la fin du XVIII. Siècle. Satire par un ami des arts, des lettres et des moeurs. Paris chez Moller. An IX. Diese Satyre, welche man dem bekannten Pitt beylegt, vertheidigt auf eine treffende und anziehende Weise die (freylich oft gemisbrauchte) Philosophie gegen die Angriffe, die sie von einem Pillet, Doigny, Laharpe, Delille ꝛc. hatte erdulden müssen, indem er zugleich den schneidenden und wegwerfenden Ton der schreibenden Jugend in Beurtheilung wohlgegründeter Reputationen nach Verdienst behandelt. Er erblickt Schaaren von jungen Reimern:

Qui s'armant des crayons des Boileaux, des Molières,
Pour peindre tour à tour nos vices, nos travers,
Font de grands vers en prose, et de la prose en vers.

Le

Le siècle, à les entendre, est à sa décadence.
La strophe de Lebrun est vide de cadence;
Et Chénier froid et sec, dans sa jeune saison,
A manqué de vigueur par excès de raison.

Delille wird mit dem Grafen Rivarol auf eine witzige Art zusammengestellt:

Faut-il louer encor Rivarol et Delille?
Mon cher Comte, salut! Salut, Abbé Virgile!
Vous souvient-il du tems, où chers aux beaux esprits,
Tous deux vous polissiez d'ingénieux écrits?
Les Jardins, chez Bleuet, venaient-ils de paraître?
Le Navet et le Chou *) ne tardaient point à naître.
L'un de l'autre ennemis, l'un de l'autre rivaux,
Vous cherchiez à briller par vos divers travaux.
Cependant fatigués de planer dans les nues,
Vous laissez répoſer vos lyres détendues.
Que dis-je? Rivarol n'a-t-il pas, depuis peu,
Fait un livre sublime en l'honneur du bon Dieu;
Et le long prospectus d'un long Dictionnaire
Où n'entre pas un mot révolutionnaire?

Ueber Delille's häufige Versprechungen der zahlreichen Werke, die er noch herausgeben will, heißt es weiter hin:

Il promet, il promet; que ne promet-il pas?
Tout Virgile traduit, tout Pope, tout Homère...
Delille, Rivarol, grands hommes, s'il en fut,
Suivent les mêmes lois, tendent au même but.

De

*) Le Navet et le Chou, eine Satyre Rivarol's auf Delille's Jardins.

De leur rare talent qu'un faquin se défie!
Ils sont les ennemis de la philosophie,
Et l'anti-philosophe a toutes les vertus.

Nach diesen satyrischen Angriffen auf die größern Helden der antiphilosophischen Sekte, kommt er zu dem Troß zurück — den imitatorum pecus — den er mit Lebhaftigkeit und Energie also anredet:

Imberbes agresseurs de rage tout gonflés,
Petits Auteurs siflans, quoique toujours siflés.
Parlez. Est-ce Voltaire, est-ce le bon Panagé*),
Qui furent les auteurs des crimes de notre âge?
Serait-ce Helvetius, le sage Devoré,
Par sa philantropie en tout tems dévoré?
Fontenelles enfourré dans sa robe de chambre,
Ruminait-il jadis les meurtres de Septembre?
Meurtres qu'il faut maudire, et non pas rappeller,
Meurtres que vos tableaux semblent renouveler,
Meurtres que je déteste, et qu'avec politesse
Votre Muse se plaît à me peindre sans cesse!
Peut-être quelque fois vous avez lû Raynal:
Est-ce lui qui créa cet affreux tribunal
Où périt Lavoisier, où des bourreaux superbes
Osèrent à la mort envoyer Malesherbes?

. . . . . .

Est-ce le bon Rousseau, Rousseau le génévois,
Qui d'un noir Jacobin fit entendre la voix,
Et qui déshonorant son nom et la tribune
Dénonça la vertu, proscrivit l'infortune?
Et la loi des suspects, abhorrée en tout lieu,
Y réconnaissez-vous l'esprit de Montesquieu?

Elémens

*) Toussaint, Verfasser des Buchs, Les Mœurs.

Elémens de Perspective pratique, à l'usage des artistes, suivis de réflexions et conseils à un élève sur la peinture, et particulièrement sur le genre du payſage, par *P. H. Valenciennes*, peintre, de la société philotechnique etc. Paris An VIII. 4. Dieſes ſehr ausführliche Werk, das nach ſo manchen ähnlichen Anweiſungen, nichts weniger als überflüßig war, behandelt die Perſpektive ganz vorzüglich in Beziehung auf die Mahlerey. Es enthält alſo nicht bloß eine geometriſche Anweiſung, ſondern gründliche Belehrungen über den Gebrauch der linear-Perſpektiv bey Gemählden, von der Luftperſpektiv, der Theaterperſpektiv, auch ſogar von optiſchen Gemählden, dem Panorama ꝛc. Ueberall ſpricht der Verfaſſer als ein gründlicher Kenner, mit Beſtimmtheit und Deutlichkeit, oft mit Anmuth und Gefühl über die Kunſt, die er treibt. Eine ausführliche Abhandlung über die Nachahmung der Natur iſt dem Hauptwerke als Zugabe beygeſellt. Sie enthält nützliche Lehren für einen jungen Mahler, der es in ſeiner Kunſt zur Vollkommenheit bringen will. Man findet hier häufig Gelegenheit, die edle Denkungsart des Verf. neben ſeinen Einſichten und Kenntniſſen zu bewundern. — Wir Deutſche beſitzen bereits ein ähnliches ſchätzbares Werk an Horſtigs Briefen über die Perſpektiv der Landſchaftsmalerey, das durch die beygefügten vielen Kupfertafeln auch für Frauenzimmer, die ſich mit der Kunſt beſchäftigen, beſonders lehrreich iſt. Auch ſind die Briefe an ein Frauenzimmer gerichtet.

Les Veillées du Tasse, manuscrit inédit mis au jour par *Compagnoni*, et traduit de l'italien par *I. F. Mimaut*. Volume in 8. italien et français. S. 221. Paris, *Maradan* libraire. Der Herausgeber erzählt in der Vorrede, daß dieses Manuscript 1794 zu Ferrara in einem alten Gebäude gefunden worden sey. Er behauptet, daß die Authentizität desselben durch die Vergleichung mit andern Handschriften des Tasso, die sich in der Bibliothek Barotti finden, außer Zweifel gesetzt worden, daß man viele Mühe gehabt den Inhalt desselben zu entziffern; daß es ihm aber endlich mit Hülfe des Dr. Agnelli, eines geübten Diplomatikers, gelungen sey, dieses schlechtgeschriebene und an manchen Stellen fast verloschene Manuscript in einen lesbaren Zustand zu setzen. Er glaubt, daß Tasso diese Aufsätze während seiner langen Gefangenschaft in Ferrara, und nach seinem Duell mit einem Freunde geschrieben habe, der das Geheimniß seiner Leidenschaft für die Prinzeßin Eleonore verrathen hatte. Zärtliche, melancholische Betrachtungen, Ausflüsse einer bis an Wahnsinn gränzenden Schwärmerey, machen den Inhalt dieses Buches aus, das, wenn es einen Betrug enthält, ihn wenigstens künstlich versteckt. Wir wollen eine Stelle daraus in der Uebersetzung mittheilen: „Ich werde sterben, ja ich weiß es gewiß. Meine kalten Ueberreste — mag man sie hinwerfen, wohin man will, es kümmert mich wenig. Doch nein, legt diese traurigen Reste in die Kirche des Pallastes nieder. — Dort will ich begraben

seyn!

seyn! dort! nirgends anders. — Sie ist fromm; sie pflegt sich in jenen Stand zu stellen, wo sie ungesehn, alles sieht, was unter ihr ist. Sie wird den Platz seyn, wo man mich hingelegt hat: Hier liegt Tasso. Die Buchstaben werden groß seyn. Befehlt dem Bildhauer, daß man sie lesen könne, von der Höhe des Standes. — Kennt ihr den Unglücklichen, der dort liegt? — Vergeßt seine Verse; erinnert euch nur seiner Liebe; seiner unglücklichen Liebe, die ihn in's Grab gestürzt. — Du, warst ihr Gegenstand; du! Nie liebte er eine Andere; dich allein liebte er! und wie? — bis zum Tode! — — — Die Zeit, dieser ewige Vertheiler der Tage, geht nicht allen Menschen mit gleichen Schritten. Der Höfling findet die Stunden kurz und flüchtig. Höret seine Klagen! langsam und Tropfen für Tropfen möchte er die Süßigkeiten des Reichthums kosten; und er erzittert, wenn er die Annäherung des unglücklichen Augenblicks denkt, wo das Glück das Rad wendet, auf dessen Gipfel ihn seine Laune gestellt hatte, und ihn plötzlich und ungestüm fallen läßt. — Für mich durchschreitet die Zeit mit langsamen Schritten ihre unermeßliche Laufbahn. Die Stunden sind Tage; die Tage Jahrhunderte. O wann wird der Augenblick meiner Befreyung kommen? — Welche furchtbaren Schatten umschweben mich! welche Ungeheuer! welche schreckliche Phantome! — Hier ist der Tod! Seine furchtbaren Begleiter gehen vor ihm her. Der Augenblick ist da. Ich muß mich ausstrecken ... dieß ist die Lage, die meinem

Schmerze geziemt. Die Hände auf die Brust — nein! auf die linke Seite; auf die Seite des Herzens. Auch mein Haupt muß sich nach dieser Seite neigen. — Doch nein! lieber der Thüre gegen über, damit es dem ersten, der zu diesem traurigen Platze kömmt, in die Augen falle. — Meine entstellten Züge werden den Ausdruck des tiefsten Schmerzes haben. Die Todten klagen nicht; aber wenn sie die Runzeln auf meiner Stirn, die blaßen Wangen, die verzogenen Lippen sehn, dann werden sie die Größe meiner Leiden ahnden. — — — Ach sind euch die grausamen Quaalen unbekannt, welche die Seele dieses Leichnams verzehrt haben? Wißt ihr nicht, daß seine Liebe menschliche Kräfte überstieg, daß sie gleich den himmlischen Geistern liebte, und daß ihre irdische Hülle nur dazu diente, eine Liebe zu entflammen, welche die Menschen und der Himmel verrathen hat? Der Unglückliche ist ein Opfer seiner traurigen Liebe geworden."

Contes et opuscules en vers et en prose, suivis de poëfies fugitives, par *Andrieux*, de l'Institut national etc. An. VIII. Paris. Renouard. 184 S. 8. Mit Vergnügen findet man hier mehrere niedliche Arbeiten in Prosa und Versen gesammelt, die zum Theil schon einzeln eine Zierde der französischen Journale gewesen sind. Andrieux gehört zu den wenigen Dichtern der neusten Zeit, welche eine heitre Laune mit dem besten Geschmack, und Geist mit Zierlichkeit vereinigen. Ist gleich der Stoff der versifizirten Erzählungen größtentheils

theils entlehnt, so gibt ihnen doch die poetische Form so viel eigenthümliche Anmuth, daß man den Dichter gern auch als ihren Schöpfer betrachtet. Man findet hier den Prozeß des Senates zu Kapua, den Müller zu Sans-souci, den Dechanten von Bajadoz. Die letztere Erzählung gehört, wie dem Inhalte, so der Form nach, zu den reichhaltigsten und witzigsten dieser Sammlung. Den Anfang macht eine piquante Anspielung auf den herrschenden Geschmack der Zeit:

Mes chers amis, ma Muse, dans ses rimes,
à tous vos goûts se prête volontiers.
Puisqu' à présent vous aimez les sorciers,
Que vos Romans, Drames et Pantomimes,
Rares tissus d'inventions sublimes,
Sont tout noircis de diables et d'enfer,
Je veux aussi mettre en jeu Lucifer.

Den ersten Versuch, welchen der Lehrer des Dechant macht, um die Dankbarkeit seines Schülers zu prüfen, schildert der Dichter in folgenden Versen:

Don Mendrito, présent à l'ambassade,
Avec esprit saisit le bon moment;
D'un ton aisé, louangeur, mais point fade,
à monseigneur il fait son compliment;
Puis il ajoute: à présent je me flatte
Que sa grandeur ne sera pas ingrate.
En quatre mot sachez quel est mon but.
Je n'ai qu'un fils, bon prêtre s'il en fut;
Il dit la messe, il lit dans le bréviaire
Passablement; mais à ne vous rien taire,

On n'en fera jamais un grand sorcier,
Mais ce serait un bon bénéficier.
— — Cela suffit et j'en fais mon affaire,
Dit le Prélat, non pas pour le moment;
Avec des gens qu'il faut que je ménage
J'ai par malheur plus d'un engagement:
Vous attendrez; j'ai promis, c'est dommage.

Mendrito macht noch viele andre Versuche, die nicht besser gelingen, als dieser. Der Dechant wird endlich Papst, und sein Lehrer, der immer sein getreuer Begleiter und Gehülfe gewesen war, bittet jetzt um eine mäßige Pension und um die Erlaubniß, in seine Einsamkeit zurückkehren zu dürfen. Der neue Papst nimmt die Bittschrift Mendrito's an und redet ihn dann mit folgenden Worten an:

Notre cher fils, nous sommes informés
Que tous les jours, seul, vous vous enfermez
Pour pratiquer d'horribles sortilèges,
Qui font, mon fils, autant de sacrilèges.
Vous vous damnez; nous en sommes fâchés,
Nous devrions pour de si grands péchés
Vous infliger très-rude pénitence.
Remerciez notre extrême indulgence,
Qui, pour tout ordre et pour tout châtiment,
D'auprès de nous vous bannit seulement.
Nous vous mandons, sans délai ni remise,
De quitter Rome et l'état de l'Église;
Faute de quoi, comme hérétique ou Juif,
Nous vous ferons dans trois jours brûler vif.

Jérusalem délivrée, poëme imité du Tasse, par *J. M. B. Clément*, de Dijon. Paris. An VIII.

8. 420 S. In einer ausführlichen Vorrede theilt der Verf. einige allgemeine Bemerkungen über das Heldengedicht mit, dem er seine Sphäre in dem heroischen Zeitalter und in der Ritterwelt anweist, und charakterisirt hierauf das Gedicht seines Autors mit einer Unpartheylichkeit und Strenge, die man freylich eher von dem Nachahmer als von dem Uebersetzer erwarten durfte. „Die schönen Formen des Tasso, sagt er unter andern, werden durch eine mit Zierrathen überladene Draperie versteckt, und ein allzugroßer Ueberfluß subtiler Ideen, weitgesuchte, die Natur versteckende Empfindungen, und mit einem Worte, eine Affectation, welche die Täuschung stört, schwächt seine Bewegungen." Und weiter hin: „Tasso hatte viel von der Naivetät, ohne die es kein wahres Genie giebt. Die Grundlage seiner Ideen und seiner Empfindungen ist naiv. Wenn man Sinn und Gefühl für diese Naivetät hat, so wird man sie auch durch seine gezierten Ausdrücke, seine übelstimmenden Nuanzen und sein überladenes Kolorit hindurch schimmern sehn. Man entkleide ihn von diesen falschen Zierrathen, diesen manierirten Grazien, von seinen Antitheſen und seinen Concetti; man nehme ihm das, was er zu viel hat; das was übrig bleibt, ist genug um einen großen Dichter zu machen. Dann erscheint seine natürliche Manier in ihrer wahren Größe." — Clement's Absicht bey seiner Arbeit war zum Theil auf eine solche Reinigung und Entkleidung von überflüßigen Zierrathen gerichtet. Er hat die 20 Gesänge des

Originals in sechzehn zusammengezogen; mehrere Episoden ganz weggelassen, gewisse Beschreibungen und allzulange Details, die für den Geschmack der (ungeduldigen) Franzosen zu kleinfügig waren, zusammengezogen Zu diesen Episoden, die er zu unterdrücken für nöthig fand, gehört auch die von Olint und Sophronia, und er gesteht, daß er lange Zeit bey sich angestanden habe, ob er sie der Regelmäßigkeit des Plans aufopfern solle. Er hat sie indeß dem Gedichte folgen lassen, wo sie nichts stört und auch selbst nichts von ihrem Interesse und ihrem eigenthümlichen Verdienste verliehrt. — Da der Verf. mehr die Absicht gehabt hat, das Gedicht des Tasso dem Geschmacke seiner Landsleute anzupassen, als sie mit dem ihm eigenthümlichen Geiste desselben, seinen Schönheiten und Fehlern, bekannt zu machen, so kann man ihm das Verdienst nicht abstreiten, in dem Streben nach seinem beschränkten Ziele mit Geschicklichkeit verfahren zu haben. Von seiner Manier, das italienische Original zu behandeln, mag die Geschichte von dem Tode Klorindens, im XIIten Gesange, zur Probe dienen, indem wir der französischen Nachahmung das Original zur Seite setzen:

*) Ainsi parla Clorinde. Aussi-tôt le guerrier
Qu'elle attend d'un pied ferme a quitté son
coursier.

Déjà

*) Guerra e morte avral, disse, io non rifiuto
Darlati se la cerchi: e ferma attende.
Non vuol Tancredi, chepedon veduto
Ha il suo nemico, usar cavallo e scende.

Déjà le fer en main, et brûlans de vengeance,
Ils fondent l'un ſur l'autre en un ſombre ſilence.

*) Magnanimes héros! un ſi noble combat
D'un plus brillant théâtre eût mérité l'éclat.
O nuit, ſeul témoin de ces héros célèbres,
Qui couvris leurs exploits de jalouſes ténèbres,
J'en vais percer enfin la longue obſcurité,
Et dévoiler leur gloire à la poſtérité.

**) Ces guerriers déployant moins d'art que de courage,
D'une ruſe ſavante ont négligé l'uſage:
Ils ne ſavent tous deux ni frapper à demi,
Ni reculer, ni feindre, ou tromper l'ennemi;
Mais ſans quitter leur place, auſſi fermes qu'agiles,
Les bras en mouvement et les pieds immobiles,

E impugna l'uno, e l'altro il ferro acuto,
Ed aguzza l'orgoglio, e l'ire accende.
E vanſi à ritrovar non altrimenti
Che due tori geloſi, e d'ira ardenti.

*) Degne d'un chiaro ſol, degne d'un pieno
Teatro, opre ſarian ſi memorande.
Notte che nel profondo oſcuro ſeno
Chiudeſti, e nell' oblio fatto sì grande,
Piacciati ch'io ne'l tragga, e in bel ſereno
Alle future età lo ſpiegi e mande.
Viva la fama loro, e tra lor gloria
Splenda del fosco tuo l'alta memoria.

**) Non ſchivar, non parar, non ritirarſi,
Voglion coſtor, nè qui deſtrezza ha parte.
Non danno i colpi or finti, or pieni, or ſcarſi;
Toglie l'ombra e il furor l'uſo dell' arte.
Odi le ſpade orribilmente urtarſi
A mezzo il ferro; il piè d'orma non parte:
Sempre é il pié fermo, e la man ſempre in moto
Nè ſcende taglio in van, nè punta a vuoto.

*) Par d'effroyables coups le fer frappe le fer,
Leur épée étincelle, et l'éclair ſuit l'éclair.
Leur fureur dans l'attaque et leur vigueur s'accroiſſent;
Ils s'approchent encor, ſe choquent et ſe preſſent:
Le bouclier heurté heurte le bouclier,
Et l'acier qui les couvre a repouſſé l'acier.

**) Trois fois notre héros, que tant d'obſtacle étonne,
D'un effort vigoureux a ſaiſi l'Amazone;
Il la ſerre en ſes bras: cruels embraſſemens!
Noeuds farouches qu' Amour eût rendus ſi charmans!
Et trois fois à la force oppoſant le courage,
De ces bras ennemis Clorinde ſe dégage.
Le combat recommence, et déja dans leur flanc
Le fer plus d'une fois s'eſt abreuvé de ſang.

Epui-

*) L'onta irrita lo ſdegno alla vendetta:
E la vendetta poi l'ontra rinnova:
Onde ſempre al ferir, ſempre alla fretta
Stimol novo s'aggiunge, e cagion nova.
D'or in or più mesce, e più riſtretta
Si fa la pugna, e ſpada oprar non giova:
Danſi co'pomi e infelloniti e crudi
Cozzan con gli elmi inſieme, e cogli ſcudi.

**) Tre volte il cavalier la donna ſtringe
Con le robuſte braccia: ed altrettante
Da que' nodi tenaci ella ſi ſcinge;
Nodi di fier nemico, e non d'amante;
Tornano al ferro: e l'uno e l'altro il tinge
Con molte piaghe, e ſtanco ed anelante

Epuiſés, hors d'haleine, enfin ils ſe rétirent;
De leur longue fatigue un moment ils réſpirent:

*) Sur leur ſanglante épée appuyés faiblement,
Tous deux ſe regardaient avec étonnement.
Mais l'aſtre du matin vient d'éveiller l'Aurore;
à ſes prémiers rayons, dont le ciel ſe colore,
Tancrède vit couler le ſang de ſon rival;
Il s'en applaudiſſait. . . . . .

**) Tous deux en même tems, plein d'un nouveau courroux,
Reviennent au combat et redoublent leurs coups;
Ils ne connaiſſent plus que leur aveugle rage.
Leur force qui s'éteint n'éteint point leur courage:

E queſti, e quegli alfin pur ſi retira
E dopo lungo faticar riſpira.

*) L'un l'altro guarda, e del ſuo corpo eſangue
Sul pomo della ſpada appoggia il peſo.
Già dell' ultima ſtella il raggio langue
Al primo albor, ch' è in oriente acceſo,
Vede Tancredi in maggior copia il ſangue
Del ſuo nemico, e ſe non tanto offeſo:
Ne gode e ſuperbisce. . . . . .

**) Torna l'ira ne' cori, e gli trasporta,
Benchè debili in guerra. Oh fera pugna!
U'l'arte in bando, u'già la forza è morta;
Ove in vece d'entrambi il furor pugna!
Oh che ſanguigna e ſpazioſa porta
Fa l'una e l'altra ſpada, ovunque giunga

Sanglans, percés de coups, déchirés, demi-morts,
Lui ſeul retient leur âme, et ſoutient leurs efforts.

*) Ainſi, lorsque les vents, du ſein des mers profondes,
Soulevant la tempête, ont tourmenté les ondes,
De leur choc turbulent l'Océan courroucé
Gronde et s'agite encor quand les vents ont ceſſé.

**) Enfin le coup fatal a frappé la guerrière,
Son beau ſein a ſenti l'atteinte meurtrière,
Sur ſes yeux ſe répand un nuage confus,
Ses genoux chancelans ne la ſoutiennent plus.
Elle tombe. . . . . .

En

Nell' arme, e nelle carni! e ſe la vita
Non eſce, ſdegno tienla al petto unita.

*) Qual alto Egeo, perchè Aquilone, o Noto
Ceſſi, che tutto prima il volſe, e ſcoſſe,
Non s'acchera però; ma'l ſuono e'l moto
Ritien dell' onde anco agitate e groſſe;
Tal, ſebben manca in lor col ſangue voto
Quel vigor, che le braccia ai colpi moſſe;
Serbano ancor l'impeto primo e vanno,
Da quel ſoſpinti, a giunger danno a danno.

**) Ma ecco omai l'ora fatale è giunta.
Che'l viver di Clorinda al ſuo fin deve.
Spinge egli il ferro nel ben ſen di punta,
Che vi s'immergo, e'l ſangue avido beve:
E la veſta che d'or vago trapunta,
Le mammelle ſtringea tenera e leve,
L'empie d'un caldo fiume: ella già ſente
Morirſi, e'l piè le manca egro, e languente.

*) En déſarmant ce front que doit laver la Grace,
Un friſſon le ſaiſit, ſa main tremble et ſe glace;
Il voit, il reconnait .. Ceſt elle! Ah quel moment!
Quelle vue! Il reſtait ſans voix, ſans mouvement.
Il allait expirer; mais ſa vertu rappelle
Dans ſon âme accablée une force nouvelle,
Et donne au cher objet qu'il a privé du jour
La vie et le bonheur de l'immortel ſéjour.
Au ſon des mots ſacrés Clorinde ſe ranime:
Un ſourire céleſte, où cette ame ſublime
D'un ſaint raviſſement fait briller le transport,
Eclaircit ſur ſon front les ombres de la mort.

**) Au défaut de la voix enfin elle préſente
Au malheureux Tancrède une main defaillante:
Elle

*) Tremar ſentì la man, mentre la fronte,
Non conoſciuta ancor ſciolſe e ſcoprio.
La vide, la conobbe; e reſtò ſenza
E voce, e moto. Ahi viſta, ahi conoſcenza!
Non morì già; chè ſue virtuti acrolſe
Tutta in quel punto, e in guardia al cor le miſe:
E premendo il ſuo affanno, a darſi volſe
Vita con l'acqua a chi col ferro uccíſe.
Mentre egli il ſuon de' ſacri detti ſciolſe,
Colei di gioja transmutoſſi e riſe:
E in atto di morir lieto e vivace
Dir parea: s'apre il cielo: io vado in pace.

**) D'un bel pallore ha il bianco volto aſperſo,
Come a'gigli farian miſte viole:
E gli occhi al cielo affiſa, e in lei converſo
Sembra per la pietate il cielo e'l ſole:

Elle expire en tournant ſes regards vers le ciel,
Et ſon âme s'envole au ſein de l'éternel.

Le héros conſterné, que ſa force abandonne,
Tombe aux pieds de Clorinde, et la mort l'environne.
Immobile, glacé, ſans ſouffle, ſans couleur,
Son coeur ſeul conſervait la vie et la douleur.

E la man nuda, e fredda alzando verſo
Il cavaliero in vece di parole,
Già dà pegno di pace: in queſta forma
Paſſa la bella donna, e par che dorma.

Come l'alma gentil uſcita ei vede,
Rallenta quel vigor, ch'avea raccolto:
E l'imperio di ſe libero cede
Al duol già fatto impetuoſo e ſtolto,
Ch'al cor ſi ſtrinſe, e chiuſa in breve ſede
La vita, empiè di morte i ſenſi, e'l volto.
Già ſimile all' eſtinto il vivo langue
Al colore, al ſilenzio, agli atti, al ſangue.

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Ideen zu einer Parallele der physikalischen Wissenschaften und der schönen Redekünste; von Hrn. Prof. Morgenstern in Danzig. . . . . S. 3

II. Horazens fünfte Epistel des ersten Buchs. 38

Horazens siebente Epistel des ersten Buchs. 43

III. Melanges extraits des Manuscrits de Mme. *Necker*. 3 Vols. 70

IV. *Vita*

IV. *Vita Davidis Ruhnkenii*; auctore *Dan. Wyttenbacchio*. 83

V. Ludwig Theobul Kosegartens Poesien, 2 Bände. 102

VI. Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichkeit der Seele; nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus, von Jean Paul. . . . 138

VII. Mein Schreibtisch, von Sophie von La Roche. 2 Theile. 144

VIII. Ueber den Pastellmahler Daniel Caffe in Leipzig. 155

Zweytes Stück.

IX. Ueber Natur- und Kunst-Schönheit. . 179

X. *Frid. Iacobs* Animadverſiones in Epigrammata Anthologiae graecae, ſecundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Vol. I. et II.

Analecta critica in Anthologiam graecam, cum Supplemento Epigrammatum, maximam partem ineditorum; collegit *Imm. G. Huſchke*.

Carmina convivalia Graecorum, metris ſuis reſtituta et Animadverſionibus illuſtrata; praemiſſa Diſquiſitione de hoc genere carminis. Edidit *Car. Dav. Ilgen*, . . . 188

XI. Iscrizioni Greche Triopee ora Borgheſiane con Verſioni et Oſſervazioni di *Ennio Quirino Visconti*.

Herodis Attici quae ſuperſunt, adnotationibus illuſtravit *Raphael Fiorillo*. Praefixa eſt Epiſtola *Chr. G. Heynii* ad auctorem. 231

XII. Die Furienmaske im Trauerſpiel und auf den Bildwerken der alten Griechen; eine archäologiſche Unterſuchung von C. A. Böttiger. 251

XIII.

XIII. Georg Chriſtoph Lichtenbergs vermiſchte Schriften; nach deſſen Tode aus den hinterlaſſenen Papieren geſammelt und herausgegeben von Ludw. Chr. Lichtenberg und Fr. Kries. 266

XIV. L'Homme des Champs, ou les Georgiques Françaiſes; par *Iaques Delille*. 276

Der Landmann ein Gedicht, in vier Geſängen, nach Delille, von K. L. M. Müller. 295

XV. Franzöſiſche Literatur.

Hermann et Dorothée, en neuf chants, poëme allemand de *Göthe*, traduit par *Bitaubé* 298

Epitre à Virgile ſur la bataille de Maringo, par *M. D. Cubières*. 304

Eloge de *Montaigne* par *Henriette Bourdic-Viot*. 305

Les Helvétiens en huit chants, avec des notes hiſtoriques par *Ch. Français Philibert Maſſon*. 305

Fables de *Leſſing*, en Allemand et en Français, avec deux traductions, dont une

une interlinéaire et propre à faciliter l'étude de l'Allemand. 313

Idylles et poëmes champêtres de *Geſsner*, avec uue verſion interlinéaire par *A. M. H. Boulard*. 314

Eglogues de *Virgile*, traduites en vers français par *P. E. Tiſſot*. 314

Elemens de critique dramatique, traduits de l'anglais de *William Cooke* par *P. T. Aubin*. 315

Le Defenſeur de la Philoſophie, ou Reponſe à quelques Satires dirigées contre la fin du XVIII Siècle. Satire par un ami des arts, des lettres et des Moeurs. (Piis.) 316

Elémens de Perſpective pratique, à l'uſage des artiſtes, ſuivis de réflexions et conſeils à un éleve ſur la peinture et particulièrement ſur le genre du payſage, par *P. H. Valénciennes*. . . . 319

Les Veilles du *Taſſe*, manuſcrit inédit mis au jour par *Compagnoni* et traduit de l'italien par *I. F. Mimaut*. . . . 319

IV. *Vita Davidis Ruhnkenii*; auctore *Dan. Wyttenbacchio*. 83

V. Ludwig Theobul Kosegartens Poesien, 2 Bände. 102

VI. Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichkeit der Seele; nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus, von Jean Paul. . . . 138

VII. Mein Schreibtisch, von Sophie von La Roche. 2 Theile. 144

VIII. Ueber den Pastellmahler Daniel Caffe in Leipzig. 155

Zweytes Stück.

IX. Ueber Natur- und Kunst-Schönheit. . 179

X. *Frid. Iacobs* Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae, secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Vol. I. et II.

Analecta critica in Anthologiam graecam, cum Supplemento Epigrammatnm, maximam partem ineditorum; collegit *Imm. G. Huschke*.

Carmina convivalia Graecorum, metris suis restituta et Animadversionibus illustrata; praemissa Disquisitione de hoc genere carminis. Edidit *Car. Dav. Ilgen*, . . . 188

XI. Iscrizioni Greche Triopee ora Borghesiane con Versioni et Offervazioni di *Ennio Quirino Visconti*.

Herodis Attici quae supersunt, adnotationibus illustravit *Raphael Fiorillo*. Praefixa est Epistola *Chr. G. Heynii* ad auctorem. 231

XII. Die Furienmaske im Trauerspiel und auf den Bildwerken der alten Griechen; eine archäologische Untersuchung von C. A. Böttiger. 251

XIII.

XIII. Georg Chriſtoph Lichtenbergs vermiſchte Schriften; nach deſſen Tode aus den hinterlaſſenen Papieren geſammelt und herausgegeben von Ludw. Chr. Lichtenberg und Fr. Krics. 266

XIV. L'Homme des Champs, ou les Georgiques Françaiſes; par *Iaques Delille*. 276

Der Landmann ein Gedicht, in vier Geſängen, nach Delille, von K. L. M. Müller. 295

XV. Franzöſiſche Literatur.

Hermann et Dorothée, en neuf chants, poëme allemand de *Göthe*, traduit par *Bitaubé* 298

Epitre à Virgile ſur la bataille de Maringo, par *M. D. Cubières*. 304

Eloge de *Montaigne* par *Henriette Bourdic-Viot*. 305

Les Helvétiens en huit chants, avec des notes hiſtoriques par *Ch. Français Philibert Maſſon*. 305

Fables de *Leſſing*, en Allemand et en Français, avec deux traductions, dont une

une interlinéaire et propre à faciliter l'étude de l'Allemand. 313

Idylles et poëmes champêtres de *Geſsner*, avec uue verſion interlinéaire par *A. M. H. Boulard*. 314

Eglogues de *Virgile*, traduites en vers français par *P. E. Tiſſot*. 314

Elemens de critique dramatique, traduits de l'anglais de *William Cooke* par *P. T. Aubin*. 315

Le Defenſeur de la Philoſophie, ou Reponſe à quelques Satires dirigées contre la fin du XVIII Siècle. Satire par un ami des arts, des lettres et des Moeurs. (Piis.) 316

Elémens de Perſpective pratique, à l'uſage des artiſtes, ſuivis de réflexions et conſeils à un éleve ſur la peinture et particulièrement ſur le genre du payſage, par *P. H. Valénciennes*. . . . 319

Les Veilles du *Taſſe*, manuſcrit inédit mis au jour par *Compagnoni* et traduit de l'italien par *I. F. Mimaut*. . . . 319

Contes et Opuscules en vers et en prose, suivis de poëfies fugitives, par *Andrieux*. 322

Jérusalem délivrée, poëme imité du Taſſe, par *I. M. B. Clément*. 324

Neue Verlagsbücher

der

Dykischen Buchhandlung

in Leipzig

zur Ostermesse 1801.

Anthologia graeca, sive poetarum graecorum lusus; ex recensione *Brunckii*. Indices et commentarium adjecit *Fr. Iacobs*. Tom. X. Commentarius Vol. 5. 8vo maj.

auch unter dem Titel:

Iacobs, Fr. Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae, secundum ordinem Analectorum *Brunckii*. Vol. II. pars 3. 8vo maj. auf Schreibpapier 2 Thlr.

auf Druckpapier 1 Thlr. 12 gr.

Gedichte von August Friedrich Ernst Langbein. 2 Theile, mit 6 Kupfern, gezeichnet und gestochen von Penzel. 8. 3 Thlr.

Vermischte Schriften von J. C. F. Manso. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Die Hauptlehren Jesu und die Geschichte seiner letzten Leiden; nach den Evangelisten Matthäus, Lucas und Johannes. Nebst dem darauf begründeten Religionssystem des Apostel Paulus und dem Inbegriff der Lehre Jesu, wie solche einer im Christenthum gebornen und erzogenen Jugend vorzutragen seyn dürfte. 8. 9 Bogen 7 gr.

(24 Exempl. für 4 Thlr, sächs. Münze baar.)

Der Zögling eines Landgeistlichen in Niedersachsen. Die alte und die neue Welt; der Stand der Natur, die Mode. Eine Geschichte und drey Visionen. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 64sten Bandes 2tes Stück. gr. 8. 12 gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche für praktische Aerzte. 19ten Band. 4tes Stück. gr. 8. 9 gr.

— — Neue Ausgabe, herausgegeben von D. Christian Martin Koch. Erster bis Sechster Theil. gr. 8. 12 Thlr.

Jeder Theil der neuen Ausgabe umfaßt drey Bände der ältern Ausgaben. Das allgemeine Register über die zwölf ersten Bände paßt auch zu der neuen, concentrirten, enger gedruckten, und mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vermehrten Ausgabe; ein kurzes Register über den 13ten bis 18ten Band findet sich beym 6ten Theil der neuen Ausgabe. Nach Erscheinung des 24sten Bandes, oder des 8ten Theils der neuen Ausgabe, wird die zweyte Hälfte des allgemeinen Registers für alle Ausgaben geliefert werden. Des 20ten Bandes 1stes Stück ist unter der Presse.

Beck, (Christ. Daniel,) Commentarii historici Decretorum Religionis Christianae et Formulae Lutheriae. 8vo maj. 3 Thlr. 12 gr.

Morgenstern, (Car.) de Literis humanioribus, sensum veri, honesti et pulchri. 8vo maj. 12 gr.

Epimenides aus Kreta; eine kritisch-historische Zusammenstellung aus Bruchstücken des Alterthums; nebst zwey kleinern antiquarischen Versuchen; von *Carl Friedrich Heinrich*. gr. 8. 16 gr.

Dyk, (J. G.) moralisches Lesebuch für Kinder. 2 Theile. 30 Bogen, mit einem Kupfer. 8. (jeder Theil 12 gr.) 1 Thlr.

— — religiöses Handbuch für die Jugend: Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in Sprüchen, nebst beygefügten Erläuterungen und Aufsätzen über die wichtigsten Religions-Materien. 8. 14½ Bogen 10 gr.

(25 Exempl. 6 Thlr. 16 gr. 12 Exempl. 3 Thlr. 8 gr. in Sächs. Gelde baar.)

Criminalistische Blätter von K. Hommel. Erstes Heft: Churſächsisches Criminalrecht. gr. 8. 1 Thlr.

Die Tugendkunst; oder Sitten-Katechismus für alle Völker der Erde; (d. h. ohne Rücksicht auf ihre religiösen Meinungen.) Aus dem Französischen des Herrn von Saint-Lambert übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. G. Dyk. 3ter und letzter Theil. gr. 8. 1 Thlr.

Die Gesellschaftskunst; aus dem Französischen des Herrn von Saint-Lambert übersetzt von K. P. Stampeel. 2ter und letzter Theil. gr. 8. 1 Thlr.

(Alle 3 Bände der Tugendkunst und 2 Bände der Gesellschaftskunst 5 Thlr. 8 gr.)

Unter der Presse.

Die Reise nach dem Brocken. Eine Geschichte am Ende des philosophischen Jahrhunderts. 8.

Rose, Joh. Wilh. Versuche in verschiedenen Dichtungsarten. 8.

— — Carlos und Elisabeth. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. (einzeln.)

Beschreibung einer Reise von Berlin nach der Insel Rügen, und von dort wieder zurück. Ein Buch für Kinder. 8.

Alwin und Theodor, oder Taschenbuch für Kinder von Fr. J. 8.

Manso, J. C. F. Sparta; ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates. 2ter Band. gr. 8.

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen; als Nachträge zu Sulzers allgemeinen Theorie der schönen Künste. 6ten Band. 2tes Stück. gr. 8. (jedes Stück 16 gr. jeder Band 1 Thlr. 8 gr.)

Nachricht.

Seit vierzig Jahren haben sich nach und nach in meinem Pulte einige dichterische Versuche gehäufet, die ich bisher, des Horazischen mediocribus esse poetis eingedenk, zu schüchtern war ins Publikum zu schicken. Wenige, und eben nicht die vollendetsten, verirrten sich jedoch zuweilen, ohne mein Wissen, in Almanache und Taschenbücher, und wurden zum Theil anonym gedruckt; hatten aber das Glück zu gefallen, und wohl gar den Beyfall eines Ramler, Weisse, von Thümmel, Uz, und mehrerer Männer von entschiedenem Geschmacke zu erhalten. Dieses und die ermunternden Stimmen nicht weniger Kenner brachten mich endlich zu dem Entschlusse, eine sorgfältige Auswahl zu treffen, und zu versuchen, ob ich durch ihre Bekanntmachung auch etwas zum Vergnügen meiner Zeitgenossen beyzutragen vermöchte. Das Ganze wird nicht viel über ein Alphabeth betragen, und theils lyrische, theils kleine scherzhafte und epigrammatische, theils epistolarische und dramatische Versuche enthalten, zu denen sich eine Gattung gesellen wird, die ich Familiengedichte nennen möchte, und die vielleicht Lesern, welche Geschmack an den süßen häuslichen Freuden finden, nicht unangenehm seyn dürften. — Um indessen das äußere Gewand dieses Werkchens genauer bestimmen zu können, wünschte ich vorher zu wissen, auf wie viel Käufer ich etwa unter meinen Gönnern und Freunden rechnen dürfte, und bitte daher um gefällige Subscription bey den Freunden meiner Muse, durch die man diese Nachricht erhalten wird.

Johann Wilhelm Rose,

Königl. Preuß. wirklicher Consistorialrath und Stiftsprediger zu Anspach.

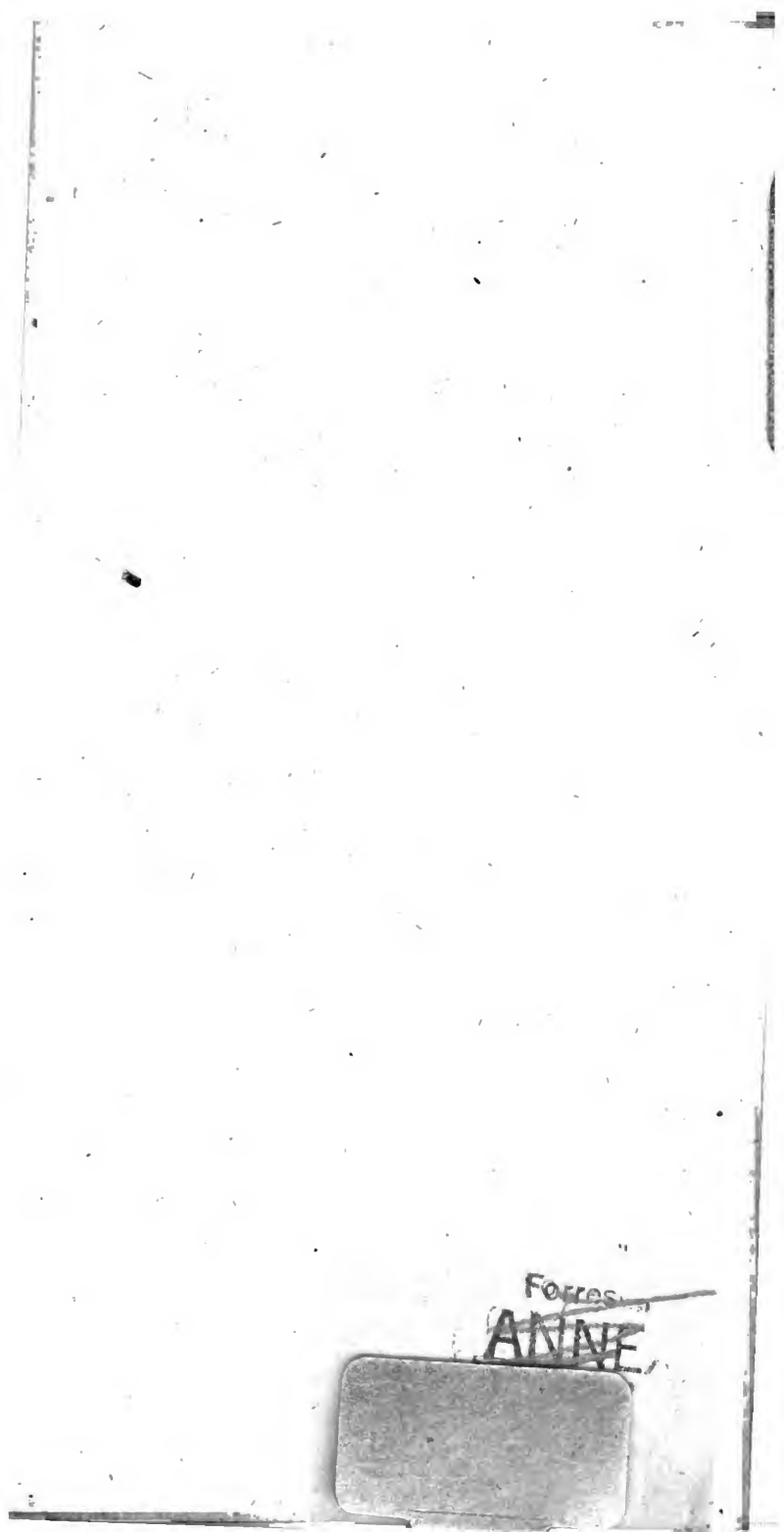
Diese Gedichte werden im Verlage der Dykischen Buchhandlung zu Leipzig zur Michaelismesse 1801 erscheinen. Die Subscribenten, deren Namen vorgedruckt werden, erhalten ihre Exemplare durch den Verfasser! und senden an ihn, oder seine dazu bestimmten Freunde, das Geld ein. Die Dykische Buchhandlung erbietet sich indeß auch zur Beförderung dieser Gelder in verschlossenen Paketen und Briefen an den Herrn Consistorialrath Rose zu Anspach.

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

CARREL USE

MAR 21 1983


Forres
ANNE

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

CARREL USE

MAR 21 1983

Forres
ANNE

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

CARREL USE

MAR 21 198

Forres.
ANNE

Forres.
ANNE